Eine nicht ganz ernst gemeinte fiktive Geschichte zu meinen Vorfahren!

Benedict, der Prediger und ich

Eine Geschichte über 72 Generationen bis zu Beginn der Zeitenrechnung

Vorbetrachtung

Diese Geschichte entwickelt sich aus einer wahren Anfangsepisode gepaart mit einer langjährigen genealogischen Forschung, einer scharfen Prise Humor und ein Wenig Fantasie. Ich versuche, das bestehende Weltbild und die Ansichten der verschiedensten Glaubensrichtungen nicht zu verletzen. In einer Zeit, in der wir zum wiederholten Male Glaubenskriege auf der Erde führen, müssen Gedanken zu den verwandtschaftlichen Beziehungen angesprochen werden. Ich lebe als nicht praktizierender Protestant in einem glaubensneutralen Gebiet auf dieser Welt. Wir werden von der Obrigkeit unseres Landes nur angehalten, Glaubensflüchtlinge aus umkämpften Gebieten aufzunehmen und sie in unsere „schöne heile Welt“ zu integrieren. Dafür habe ich aus historischen Gründen volles Verständnis, da meine Mutter ebenfalls eine aus ihrer Heimat Vertriebene ist. Ich berühre ich nicht die Thematik Umsiedler- Flüchtling- oder Vertriebene. Die 2000 jährige Geschichte in Europa ist voll davon. Und ging es dabei um den Glauben, eher nicht. Alle Auseinandersetzungen gingen und gehen heute nur um Macht, Einfluss und materielle Werte unter dem

Deckmantel eines Glaubens. Im letzten Jahrhundert haben nationale Strömungen mit ihren fremdenfeindlichen Parolen die Menschen in den Köpfen verwirrt, bis dann kommunistischen Proleten das Gleiche mit ihren Untergebenen machten. Andersdenkende wurden liquidiert, wie zu allen Zeiten. Aus den Erkenntnissen meines Familienbaumes ist zu sehen, dass ich in der weiteren Verwandtschaft nicht nur Protestanten sondern auch Katholiken habe. Mit Erstaunen stelle ich fest, dass es bei den angeheirateten Personen auch Moslems Hindus Farbige aus Ghana und Asiaten aus Vietnam gibt. Dabei sind die angeheirateten aus den europäischen Kulturen nicht mit betrachtet. Was unterscheidet mich nun mit meinem Familienbaum, über die Jahrhunderte bis zur Gegenwart, von denen mit Angst und Hass geprägten auf der Straße demonstrierenden Menschen? Eigentlich nichts.

70 Prozent sind Wirtschaftsflüchtlinge aus dem Balkan, Nordafrika und Asien. Sie lassen sich für viel Geld schleusen, um ins gelobte Land zu gelangen, wo Milch und Honig fließen. Dort kann man auch ohne etwas zu tun von staatlicher Unterstützung leben. Asylbewerberverfahren, die über Monate oder Jahre laufen, integrieren Ankömmlinge automatisch. Es ist aber auch nicht dienlich, wenn TV Sender nur Berichte von schon in die Gesellschaft integrierten Zuwandern senden. Diese Problematik kommt in der zwei tausend jährigen Geschichte immer wieder.

1.Kapitel

Der in meiner Firma beschäftigte Libanese wurde mir von der Arbeitsagentur empfohlen. Mit erster Skepsis über seine Leistungen und dem Verhalten unseren Kunden gegenüber mache ich mich mit der Situation vertraut. Ali Muchta wohnt im Nachbarort bei einer einheimischen Frau. Er ist angeblich Tischler wie ich es bin und auch Josef von Nazareth es war. Seinen inoffiziellen Lebensunterhalt, so stellt sich später heraus, verdient er mit dem Vertrieb gebrauchter Autos über Hamburg Hafen in den Nahen Osten. Für mich ist es aber lehrreich, von ihm über seine Heimat, die Flucht und sein Leben bei uns zu erfahren. Er arbeitet bei mir in der Werkstatt beim Zusammenbauen von Möbeln mit und erledigt Transportaufgaben, ist aber zu einer selbständigen Arbeit nicht fähig. Allerdings versteht er viel von Autos, ihren Wert, Vertriebssystemen und Bedarfsanalysen. Sein Gastspiel dauert nur zwei Monate, eigentlich nur als Alibi dem Amt gegenüber. In dieser Zeit arbeitet meine Tochter als Ergotherapeut unter einem libanesischen Chef in der Nähe von München. Sie bescheinigt ihm eine hohe Fachkompetenz.

Eines Tages fahre ich mit meinem Mittelklassewagen in einer Größeren Stadt auf Kundensuche. Noch ohne Navi bin ich mit der Karte in eine Plattenbausiedlung geraten. Da stehen an den Ecken der Straßenkreuzungen dunkelfarbige junge Männer, die auf frische Beute lauern. Da ich im Schritttempo im Kreuzungsbereich unterwegs bin, rein aus Unkenntnis von der Gegend, kommt die

dunkle Meute auf meine Blechschutzburg zu geströmt. Durch das geschlossene Fenster stammeln sie Unverständliches. Die vielen schwarzen Hände auf meinem silbernen Wagen stören mich schon. Bis ich nach geraumer Zeit herausfinde, dass es sich hier um Tagelöhner handelt, die schwarz eine schnelle Mark machen wollen. Ich winke ab und gebe Gas. In der Firma angelangt berichte ich von dem Erlebten und wir fragen uns: „Was soll nur mit diesen Menschen werden?“ In unserer Kleinstadt sind wir weit von diesen Problemen entfernt. Die bei uns lebenden Menschen ausländischer Abstammung sind Bestandteil unseres Ortes. Es ist eher der Fall, dass Einheimische mit ihrer Bierflasche das Straßenbild trüben.

So verläuft mein Geschäft gemächlich dahin. Bis ich zum wiederholten Male als Firma eine Einladung von der italienischen Außenhandelsgesellschaft nach Sizilien erhalte. Warum auch immer? Ich nehme an, unser Firmenname hat einen romanischen Einschlag ist aber nur aus meinen drei Vornamen zusammengesetzt. Im Schreiben ist ein kurzfristiger Termin der Reise angegeben mit der Angabe des Abflughafens. Da keine größeren Aufgaben anliegen gebe ich mein OK. Die Vier Tage Reise bewältige ich mit einer kleinen Reisetasche als Handgepäck. In Leipzig in der Abflughalle, ist niemand mit dem gleiche Ansinnen zu erkennen nach Palermo zu reisen. Am Flugschalter liegt das Ticket auf meinen Namen bereit. Aus den Unterlagen ist die Route ersichtlich. Leipzig-München, München- Rom und Rom Palermo Ich

muss drei Mal Starten und drei Mal Landen und wenn ich das überstehen geht es Retour umgedreht. Die erste Strecke nach München, meist Geschäftsleute, absolviere ich mit einer kleinen Maschine und es gibt Bier. Die Welt ist in Ordnung. Der Airport München etwas größer, einen Orientierung ist erforderlich. Auch da sind noch keine, Sizilien Reisende zu erkennen. Bis zu diesem Zeitpunkt ist nichts Außergewöhnliches wahrnehmbar. Das Eisteigen geht reibungslos und ich nehme mir Zeit. Mit meinem Handgepäck schlendere ich die Fluggastbrücke hinunter. Freundlich begrüßt vom Bordpersonal, suche ich meinen Platz.

Da schaut mir mit festem Blick ein geistlich dezent gekleideter weißhaariger Herr tief in die Augen, nicht etwa auf die Schuhe oder auf meine Tasche, nein tief in mein Inneres. Ich kenne das nur bei Blickkontakten mit Frauen. Blitzschnell rattert mein Kopf die Personendateien durch. In Bruchteilen von Sekunden erkenne ich den Hüter der katholischen Glaubenskongregation Georg Katzeiler, der von München zu seiner Arbeitsstelle in den Vatikan fliegt. Mein erster Gedanke ist: Gott fliegt mit uns. Meine Schritte tragen mich immer weiter an den Geistlichen heran. Spreche ich ihn an? Aber mit welchen Worten? Zwei Plätze neben ihm sind noch frei, meiner ist aber genau hinter ihm. Sein Blick lässt nicht von mir. Ich schaue aus Verzweiflung auf meine Bordkarte und verweile, dann kurzentschlossen hebe ich den Kopf mit den Worten: Grüß Gott Herr Kardinal und nehme hinter ihm meinen Platz ein. Er erwidert wohlwollend mit dem Kopf nickend meinen Gruß.

Eine Begegnung zweier wildfremder Personen, die noch Konsequenzen haben soll. Der Flieger startet und die Stewardessen beginnen mit dem Service. Die Flugzeit beträgt nur neunzig Minuten, wenn ich ihn ansprechen will, muss ich mich aber beeilen. Die Alpen sind schnell überquert. Wie gehe ich es an? Von hinten, oder auf die Schulter klopfen geht gar nicht. Beim vorbeischieben des Servicewagens fällt genau auf der Höhe des Kardinals eine Getränkeflasche auf den Gang. Ein Wink des Himmels, der Herr gibt mir ein Zeichen oder einfach Schicksal, denke ich bei mir. Ich springe auf, bücke mich zur Flasche und reiche sie der Stewardess. Nun über einen Meter vor Katzeiler stehend, drehe ich mich gemächlich um, unsere beiden Blicke krachen wie zwei Blitze auf der Hälfte der Distanz mit brachialer Gewalt zusammen. Als wolle er mir mit einem Dolche die Augen ausstechen. Da komme ich ihm zuvor mit den Worten: Gestatten sie Herr Kardinal, das ich mich vorstelle: Mein Name ist Christoff Hoffmann und ich komme aus Stranskau. Ich bin höchsterfreut mit ihnen heute fliegen zu dürfen. Ach was für ein Misst erzähle ich denn da? Er muss doch von mir denken, ich habe einen sitzen oder so. Da fällt mir noch schnell ein: „Ich finde ihre Arbeit im Vatikan sehr interessant.“ -Pause- Da merke ich wie ihm das gedachte Messer seines Blickes aus der Hand gleitet. Sein Blick strahlt mir die mollige Wärme eines Kachelofens entgegen. Mit dem Gesichtsausdruck eines leichten Lächelns, einer hinweisenden Handbewegung und zarten aber fester Stimme bietet er mir neben sich den freien Platz an. Ich kann es kaum glauben, stutze kurz und

nehme dankend an. Bevor ich das Gespräch eröffnen kann, fragt er mich: „Sie sind wohl aus Sachsen“ auf meinen leichten nicht zu verbergenden sächsischen Wortklang ansprechend. Er sieht so schlicht und einfach aus gar nicht so, wie man sich einen Kardinal vorstellt. Mit der Anrede Eure Eminenz müsste ich richtig liegen. Vor vielen Jahren wurde ich zwar konfirmiert aber außer der Christmette zum Heiligen Abend besuche ich Kirchen nur als Ort der Baukünste und des Orgelklanges. Jetzt darf mir kein Lapsus passieren. Ich erkläre ihn wohin die Reise geht und welchen Zweck sie hat (das ist mir selbst noch nicht so klar). Ich berichte ihn, dass ich schon mal in der Christi Geburtskirche gewesen bin und auch an der Klagemauer stand. Er erklärt mir mit warmer weicher Stimme die Zusammenhänge um die Geburtsgrotte von Jesus Christus. Da plötzlich überkommt mich ein Schauern zu Beginn des Landeanfluges auf Rom. Nach seinen Worten gehe ich in mich und ich versuche seine Glaubenslehre, wie ein Missionar zu verstehen. Mir wird plötzlich die Gewalt des friedlichen Wortes bewusst. Ich der naturwissenschaftlich erzogen wurde, nach dem Motto: Hilf die selbst dann hilft dir Gott, spürt die Kraft und die Macht der Worte. Sitzt da neben mir der neue Messias oder ist das der Stellvertreter Gottes? Es sind alles Dinge, die in meinem Weltbild bis jetzt noch nicht vorkommen. Ich sitze noch eine Weile nachdenklich neben seiner Eminenz. Dann spüre ich wie an einem geschlossenen Bahnübergang auf freier Strecke das aus den Nichts auftauchende immer lauter werdende Geräusch eines Zuges mit schnaufender

Dampflokomotive. Bei der Vorbeifahrt des Zuges werde ich durchgeschüttelt und schrecke auf. Da beruhigt mich der Kardinal: „Nur keine Angst das sind nur Turbolenzen.“ Das Flugzeug schüttelt es kräftig durch. Mir steht der Schreck noch ins Gesicht geschrieben. Langsam beginne ich meine Gedanken mit der Realität abzugleichen. Mit den Worten: „Sie haben mich etwas durcheinander gebracht mit ihrer Philosophie“, beginne ich von meiner Vatikan Reise mit meinem Freund und seinem Papagei zu erzählen. Wir fuhren zu dritt, den Papagei Henry in einem Käfig im Beiwagen über Ostern auf die Insel Korsika. Für mich als Planer der Reise war die Generalaudienz im Vatikan nach Ostern fest mit eingeplant. Unsere Motorradfahrt führte uns über Dro am Gardasee nach Livorno, wo wir die Fähre bestiegen. Seine Eminenz lauscht meiner Erzählung aufmerksam, wie ein Beichtvater. Ich nehme an er ist auf das Ende der Reise in Rom gespannt. Ich fahre mit meinem Bericht fort. Im Mittelpunkt stand immer unser Henry bei Ernst auf der Schulterkante sitzend. In Gesprächen mit den italienischen Passagieren versuchen diese uns von der Insel Sardinien zu überzeugen, da diese zu Italien gehört und schöner sei, als Korsika zu Frankreich gehörend. Auch hier hört man hintergründig den Nationalstolz heraus. Die Ostertage geprägt durch Touren mit dem Krad gingen schnell vorüber. Zurück reisten wir von Bonifacio auf Korsika nach Santa Teresa Cullara auf Sizilien mit anschließender Fahrt über Land nach Olbia, ein Stadt mit großen Fährhafen aufs Festland nach Civitavecchia in der Nähe von Rom. Jetzt werden die Augen seiner Eminenz

schon glänzender, neugierig auf unseren Eindruck zur Generalaudienz auf dem Petersplatz. Ich rudere aber noch ein wenig zurück, um ihn unsere Reise chronologisch zu verdeutlichen. (das Einchecken in Olbia, das Abendessen im Restaurant, die Nachtruhe in der Viermannkabine weit unter Deck mit ihren Geräuschen und Gerüchen, die Hektik bei der Morgentoilette und der Landung in Civitavecchia, bis hin zur Fahrt ins Zentrum von Rom) Auf irgendeine Weise ist es uns gelungen, so berichte ich ihn, haben wir die Mauer des Vatikans entgegen des Petersplatzes erreicht. Es war eine Einbuchtung der Mauer. Dort stellten wir unsere Motorräder ab. Die Maschinen standen so mit ihren Kennzeichen „V“ für Vogtland oder auch Vatikan auf römisch- historischen Boden. Der Wall ist unterschiedlich hoch zwischen acht bis zwölf Meter ein beeindruckendes Bauwerk. Wir gingen immer an der Mauer entlang, denn so müssten wir auf den Petersplatz gelangen, vorbei an einer endlos scheinenden Menschenschlange. Sie stand vor dem Eingang des vatikanischen Museums. Beim Anblick dieser Menschenmassen ist meinem Freund Ernst der Appetit vergangen. Vielleicht hätten wir uns mit Henry unseren Papagei vordrängen können aber in einer Warteschlange sind alle gleich. Beim Vorbeilaufen schauen man uns mit in unserer Motorradkluft den Papagei auf der Schulter die Passanten hinterher. Es gelingt uns nach gegebener Zeit, das Rundell des mit Menschen dicht gefüllten, aus Sicherheitsgründen in Karees eingeteilten Peterplatz zu erreichen. Ich sehe das erste Mal den Papst oder auch den Stellvertreter Gottes auf Erden. Meinen

Freund interessierte die ganze Zeremonie nicht die Bohne. Er hat mit den Gläubigen, die sich für seinen Papagei Henry interessierten reichlich zu tun. Außerdem hat er auf Grund der Erkrankung seiner Frau an MS eine gespaltene Meinung zum Glauben, darüber ist mit ihm auch nicht zu diskutieren. Für mich birgt die körperliche Nähe des Papstes schon was Erhebendes. Ich stocke mit meinen Ausführungen, obwohl ich noch viel zu berichten hätte, schaue ihn tief in die Augen und fühle wie sein Geist in mich eindringt, seine Synapsen sich mit meinen Kurzschließen und mein Gehirn zu kochen scheint. In diesem Augenblick spüre ich eine unsichtbare Kraft, die mich eine Visiten aus der Tasche holen lässt und auf die ich rückseitig mit einen Kugelschreiber den Namen Benedikt 15 schreibe. Etwas verwirrt überreiche ich meine Visitenkarte wie ein Japaner mit zwei Händen den Kardinal. Er nimmt sie dankend an und dreht sie um. „Was bedeutet das?“ „Eure Eminenz, ihr werdet in nicht allzu ferner Zukunft diesen Namen tragen müsse.“ Da schaut er mich ungläubig an, als wäre ich Aladin aus der Flasche. In diesem Augenblich ertönt das Signal die Gurte zur Landung anzulegen. Wir werden in wenigen Minuten unser Ziel in Rom erreichen. Die Landung geht glatt, etwas anderes habe ich bei diesem hohen geistigen Beistand auch nicht erwartet. Nach Erreichen der Parkposition begeben wir uns zum Ausgang. Bevor ich meinen Gesprächspartner noch richtig verabschieden kam, ist er aus meinen Blicken verschwunden. Ich bleibe stehen, um das Erlebte Revue passieren zu lassen. Was war geschehen? Ich stehe so eine

gefühlte Stunde. Plötzlich spricht mich auf Englisch ein Uniformierter an: „Kann ich ihnen helfen?“ ich stutze und antworte in gebrochenen Englisch: „Nach Palermo bitte“ Er weist mir den Weg zum Gateway gerade auf der entgegen liegenden Seite des Flughafengebäudes. Es hat die Form eines überdimensionalen Hufeisens. Für die Strecke bin ich bald zwanzig Minuten unterwegs. Dort angelangt erahne ich einige Gleichgesinnte, die ebenfalls von den Italienern eingeladen wurden. Die Versorgung nach Palermo mit Alitalia stellt sich sehr spartanisch dar aber bei einen gesponserten Flug sollte man nicht meckern. Auf Sizilien gelandet, werden wir von einer Mitarbeiterin des Außenhandels empfangen und mit mehreren Taxis zum Hotel durch die Stadt gefahren. Ein Erlebnis der besonderen Art. Mein Spitzenreiter an wilden Verkehr war Rom. Dieser hier wird aber durch die für uns chaotische Fahrweise getoppt. Wir biegen in eine Einbahnstraße entgegen der Fahrrichtung ein und alle finden das gut, bis sich herausstellt: Taxis dürfen das. Ich nehme auch an, dass der kürzeste Weg zu einfach wäre die Taxis wollen Geld mit Kilometern verdienen. Im Hotel angelangt ist der erste Abend zur freien Verfügung. Einige haben den Gedanken ein richtiges sizilianisches Restaurant in Zwanzig-Mann-Stärke aufzusuchen. Die Taxis bringen uns in einen Gewölbekeller, der als rustikale Gastwirtschaft eingerichtet ist. Wir erhalten Tapas mit unterschiedlichen zumeist fremdartigen Speisen und reichlich roten Wein. Der Abend verläuft sehr feuchtfröhlich und man kommt sich näher. Jeder versucht

zu deuten warum ausgerechnet er eigeladen wurde. Die nüchterne Erwachung kommt zum Schluss als es an die Bezahlung geht. Der Kellner legt eine Rechnung mit fast Tausend Euro auf den Tisch. Nun zählen wir erst man durch, wie viele wir überhaupt sind. Bei zwanzig Zechern kommt auf jeden fünfzig Euro. So gibt jeder seinen Beitrag, macheiner auch mit schweren Herzen. Dafür sind die folgenden Tage vollkommen kostenneutral. Es handelt sich drei Tage nur um die Herstellung mediterraner Keramik und Tischplatten aus angeblichen Vulkangestein geschliffen und poliert. Für diese Produkte werden Abnehmer gesucht. Eine Sache, die ich schon habe anklingen lasse, es ist schon ein anderer Kulturkreis. Die Gepflogen- und Eigenheiten der Menschen sind nicht mit denen in Nord- und Mitteleuropa zu vergleichen. Die Handelskammer ist in der oberen Ebene nur mit Frauen besetzt und bei endlosen Gesprächen in der Kammer habe ich mir im Freien die Beine vertreten. Plötzlich fällt ein Schuss. Ich erschrecke und schaue mich ängstlich um und sehe aber nichts. Zögernd ein paar Schritte weiter gehend gelang ich an die Ecke des Verwaltungsgebäudes. Vorsichtig schaue ich um die Ecke und erblicke etwas hundert Meter entfernt einen Mann auf der Straße liegen. Ich habe mich nicht getraut, davon ein Foto zu machen. Auf leisen Sohlen bin ich auf dem schnellsten Wege in die Handelskammer zurück geschlichen. Der Schreck steckt mir noch im Gesicht und die Delegationsleiterin fragt mich, ob es mir unwohl sei. Darauf antworte ich: „Nur ein wenig- vor der Tür wurde gerade ein Mann erschossen“. Sie zu

mir: “Herr Hoffmann sie habe nichts gesehen, haben wir uns verstanden?“ Nach kurzen Zögern antworte ich: „Ja“. Sie zu mir: „Ich bin schließlich für sie verantwortlich, verstehen sie das?“ Ich nicke mit dem Kopf. Sie verweist mich auf den laufenden Vortrag, der mich aber nicht besonders interessiert. Das Programm ist abgespult und der Heimflug wieder in drei Etappen steht an. Wir besteigen den Flieger und warten. Es passiert nichts. Am Fenster sitzend bemerke ich einige Militärfahrzeuge den Flieger zu umstellen. Ich versinke immer tiefer in meinem Sitz. Der Kapitän fordert uns auf Ruhe zu bewahren es sei nur eine Übung. Bei dieser sogenannten Übung erstürmen Bewaffnete und teils Maskierte die Maschine von vorn und hinten und nehmen einen Mann zwei Reihen vor mir fest. Für ihn ist die Reise zu Ende bevor sie begonnen hat. Mit ziemlicher Verspätung heben wir in Palermo in Richtung Rom ab. Dadurch verpasse ich den Flieger in Rom und auch in München nach Leipzig, wo mit vier Stunden Verspätung und einer kräftigen Hacke im strömenden Regen ich ankomme. Der Service des letzten Fluges entschädigte mich für die erlittenen Strapazen, der eigentlich für mich ein großes Abendheuer war. Was aus meinen Erlebten und den Begegnungen entstehen sollte, dauerte nur ein reichliches Jahr.

2. Kapitel

Die Auswertung der Reise in der Firma, ergab keine großen Anstöße den Umsatz in die Höhe steigen zu lassen. Mich bewegt immer öfter die Begegnung mit seiner Eminenz dem Kardinal, seine Worte und was ich dabei für eine Erleuchtung hatte. Das Tagesgeschäft lässt mich an die alltägliche Politik nicht mehr denken. In meiner Freizeit befasse ich mich seit geraumer Zeit mit der Erforschung meiner Vorfahren, woher wir kommen und von welchen Personen wir abstammen. Meine Frau zeigt mir schon den Vogel weil ich damit so viel Zeit verbringe ihrer Ansicht nach. Mit meiner Forschung habe ich schon über Zwanzig Tausend Personen im Familienbaum erkundet. Sie sind alle miteinander verwandt. Dabei stammen aus der jüngeren Geschichte Personen aus fast allen Kontinenten. Entweder haben sie eingeheiratet oder sind ausgewandert. Es ist somit eine bunte Truppe von der Gegenwart bis ins Mittelalter zurück. Die letzte große Mischung der alten Familien wurde aufgefrischt durch die Flüchtlinge nach dem zweiten Weltkrieg 1945. Schon einmal gab es eine leichte Wanderung von Menschen aus ihrer angestammten Heimat in neue Gebiete im Jahre 1919. Auch zu dieser Zeit wurde die Lebensfläche kleiner, reicht aber für uns alle aus. Unsere Heimat am Fluss der Weißen Elster wurde schon vor über dreitausend Jahren besiedelt. Das alles versuche ich zu erkunden. Die direkte Linie väterlicher Seite ist fünfhundert Jahre in einem Gebiet nachweisbar. Die mütterliche Seite wurde durch den alten Fritz in der Neumark nach verschiedenen Kriegen mit den

Östereichern angesiedelt. Sie bekamen Neuland auf brach liegenden Flächen. Der fruchtbare Boden war Grundlage für die Ernährung der Menschen in den großen Städten. Es ist zu erkennen, dass die Geschichte von Völkerwanderung, Vertreibung und Kriegen geprägt ist. Dies alles, versuche ich zu ordnen und in Abhängigkeit zu stellen. Die Gegenwart steht im kausalen Zusammenhang mit den vergangenen Jahrhunderten. Warum und wie sich Völker und Nationen entwickeln konnten soll gezeigt werden. Waren meine Vorfahren an Kriegen beteiligt? Unter welchen Machthabern wurden sie geführt, an welchen Unrecht waren sie beteiligt und haben sie Kriegsgewinne gemacht? Das alles, versuch ich zu erforschen.

Die entscheidende Kardinalfrage bei meinen Untersuchungen ist: Was hat mein Vorfahre im Jahre Null unserer Zeitrechnung getan? Wer war er und wo stand er im Jahre drei und dreißig nach der Zeitrechnung?

Ausschlaggebend für eine korrekte Verfolgung der Vorfahren war 1563 das Konzil von Trier. Dort wurde beschlossen, dass alle Geburten, Vermählungen und Sterbefälle einer Kirchgemeinde in ein Buch eingetragen werden müssen. Vorher gab es Aufzeichnungen dieser Art nur sporadisch in den über das Gebiet verstreuten Klöstern. Die Frage ist doch: Wie weit gelingt es uns in unserer Geschichte zurück zu schauen. Die moderne Technik ermöglicht uns, mit Genanalyse

verwandtschaftliche Beziehungen zu belegen, aber wer macht das schon?

Ein Nachrichtenbericht aus dem Radio lässt mich aus meinen genealogischen träumen erwachen. Neben Krieg und viel Unrecht in der Welt wirft mich die Meldung über den Vatikan wieder in die Gegenwart zurück. Nach reichlichen zwölf Monaten meiner Reise mit dem Kardinal nach Rom, verstirbt der amtierende Papst. Vor einem Jahr ist er noch an mir mit seinem Papa Mobil vorbeigefahren. Wer jetzt wohl Nachfolger wird fragt meine Frau. Etwas salopp meine ich zu ihr: „Da habe ich schon einen Gedanken aber da stehen viele zur Auswahl“. Das ganze Land schreit auf: Hurra wir sind Papst. Es dauert erst ein wenig bis ich begreife, dass seine Eminenz zum Papst gewählt wurde. Ich werde doch nicht hellseherische Fähigkeiten besitzen und lache laut. Die im Büro befindlichen Mitarbeiter verstehen mich nicht und schauen ungläubig drein. Ich verfolge die weiteren Auftritte des Neuen, mir bekannten ehemaligen Kardinals. Es ist schön, sich an eine solche Begegnung zu erinnern. Das Alltagsgeschäft hat uns wieder und jeder geht seiner Arbeit nach. Da fährt eines Tages eine schwarze Limousine vor die Firma und ein schwarz gekleideter Herr steigt aus. Durch die großen Spiegelfenster erkenne ich im zweiten Hinsehen den Schein von Weiß unter seinem schwarzen Stehkragen. Es muss sich wohl um einen Geistlichen handeln. Ich bin erfreut, auch für die Klientel mit meinen Einrichtungen arbeiten zu dürfen. Die Person ist uns allen im Büro sitzenden unbekannt. Nach kurzem Augenblick

tritt er ein mit leicht akzentuierten Worten: „Grüß Gott mein Name ist Pater Sebastian aus dem Vatikan in Rom. Ich möchte zu Herrn Hoffmann, Christoff.“ Die Dame am Empfang: „In welcher Angelegenheit Herr“ Sie stoppt und verbessert sich mit der Anrede „Hochwürden“? Er erwidert: „Es ist eine persönliche Sache.“ Ich beobachte akustisch das Ganze über die Freisprecheinrichtung in meinem Büro. Voller Spannung erwarte ich den Anruf meiner Sekretärin, da springe ich auf und trete mit Neugierte aus dem Büro meinem Gast entgegen. Mit freundlicher erwartungsvoller Miene laufe ich auf ihn zu. Mit der Begrüßung: „Mein Name ist Christoff Hoffmann, was kann ich für sie tun, “heiße ich ihn Willkommen. Da meint er, es geht um ein privates Anliegen, das er nur mit mir besprechen könne. Daraufhin bitte ich ihn in mein Büro. Unseren Gepflogenheiten entsprechend biete ich ihn einen Tee oder Kaffee an. Hochwürden lehnt aber dankend ab. Nach einer Gedankenpause beginnt er mit seinem Anliegen. „Sie werden sich wundern warum ich aus Rom direkt hier zu ihnen gekommen bin“ meint er. “Es sieht nicht so aus als benötigten sie eine neue Einrichtung aus unserem Haus“ entgegne ich ihm. „Nein es hat etwas mit ihrer Reise vor einem Jahr nach Sizilien zu tun. Ich schaue verdutzt und nachdenklich an die Decke. Nach einer Verweilzeit des Revuepassierens des Reiseablaufes, tippe ich auf die Begegnung mit seiner Eminenz dem Kardinal, der nun keiner mehr ist. „Sie liegen mit ihrer Vermutung richtig“ meint der Pater. Nun bin ich aber gespannt! Er beginnt tief Luft holend mit den Worten:

Seine Heiligkeit der Papst hat nach seine Wahl zum Oberhaupt der Römisch-Katholischen Kirche sich an ihre Begegnung mit ihnen erinnert und speziell an das, was Sie auf der Rückseite ihrer Visitenkarte vermerkt haben. Ich spule die Begegnung im Flieger noch einmal in meinem Kopf-Kino ab. Dabei fallen mir mein merkwürdiges Verhalten und der für mich nicht nachvollziehbaren Trancezustand wieder ein. „Aufgrund dieser Begegnung bittet sie Seine Heiligkeit zu einem Besuch im Vatikan.“ Ich sitze regungslos mit leicht geöffneten Mund dem Pater gegenüber und versuche diese Einladung zu verarbeiten. Es war doch nur eine kurze Reisebekanntschaft und sollte sie so viel Nachhaltigkeit hinterlassen haben? Was erwartet er von mir? Meine Frau würde fragen: „Was ziehe ich an?“ Meine Frage nun an ihn: „Wie soll das denn ablaufen mit dem Besuch?“ „Sie sagen mir wann es ihnen passt und dann organisieren wir alles für sie. Sie haben die Wahl zwischen Straße, Bahn oder Luft. Bei uns werden sie im Gästehaus des Vatikans untergebracht und haben die Möglichkeit neben einem ausführlichen Gespräch mit dem Papst sich die Kunstschätze anzusehen. Die Bibliothek mit den zwei Jahrtausenden alten Schriften steht ihnen auch zur Verfügung.“ Dieses Angebot überwältigt mich. „Und ich muss nichts dafür bezahlen“, ist meine erste Frage. „Nein“ meint er „Sie sind Gast des Vatikan.“ Und wiederum frage ich mich nach dem Grund der Einladung. Ich kleines protestantische Licht unter Millionen Gläubigen ein Sandkorn in der Wüste. Mit den Worten: „Selbstverständlich nehme ich die Einladung an und fühle

sehr geehrt. Es wäre mir aber recht erst in zwei Wochen zu erscheinen bis ich, die in Bearbeitung liegende Aufgabe abschließen kann.“ Dem stimmt Hochwürden zu und wir besprechen noch die Modalitäten der Reise. Anschließend interessiert er sich noch für unsere Produkte in der Ausstellung. Anschließend will er noch unsere Tischlerei sehen. „Sie sind wohl Tischler“ fragt er. Ich nicke mit dem Kopf. „Das ist gut“ meint er. Unser Erlöser Jesus Christus war es auch. Nach dem wir unseren Rundgang abgeschlossen haben begleite ich ihm noch mit an sein Fahrzeug und verabschiede mich von ihm mit den besten Wünschen für eine gute Reise. Ins Büro zurückgekehrt berichte ich vom erlebten mit diesem Diener Gottes. Meine doch eher ungläubigen Mitarbeiter schauen mich erwartungsvoll an und sehen eher die Möglichkeit einer neuen Geschäftsidee. Da muss ich sie aber enttäuschen. Hierbei handelt es sich um eine Urlaubsreise oder doch noch um ein Versehen. Mir laufen so vielen Dinge im Kopf herum. Was nehme ich als Gastgeschenk mit und wie lange soll der Besuch dauern? Das sind alles Dinge, die noch nicht besprochen wurden. Ich versuche in den folgenden Tagen den Kopf für mein Unternehmen frei zu bekommen und die anstehenden Aufgaben zu lösen. Der Abreisetermin steht fest und es gibt noch viel vorzubereiten. Ich entscheide mich für ein selbstgefertigtes Bild des Papstes mittels einer japanischen Grafik-Stift Zeichnung. Ich hoffe das Mitbringsel hat was Unverfängliches und strahlt eine gewisse Individualität aus. Andere Dinge würden wahrscheinlich im Kellerarchiv verschwinden. Ein Bild mit

dem Konterfei hat immer etwas Unterhaltsames in der Bewertung der einzelnen Betrachter. Als Vorlage dient dazu ein jetzt vielfach veröffentlichtes Bild des Heiligen Vaters. Der Tag der Abreise rückt näher und ich packe ein Großteil meiner genealogischen Unterlagen neben anderen mit ein. Man kann ja nie wissen wie sie benötigt werden. Es ist alles im Laptop abgespeichert und jeder Zeit abrufbereit. Ich erhoffe mir noch einige Erkenntnisse aus der Geschichte bis zu Beginn meiner Aufzeichnungen bis ins Jahr 1510.

Der Tag der Abreise ist gekommen und meine Frau fährt mich zu Flughafen nach Leipzig. Der Abschied ist kurz und schmerzlos am Auto. Dann fährt sie ab und ich winke noch kurz hinterher. Zunächst suche ich den Schalter der Fluglinie auf bei der mein Ticket hinterlegt ist. Unter Vorlage meines Reisepasses erhalte ich den Flugschein. Ich habe noch neunzig Minuten Zeit bis zum Take-off. In dieser Zeit schlendere ich ein wenig durch das Flughafengebäude und genehmige mir eine Tasse Kaffee. Wie es so viele handhaben beobachte ich dabei die vorbeiziehenden Passagiere. Der Gedanke, was wird mich wohl im Vatikan erwartet bedrückt mich schon. So verrinnt die Zeit und ich hole mir noch etwas Geschichtliches zum Lesen. Langsam ist es auch an der Zeit, sich zur Personen und Gepäckkontrolle zu begeben. Ich nehme den Gürtel ab und lege alle in meinen Taschen befindliche Metallteile in eine Schale. So mache ich es auch mit meinem Laptop. Bei Durchgang durch den Metallscanner piepst es trotzdem. Mit einem Handdetektor werde ich die Arme und Beine

nach außen gespreizt abgetastet. Es wird nichts weiter gefunden. Danach versuche ich schnell die in der Schale geprüften Gegenstände wieder an mich zu nehmen. So in die Runde schauend hat jeder fast dasselbe Kleinmaterial am Mann. Und wieder sitze ich warten auf den Einstieg. Ich schaue mir die Mitreisenden genau an, finde aber nichts Außergewöhnliches bis vielleicht einen Rollstuhlfahrer. Es ist alles noch normal.

Wir warten alle auf das Signal zum Einstieg über die Fluggastbrücke. Beim Erscheinen des Kontrollpersonals strömen die Passagiere Richtung Ausgang. Nun ist es an mir, mich zu erheben. Mit einen Ruck versuche ich aufzustehen. Meine unteren Extremitäten lassen sich nicht bewegen. Ich bin unterhalb des Gürtels unbeweglich. In Panik verfallend schiebe ich meinen Oberkörper in alle möglichen Richtungen. Der Schalensitz scheint, mich mit einen Magneten fest zu halben. Die Mitreisenden werden schon aufmerksam auf mein merkwürdiges Herumgezappel. Da wird das Flughafenpersonal aufmerksam auf mich und will mir zu Hilfe kommen. Ich merke wie ich mich von meiner Umwelt abschalte und die Augen schließe. Es sind zwar noch Stimmen zu hören, mir ist aber eine Kommunikation nicht möglich. Die herbei gerufenen Sanitäter legen mich auf eine Trage und bringen mich fort. In einem Krankenzimmer merke ich wie sich meine starren Beine allmählich wieder ausstrecken lassen. Die Sanitäter wollen mich in ein Krankenhaus einweisen, da springe ich ihnen von der Liege und bewege mich langsam wie auf dünnen Eis. Meine Sinne scheinen alle

planmäßig zu funktionieren und die Bewegung ist auch nicht mehr eingeschränkt. Da verspüre ich hektisches Treiben bei allen Anwesenden hier im Raum und unten in der Halle. Was ist passiert? Aus dem Tuscheln der Sani vernehme ich nur vage Informationen über einen Absturz einer Maschine. Anwesenden schauen mich alle fragend und ein wenig mitleidsvoll an. „ In diesem Flieger hätten sie nach Rom fliegen müssen“, meint einer zu mir. „Sie haben ja mehr Glück als Verstand oder waren es eine göttliche Fügung. Ich stehe zwar genesen aber vor Schreck erstarrt mit den Händen am Tisch klebend den Blicken der Sanis und des Bundesgrenzschutzes gegenüber, die auf mich gerichtet sind. Es sieht so aus als ob mein Flieger nach Rom ohne mich gestartet ist und kurz nach dem Start abstürzte. Mir laufen die Bilder aus dem Wartebereich im Schnelllauf durch den Kopf. Sollen alle diese Menschen, die mit mir Reisen wollten nun nicht mehr sein? Da schießt es mir durchs Gehirn, meine Frau denkt bestimmt mich hat es mit erwischt. Kann ich ihr dieses Leid ersparen? Ich rufe schnell zu Hause an. Leider nur meine Stimme als Anrufbeantworter. Sie ist bestimmt noch unterwegs und hört die Nachricht im Radio. Wie immer hat sie ihr Handy abermals vergessen. Ich rufe schnell noch bei unserem Nachbar Alex an und sage ihm, dass ich lebe. Der versteht mich mit dieser Aussage nicht. „ Macht nicht sag das meiner Frau OK“. In diesen Augenblick treten drei bewaffnete Bundesgrenzschutzbeamte in den Raum nehmen mir das Telefon aus der Hand und führen mich ab. Nun weiß ich auch nicht wie mir geschehe! Die Herren sind

sehr ruppig. Auf einen Holzstuhl an einem schmucklosen Tisch in einem fensterlosen Raum werde ich zu meiner Person und dem Zweck der Reise ausführlich befragt. Sie wollten außerdem noch wissen was in meinem Koffer gewesen sein, wo und wann ich ihn gepackt habe und vieles mehr. Ich bin faktisch das Schaf, das der Wolf verschont hat. Das macht mich wohl verdächtig. So vergehen Stunden. Zur Legitimation gehört auch eine Anfrage beim Vatikan durch den BGS. Danach geht die Sonne für mich wieder auf. Die Beamten sind wie ausgewechselt. Sie haben sich in Rom informiert und unterstützen mich bei meiner schnellstmöglichen Abreise. Da der Flughafen noch immer gesperrt ist soll ich mit einem Helikopter nach Frankfurt gebracht werden, um dort den Anschluss nach Rom zu bekommen. Mir scheint das alles sehr suspekt. Mein Koffer ist in Luft aufgegangen, nur mit Handgepäck und mit einen Extraflug soll ich hier starten? „Oder haben sie Angst“ fragt mich ein Beamter. Ich zögere und antworte ihm: „Es ist gerade ein Flugzeug abgestürzt. Nach der Wahrscheinlichkeit, sollte es keine Serie sein, ist der nächste Flug sicher. Mich beschäftigen immer noch die Bilder der Mitreisenden aus dem Wartebereich. Dann bringt man mich auf das Rollfeld durch den Ausgang für das Personal in ein Kleinbus und fährt mich fast an das Ende des Flugplatzes. Von weitem sehe ich schon einen Helikopter stehen mit dem ich wohl transportiert werden soll. Nach dem zügigen Einsteigen schließt sich die Schiebetür und die Rotorblätter fangen sich zu drehen. Ich scheine, der einzige Gast nach Frankfurt

zu sein. Von Osten startend überfliegen wir die Rollbahn in Richtung Westen. Nach kurzem sehe ich linksseitig in einiger Entfernung die Absturzstelle. Die Trümmer sind in asymmetrischen Kreisen wie Geschnetzelte verteilt, ein schauerlicher Anblick. Es hätte mein Grab sein können. Der Heli benötigt für den Flug etwas länger. In Frankfurt bringt mich ein Bus direkt vom Hubschrauber zur bereitstehenden Maschine nach Rom. Ich steige ein und noch im Platznehmen dröhnen die Triebwerke der Maschine. Und wieder schauen mich die bereits sitzenden Mitreisenden wissbegierig an. Ich verschweige aber das mir Geschehene wohlweislich. Auf dem Flug grüble ich über meine erlittene Starre nach. Habe ich etwas erfahren, gefühlt, vernommen oder hat einer mit mir gesprochen? Ich kann es nicht deuten und rede mir ein, ich habe Glück gehabt.

Nach zwei Stunden landen wir in Rom und die Medien auf dem Airport berichten schon vom Absturz in Leipzig. Viele bleiben betroffen stehen. Ich gehe weiter auch weil ich ein Teil dieses Ereignisses bin. Nach der Passkontrolle durch italienische Zöllner werde ich schon von einem Mitarbeiter des Vatikans empfangen. Er meint zu mir: „Ich habe schon erfahren, was ihnen passiert ist- eine schreckliche Geschichte“. Auf dem Vorplatz wartet schon ein Wagen auf uns, der uns auf direkten Wege in den Vatikan bringt. Die Garde an der Pforte lässt unsere Limousine ohne Kontrolle passieren. Er bringt mich zunächst in das Gästehaus der heiligen Stadt, wo ich ein geräumiges Zimmer mit angenehmen Komfort beziehe. Es ist neben

einer Nasszelle, TV auch Internet vorhanden. Mit einem Blick aus dem Fenster schaue ich in einen Garten, der direkt bis an die westlichste Mauer der Außengrenze des Vatikans reicht. In ihm sind gemächlich drei Gärtner an den vorhandenen Blumenrabatten tätig. Mein Termin beim Papst ist erst in reichlich einer Stunde, in der ich noch genügend Zeit habe mich frisch zu machen und korrekt einzukleiden. Dabei lasse ich einen deutschsprachigen Sender laufen, der mich ausführlich über den Absturz des Flugzeugs informiert. In den exklusiven Bildern von der Absturzstelle aus einer Sondersendung erkenne ich, meine apfelsinenfarbige Reisetasche am Boden. Sie habe ich mit dem Gepäck aufgegeben. Im kurzen Kameraschwenk erscheint sie fast unversehrt. Welsch ein Novum ich sitze hier und meine Tasche stürzt ab. Das Warten auf die Privataudienz vertreibe ich mir mit dem Studium meiner Unterlagen. Erschreckend planmäßig klopft es an der Tür und ich werde abgeholt. Ein Bote bringt mich zu Heiligen Vater. Die Spannung steigt bei mir, in diesen prunkvollen Räumen empfangen zu werden. Ich wische mir die schweißgebadeten Hände an meiner Hose ab. In einem Spiegel richte ich nochmals meinen Garderobe, obwohl sie schon sitz. Da öffnet sich die Tür. Hinter einem großen rötlichen Schreibtisch mit Mahagonifurnier sitz der Papst. Hinter ihm steht, wie ich annehme, sein Sekretär. Es ist ein reichlich mit kirchlichen Bildern verzierter Raum, nicht all zu groß, eher etwas gemütlich. Bei meinem Eintreten hilft der Sekretär, den schon leicht gebrechlichen Papst aus dem Stuhl in den Stand. Leicht gebückt kommt er mir ein

wenig entgegen. Ich stoppe und warte auf seine Reaktion. Da streckt er seine Hände nach mir aus zum Gruße, so wie bei einem Freund oder sollte ich ihm die Hand küssen. Ich glaube ich lasse das für mich etwas peinliche Küssen weg und schüttle ihm die Hand bei gesenktem Kopf. Danach nimmt er seine Hände wieder vor dem Körper zusammen und der Sekretär zeigt auf den linksseitig stehenden kleinen runden Tisch mit vier Stühlen. Ich nehme mit meinem Gastgeber gleichzeitig Platz. Er meint zum Sekretär: „Sie können uns jetzt allein lassen“. Nach dem wir nur noch zu zweit im Raum sind, schaut er mich fragend an: „Wissen sie warum sie heute hier sind“. Ich schüttele mit dem Kopf, da merke ich vom Protokoll her müsste ich in einem Satz antworten. “Nein Eure

„Dann werde ich es ihnen erzählen“. Mit leiser, ruhiger aber leicht zittriger Stimme beginnt er. „Wir sind uns auf dem Flug von München nach Rom begegnet und unser Gespräch mit ihrem Interesse an der Kirchengeschichte hat mich sehr beeindruckt“. Ich denke so bei mir auf was will er denn hinaus? Wo kommt der Pferdefuß? Mit den Worten: „Und dann haben sie mir ihre Karte gegeben mit der rückseitigen Aufschrift Benedict 16. Mir war zu diesem Zeitpunkt noch nicht bewusst, was das zu bedeuten hatte. Wenn ich so zurückblicke ist alles eingetreten was sie mir voraus gesagt hatten“. Ich versuche zu erklären: „Ich weiß auch nicht wie es dazu gekommen ist, mir wurde die Hand geführt beim Schreiben“. „ Sehen sie, das meine ich. Wer außer Gott kann ihnen die Hand führen“, entgegnet er mir. Ich stehe dem aber skeptisch gegenüber. „Und was ist mit

ihrer Anreise? Sie hätten normalerweise mit in der Unglücksmaschine sitzen müssen und nicht nur ihr Reisegepäck.“ Da hat er Recht, mir sind meine Probleme vor dem Abflug auch nicht verständlich. Was versucht er, aus mir zu machen, einen Weissager für den Ablauf der Geschichte! Ich werde zunehmend nachdenklicher und mir strömt das Blut aus den Kopf, weiter transpirieren meine Hände und ich suche nach einem Taschentuch. „Gestatten sie“ meine ich „Haben sie etwas zu trinken für mich?“ Seine Heiligkeit fragt mich: „Ein Wasser oder etwas anderes?“ Ich zögere und entscheide mich für etwas Stärkeres. „Mir wäre ein Whisky lieber in dieser Situation.“ Er macht große Augen und meint dann aber: „Warum nicht.“ Nach einem Knopfdruck unter dem Tisch erscheint der Sekretär, der die Bestellung, ein Wasser und ein Whisky regungslos aufnimmt. Nach Kurzem wird serviert. Nach dem doppelten Whisky, scheint es mir wieder wohler zu gehen.

Wenn ich einmal schon Gast im Vatikan bin, möchte ich mich in diesen heiligen Hallen noch ein wenig umzuschauen. Dabei interessieren mich vor allem die Petersbasilika, das Vatikanische Museum und die Bibliothek mit dem Geheimarchiv des Vatikans. Dort lagern alte Schriften aus vielen Jahrhunderten. Um diesen Teil ranken sich Sagen und Mythen. Mir ist zwar bekannt, dass nur wenige diese Räume betreten dürfen, aber vielleicht macht die Kirche bei mir eine Ausnahme. Noch heute sollen Regeln von 1475 beim Umgang mit diesen Dokumenten gelten. Zu dieser Zeit gab es, so meint seine

Heiligkeit eine Neuordnung dieser Unterlagen. Die rund drei hundert fünfzig Bücher aus aller Welt liegen in der „Bibliotheca secreta“ und bleibe der Welt verschlossen. Die restlichen Bücher sind frei zugänglich. Die vorgeschriebenen Regeln für die Benutzung: ein abgeschlossenes Studium, Handyverbot und angemessene Kleidung würde bei mir nicht so eng gesehen werden. Da meine Lateinkenntnisse nicht über das kleine Latinum hinausgehen ist eine fachkräftige Unterstützung von Nöten. Bei den fünf und achtzig Kilometern Regallänge ist ein Plan erforderlich, nach was oder welchem Ereignis gesucht wird„ Sie sehen“ meint mein Gastgeber „ihr Aufenthalt erstreckt sich über einen längeren Zeitraum.“ „Darf ich sie zunächst zum Abendessen einladen. Nach der Andacht können sie mir Gesellschaft leisten. Ich willige ein und werde sehen was alles noch auf mich zukommt. Auf den Weg ins Quartier schaue ich mich sehr aufmerksam um und betrachte die vielen bestimmt wertvollen Gegenstände in den Gängen und Fluren aber immer in Begleitung eines Geistlichen. Es sieht so aus, als erlebe ich hier einen sehr aufschlussreiche Zeit mit vielen neuen Erkenntnissen.

Beim Abendessen kommt das Oberhaupt der Kirche auf des Pudels Kern. Er sieht in mir einen Menschen, der mit Gott in Verbindung steht und Dinge vorhersagen kann. Ihm genügt schon meine Vorahnung vor meinem Abflug. Schon früher konnten die Gelehrten von Klöstern Erscheinungen des Wetters und der Natur aus den gewonnenen Erkenntnissen prophezeien. Das ist heute aber eine

aufgeklärte Zeit, in der die Prämissen auf anderen Gebieten liegen wie zu Beispiel der Kampf der radikalen Islamisten gegen Andersgläubige. Es ist auch die Angst von einem Großteil der Bevölkerung vor diesen gefährlichen Strömungen. Der Papst erklärt mir: „Wir definieren die Sünden der Menschen in Gegenwart neu. Sie liegen auf anderen Gebieten, wie zum Beispiel (Drogen, Umweltschutz, Genmanipulation oder die Abtreibung). Wir haben ebenfalls den Autofahrer Gebote gegeben, um so eine Menschgruppe zu erreichen, bei der jährlich 1,2 Millionen Menschen weltweit ums Leben kommen.“ So vergeht der Abend bei dem mir Pater Ponaris vorgestellt wird. Er soll mich führen, erklären und übersetzen. Es könnte auch sein, er ist mein Aufpasser. Ich habe noch keinen Plan und lasse es mit mir geschehen. In der Nacht schlafe ich sehr unruhig, da mir das Erlebte wie eine Walzerbahn auf dem Rummel im Kopf herumkreisen. Erst am Morgen schlafe ich fest ein und träume wie ich Geheimnisse aus den alten Büchern entnehme. Sie stellen für mich eine Gefahr dar. Dann wache ich schweißgebadet auf. Nach meiner Morgentoilette frühstücke ich im Erdgeschoss. Anschließend holt mich der Pater Ponaris zur Besichtigung ab. Ich lasse alle meine Unterlagen und den PC im Zimmer, weil ich mich vom Pater leiten lasse. Unser Weg führt uns zunächst durch den Garten, in dem die Gärtner schon im Einsatz sind. So gelangen wir zum Seiteneingang von San Pietro-dem Petersdom. Wir treten in ein gigantisches Kuppelgebäude mit anschließenden Kirchenschiff ein. Es ist bestimmt über hundert achtzig

Meter lang und erscheint fast zwei hundert Meter hoch. Hier passen tausende von Menschen hinein. Pater Ponaris meint, es wären sechzig tausend die hier sich aufhalten könnten. Der Fußboden ist reichhaltig mit Marmorfeldern verziert und hochglänzend. Das Kirchenschiff wird von mächtigen Säulen getragen. Staunend tragen mich meine Schritte, wie auf einer Wolke schwebend unter die prächtige Kuppel des Domes. Sie wurde, so der Pater, von Michelangelo entworfen. Mich beeindruck diese sakrale Bauweise sehr. Er erklärt mir die Bedeutung von Bilder, Figuren und Reliquien. Meine geistige Aufnahme hat aber auch seine Grenzen. Die Besichtigung geht im Anschluss weiter mit der Sixtinische Kapelle. Dieser klerikalen Raum, die Bezeichnung Raum trifft nicht das Anliegen, ist mannigfaltig mit Gemälden an den Seiten und an der Decke verziert. Die Pracht und der Überfluss der Bilder aus der Kirchengeschichte erschlagen den Betrachter. Ponaris erklärt mir, dass hier die Konklave, das sind die Kardinäle der römisch- katholischen Kirche die den neuen Papst wählen, stattfindet. So handhabt die Kirche es schon seit tausend Jahren und nutzt diesen Raum. Zuvor war die Wahl des Oberhauptes sehr oft eine Geschichte von Macht, Reichtum und Kapitalverbrechen, bis Papst Nicolaus II im Jahre 1059 die Wahl durch die Kardinäle einführte. Ich bin enthusiastisch dem Gehörten gegenüber. Die Geschichten zu den Wandgemälden lassen die Zeit in Windeseile vergehen. Es ist schon wieder Zeit, zu Mittag zu essen. Mit dem Pater speisen wir im Gästehaus. Auf dem Wege dorthin haben wir eine

merkwürdige Begegnung mit einem Geistlichen. Später erfahre ich, dass es bei dieser Episode um den Bischof Umbrach handelte. Er schaut mich mit finsteren Augen als wäre ich ein Aussätziger an und spricht mit meiner Begleitung auf Latein. Mit verachtenden Blicke wendet er sich um und verlässt uns. Dieser Gekuttete ist mir nicht geheuer. Ich verstehe nur nicht was er gegen mich hat? Auf den Weg in den Palast des Domkapitels (Schatzkammer) frage ich nach: „was wollte der Mann?“ Der Pater Ponaris weicht aus. „Es war ein führender Mitarbeiter der Glaubenskongregation und er hegt Bedenken über die Präsentation der Strukturen des Heiligen Stuhles an Fremde.

Mir sind schon die niedrigen Preise an der Vatikaneigenen Tankstelle und im Supermarkt aufgefallen. „Wie geht das?“ frage ich. Er lächelt und mein: „Wir sind in Vatikan Steuerfrei.“ Kurz darauf stehen wir am Platz der heiligen Martha direkt vor der Schatzkammer und er erklärt mir die Bedeutung dieser. Das früher in der Sala del Tesoro (römische Engelsburg) untergebrachte Gold liegt schon lange in den Tresoren der Bank des Vatikans, die zum Bankenriesen Uni Credito gehört. Die Außenwelt spricht von anderthalb Tonne, dazu kann ich nichts sagen. Das Vermögen des Staates wird in der Bank zum Heiligen Geist verwaltet. Das ist überschläglich ein zweistelliger Milliardenbetrag. So gibt neben den Finanzgeschäften Spenden, Einnahmen aus Vermietung und Verpachtung und der Kirchensteuer aus der ganzen Welt. Die größte Einnahme und das Hauptgeheimnis des Geldsegens ist

immer noch die Steuerbefreiung. Wir kalkulieren mit ungefähr einer halben Milliarde pro Jahr. Mir steht vor Reichtum dieses knapp einen halben Hektar großen Geländes, die Haare zu Berge. Ich frage den Pater: „Mit wieviel Menschen wird den das Unternehmen Vatikan betrieben?“ Es haben etwa Tausend Menschen einen Pass dieses Staates. Den Kopf mit Zahlen und Geld gefüllt begeben wir uns zur Schatzkammer. Sie ist stark bewacht, mit Kontrolle wie auf einem Flughafen. Nun gelangen wir ins Innere. Ich bin etwas enttäuscht, da vom Prunk einer Schatzkammer nichts zu sehen ist. In den zumeist unterirdischen Gängen befinden sich Kisten, Tresore und luftdicht abgeschlossene Räumen hinter Stahltüren. Die ganze Anlage ist Video überwacht und mit zusätzlichen Sensoren für Bewegung und Temperatur ausgestattet. Wahrscheinlich befinde ich mich gerade in einem Gebäude mit den bestgehütetem Geheimnissen der Welt. Nach diese wenig spektakulär verlaufenden Besichtigung unterbricht die Tour ein fataler Zwischenfall. Vom Domkapitel gelangen wir über die Sakristei ins Freie. Es grollt leise am Himmel und regnet leicht. Wir entschließen uns, entlang der Hinterseite des Peterdomes in Richtung der Kapelle Santo Stefano zu gehen. Nahe an Dom gedrängt versuchen wir den Regentropfen weitestgehend auszuweichen. Pater Ponaris geht voran. Nun beginnt es wie aus Gießkannen zu schütten. Ponaris hält sich einen Moment mit der rechten Hand an einem Blitzableiter, der von der Kuppel in den Boden führen sollte, fest. Hier besitzt das Domgebäude eine Hausecke am Platz des

heiligen Steffans. Als es gleichzeitig einen gewaltigen Blitzeinschlag in die Kuppel des Domes begleitet mit ohrenbetäubenden Donnerschlag gibt. Wie es das Schicksal so will führt der Blitzableiter nicht bis in den Boden. Er ist ca. einem Meter über der Erde durch eine Beschädigung getrennt. Ich erlebe vor mir völlig erstarrt hinter Ponaris stehend, wie der Blitz über den Leiter an der Wand in die Hand des festhaltenden Körpers in den Boden eischlägt. Das Wasser am Boden dampft und Polaris Hand ist mit dem Metall verschweißt.

Er steht vor mir wie eine Statue. Auch mir geht es nicht anders. Habe ich etwas abbekommen, oder ist nur mein Geist erstarrt? Langsam beginnen sich meine Gehirnwindungen, wieder zu regen. Mir kommt ganz leise der Name Polaris über die Lippen. Doch der regt sich nicht mehr, allmählich sackt er zu Boden. Ich höre Stimmen aus der Ferne. Es Scheint als nähern sich Mitglieder Leibgarde. Ich erlebe sie nur wie ein Außenstehender mit leisem Klang, immer noch unbeweglich hinter den Pater stehend. Dann werde ich von zwei in Schweizer Gardeuniform gekleideten Personen untergehakt und in den gegenüberliegenden Palazzo del Tribunale gebracht. Der auf uns herablassende Regen entrückt zum Beiwerk. Langsam verspüre ich an der Halsschlagader wieder meinen Herzschlag und es kribbelt in meinen Gliedmaßen. Gott sei Dank, ich verspüre noch etwas. Den Gardisten fällt es schwer, den Pater vom Blitzableiter zu trennen. Sie versuche ihn wiederzubeleben aber vergebens. Der Blitz des Herrn hat ihn getroffen. Warum diesen Geistlichen und

nicht mich Ungläubigen? Ich sitze nunmehr auf einem Holzhocker an der Wand lehnend und begreife die Welt nicht mehr. Das schreckliche Ereignis spricht sich schnell im kleinen Stadtstaat herum, niedere und auch hochrangige Würdenträger eilen herbei und beten für den erschlagenen Pater Polaris. Aus der Menge heraus schaut mich abermals der unangenehme Bischof Umbrach an. Sein regungsloser stechender Blick durchbohrt in unangenehmer Weise meinen Körper. Könnte er Blitze versprühen, so wäre ich schon dahingeschmort. Bei ihm sind zwei bis drei ihm untergebene Famuli. Er ruft in die Menge: „Das ist ein Zeichen Gottes. Er straft uns weil wir die innersten Geheimnisse an Fremde ausplaudern. Unsere Gemeinschaft besteht nun schon zweitausend Jahre, auf Grund unserer Gesetze und des Glaubens.“ Die um ihn Stehende, schauen ihn an. Dann schweift ihr Blick zu mir. Ich zucke mit den Schultern und erwidere: „Ich bin Gast des Heiligen Vaters.“ Ich wäre froh, wenn ich aus dieser Situation entfliehen könnte. Zuhause wartet genügend Arbeit in meiner Firma. Die Mitarbeiter der Glaubenskongregation haben auf das Leben hier in diesem begrenzten Raum einen nicht unerheblichen Einfluss. Ich sitze wie ein Häufchen Unglück auf meinen Schemel als der Vertreter Gottes persönlich erscheint. Die im Palazzo befindlichen Personen bildeten eine Gasse, durch die der Papst schreitet. Die Antistimmen verstummen und alle im Raum befindlichen verneigen sich. Auf seinem Wege zu mir, knie ich nieder und senke den Kopf. Sein Heiligkeit hebt mich an und fragt mich nach meinem Befinden. Ich

antworte: „Allmählich verstehe ich das Erlebte und es geht mir schon besser. Der Abstand zwischen Tod und Leben war ungefähr ein Meter. Wir waren auf dem Wege in die Päpstliche Akademie der Wissenschaften am Petrusdenkmal vorbei.“ Der heraneilende Krankenwagen bringt mich zur Vorsorge in ein Krankenhaus, da es sowas in diesem Stadtstaat nicht gibt. In solchen Dingen benötigt man die Hilfe des italienischen Staates. Es vergehen drei Tage der Ruhe und der Beobachtung im Krankenhaus Santa Catharina. Es betreut die Erkrankten aus dem Vatikan. Nach einer gefühlten Ewigkeit werde ich wieder aus den Fängen der Mediziner entlassen. Ein Taxi bringt mich zu meinem Gastvater. Er ist zurzeit gerade beschäftigt und ich beziehe mein Quartier. Dort habe ich so viel aufzuarbeiten und zu notieren, da wird mir die Zeit nicht lang. Hoffentlich wird mir nach diesem Ereignis die Besichtigung der Gemäldegalerie, des Museums und der Bibliothek ermöglicht. Es klopft an der Tür, ich reagiere. „Herein.“ Die Tür geht auf und ein weißhaarig in schwarz gekleideter Mensch steht in der Tür. „Mein Name ist Doktor Petrini ich bin wissenschaftlicher Mitarbeiter der Päpstlichen Akademie und beauftragt Sie in unserer Gemeinschaft zu unterstützen und gegebenen falls mit Rat und Tat zu Seite zu stehen. Ich bin sehr erfreut, dass alles nach den Todesfall weiter laufen kann.

Noch am Nachmittag werde ich zur Besichtigung der Gemäldegalerie abgeholt. In Ihr befinden sich prachtvolle Werke alter Meister und Zeichnungen und Hieroglyphen aus der Vorzeit. Ich bewundere die Schönheit und die

Holdseligkeit der Darstellungen. Die Erklärungen von Petrini lassen mich so manches geschichtliche Ereignis erahnen. Ein schöner aber auch anstrengender Nachmittag. Wir sind nicht allein, da heut ein Besuchertag ist. Einzelpersonen und Delegationen mit erklärenden Führern schleichen lautlos durch die Hallen. Man hört nur den leisen Ton der die Bilder erklärenden Personen. Gesichert werden die Räume durch zusätzliches Wachpersonal, das die Betrachter der Werke fest im Blick hat. Welche bekannten Persönlichkeiten mögen wohl hier schon gewandelt sein? Wenn diese Wände sprechen könnten! Ein Großteil der Werke stammt aus der Zeit der Renaissance, in die auch Michelangelo mit seinen Schülern fällt. Fast alle diese Gemälde sind hier zu sehen. Es ist auch ein Bestandteil des unermesslichen Vermögens des Vatikans einer Institution, die die Möglichkeit von zweitausend Jahren des Sammelns von Gegenständen und Reliquien hatte. Wir verlassen die Pinakothek in Richtung Gallinaro Turm und gelangen an der Gärtnerei vorbei in einem großen Bogen zum Gästehaus zurück.

Auf den nächsten Tag bin schon gespannt. Im Museum gibt es verschiedene Kategorien, die sich mit der Geschichte befassen. Es werden die Künste der Etrusker, Ägypter, Christen und vieler anderer Völker gezeigt. Ich bin schon auf das Leichentuch von Jesu Christus gespannt, das sein Antlitz widerspiegeln soll. Am Morgen danach fragt mich Petrini ob der Vatikan aus dem mir im Krankenhaus gezogenen Blutprobe die Erbanlagen entschlüsseln dürfe. Ich verstehe nicht ganz, was das für einen Zweck haben

soll. Petrini meint: „Das ist immer so, wenn es sich um besonders auffällige Personen handelt.“ Ich bin also auffällig, denke ich bei mir. „Wenn es sie Glücklich mach, na meinetwegen“, antworte ich. Hoffentlich bin ich nicht mit Bischof Umbrach aus der Glaubenskongregation verwandt, das wäre uns beiden sehr unangenehm. Das Museum erreichen wir wie schon am Vortag über den gepflegten Garten. Wir verbringen fast den ganzen Tag mit kleinen Unterbrechungen mit dem Studium der alten Artefakte und Kunstgegenstände. Die Tour ist sehr interessant, aber auch an den Kräften zehrend. Manchmal denke ich bei mir, hoffentlich bekomme ich zu Hause das Erlebte alles zusammen. Am Ende fällt mir auf, dass wir vom Leichentuch Jesus nur einen Abbildung sehen konnten. Wo ist wohl das Originale? Doktor Petrini lächelt und meint: „Das Tuch ist zu kostbar um es auszustellen. Wir haben es in der Schatzkammer deponiert sicher trocken und ohne Sauerstoff. Ich hake nach und will wissen, ob das Tuch auch schon untersucht worden ist und mit welchem Ergebnis? „Natürlich“ entgegnet mir Petrini „Es wurde sogar eine Genanalyse durchgeführt und Spuren von Erbmaterial gefunden.“ Ich bin sehr erstaunt. War Jesus etwa einer aus unseren Reihen? Der Doktor meint: „Jesus hat seine Jünger als die Erben seines Gedankengutes gesehen. Über Nachfahren ist nichts bekannt.“ Ich möchte mit meinem Führer durch die Kunst der Jahrhunderte nicht in einen Disput treten aber es wäre epochal wenn Jesu einen Nachfahren gehabt hätte. Das stellte das bedeutendste Buch der Erde in Frage. Muss die

Geschichte der Christen neu geschrieben werden? Alle anderen Religionen hängen an der ersten große hinten an. Ich erkläre ihm:

„Zu Beginn unserer Zeitrechnung vor über zweitausend Jahren gab es auf der Erde ca. drei hundert Millionen Menschen, mit der Annahme Jesu stammt vom europäischen Rassenkreis ab. Damit werden der negride und der asiatische Menscheschlag ausgegliedert, bleiben schätzungsweise noch hundert Millionen Menschen übrig, um die hellhäutigen europiden Menschen heranwachsen zu lassen. Dabei lasse ich alle Untertypen der Entwicklung des Menschen außer Acht. Genetisch gesehen gleichen sich alle Menschen zu 99,9 Prozent. Die Vielfalt bestimmt nur 0,1 Prozent des Erbgutes des Menschen.“ Petrini hört aufmerksam zu. „Jesu gehörte dazu. Heute umfasst dieser Rassenkreis nur noch dreißig Prozent der Welt Bevölkerung. Es gibt auch nur diese dreißig Prozent an Christen in der Welt. Wenn ich die Vorfahren eines Jeden nur vierzig Generationen zurück rechne, hat jeder fast elf Milliarden Vorfahren, da sich die rückliegenden Generationen immer verdoppeln. Mit diese Anzahl an Generationen bin ich erst im Jahre Tausend nach Beginn der Zeitrechnung angekommen. Zu dieser Zeit gab es aber nur drei hundert Millionen Menschen auf der Erde. Bei der Diskrepanz von eins zu sechsunddreißig.“ „Das verstehe ich nicht“, erwidert der Doktor. Ich versuche ihm zu erklären: „ Von Beginn unserer Zeitrechnung an bis ungefähr dem Jahr Tausend gab es relativ konstant die gleiche Anzahl von Menschen. Man schätzt es waren

dreihundert Millionen. Heute sind wir Zwanzig mal mehr auf unseren Planeten. Es gab einen gewaltigen Wachstumsschub vor allem in Asien und Afrika, wobei der Anteil der europiden Rasse sinkt.“ Nickend stimmt er mir zu. Ich bringe mich in meinem Spezialgebiet in Rage. Als Beleg für meine Aussagen halte ich ihm einen Stammbaum der Gene und Sprachen unter die Nase. Den versteht er auf die Schnelle nicht. Ich versuche ihm nochmals zu verdeutlichen, dass jeder von uns vor tausend Jahren rund elf Milliarden Vorfahren hat, es aber nur dreihundert Millionen also zwanzig Mal weniger Menschen gab. Dabei habe ich nicht einberechnet, nur rund ein Drittel gehörte zum europäischen Rassenkreis. Es stehen demzufolge der Anzahl der Vorfahren nur hundert Millionen Urväter gegenüber. Das ist ein Verhältnis von eins zu hundert. Damit ist die Verschwägerung und die verwandtschaftlichen Beziehungen unausweichlich vorgegeben.“ Doktor Petrini schaut mich ungläubig an. Er holt Luft, da falle ich ihm ins Wort: „Dabei habe ich die Vermischung der Rasen noch nicht mit eingerechnet. Wie entstanden die Mischformen der menschlichen Rasse? Nur durch eine Vermischung Jahrtausende alten Population der Menschheit“. Petrini rümpf die Nase und fällt mir, sich mit der Hand durch sein weißes Haar streichend, ins Wort: „Nun ist es aber gut, mit mir können sie so diskutieren aber mit seiner Heiligkeit und wenn ich an den Bischof Umbrach denke, der nagelt sie ans Kreuz“, sinnbildlich gesprochen. Sein Bild von der Entstehung der Menschheit ist nicht auf der Darwinistischen Erkenntnis aufgebaut. Ich könnte

darüber noch lange philosophieren. Wir brechen an dieser Stelle unseren geschichtlichen Disput ab.

Das Thema beschäftigt mich so sehr, dass ich Petrini weiter nerve. Er winkt aber ab und weist mich auf die Zeit der Andacht hin. Ich hingegen, soll mich auf mein Zimmer begeben und das Gesehene aufarbeiten. Er will sich informieren, ob ein nochmaliger Einblick in die Schatzkammer des Vatikans mir gewährt werden könne. So verabschiede ich mich leicht benommen von meinem Gastführer und wandle voll im Gedanken dem Gästehaus entgegen. Die auf mich gerichteten Blicke bemerke ich nicht erst als ich über einen Bordstein stolpere, schrecke ich auf. In meinem Zimmer angelangt, brauch ich zur Beruhigung erst einen Schluck aus der Minibar. Dann suche ich in meine mitgebrachten Unterlagen und erkenne die verwandtschaftlichen Beziehungen der Menschheit untereinander. Wenn man von einer zweihunderttausendjährigen Geschichte des Menschen ausgeht und zu dieser Zeit es schätzungsweise auf Grund der Klimaverhältnisse nur noch zweitausend Homosapiens gab, nähern wir uns schon weit an die Entstehungsgeschichte des Menschen nach kirchlicher Sicht an. Sollte es so gewesen sein ist der Sündenfall von Adam und Eva nicht weit entfernt. Die Männer tragen alle das gleiche Y Chromosom eines Urvaters vor ungefähr sechzig tausend Jahren egal welcher Hautfarbe wir sind und wo unser Geburtsort auf der Welt sich befindet. Bei Frauen sind die Mitochondrien interessant. Beide Geschlechter besitzen diese, werden aber nur von

mütterlicher Seite vererbt. Sie müssen von einer Frau abstammen, die vor zwei hundert tausend Jahren in Afrika gelebt hat. Es könnte unsere Eva gewesen sein. Diese genetischen Marker verbinden uns alle. In den Chromosomen ändern sich nur manchmal einzelne Buchstaben mit großen Folgen für die nachkommenden Generationen. Unsere DNA reicht über sechs tausend Generationen zurück. Das muss die Zeit sein in der unsere Vorfahren im Osten Afrikas lebten.

Ob das hier im Vatikan jemanden interessiert ist mir nicht gewiss. Ich bin mir sicher der Bischof Umbrach wird mich nicht bei meinen Nachforschungen zur Geschichte unterstützen, eher muss ich mich vor ihm und seinen Mitarbeitern vorsehen. Es ist aber gut, dass ich die Rückendeckung des obersten Hausherrn besitze. Ich sollte ihm gegenüber auch etwas diplomatischer sein und das Gastrecht nicht verletzen. Bis tief in die Nacht hinein gehe ich meinen Studien nach. Erst weit nach Mitternacht schalte ich den Computer aus. Ich träume von Gefahren, denen ich während meines Aufenthalters hier gegenüber stehe. Am nächsten Morgen schlafe ich etwas länger und werde per Telefon von Doktor Petrini geweckt. Er wartet schon auf mich im Frühstücksraum wegen des nochmaligen Besuches der Schatzkammer. Da ist aber noch die Genehmigung der Glaubenskongregation erforderlich. Nach der Morgentoilette und dem Frühstück müssen wir von unserem Gebäude dem Momus Santa Martha in den Palazzo del Sant Uffizo dem Wirkungskreis des Bischofs Umbrach. Wir werden zunächst an der Pforte

des Palazzos gestoppt und befragt. Nach längeren Telefonat der Schweizer Garde gewährt man uns Einlass. Wir werden von einem Pater abgeholt, der uns in einen relativ schmucklosen Raum geleitet. Dort warten wir trotz Anmeldung fast eine halbe Stunde, dann tritt der mir schon bekannten finster dreinschauenden Herrn ein und spricht zu meinen Betreuer ohne mich eines Blickes zu würdigen. Der Tag fängt ja gut an, denke ich bei mir und übe mich in Geduld. Umbrach und Petrini verlassen den Raum und bitten mich um ein wenig Besonnenheit. Ich vertreibe mir mit den Blättern in der Bibel die Zeit. Dabei kann ich mich nicht richtig konzentrieren. Meine Gedanken fahren Achterbahn, mal geht es nach oben und im gleichen Augenblick mit Schussfahrt in Richtung Hölle. Steht der Petrini nun auf meiner Seite oder spielt er mir was vor? Es wäre schon schade, wenn diese so erfolgversprechende Reise nach Rom endet wie der Gang nach Canossa. Da öffnet sich die schwere Eichentür und Petrini kommt gemächlichen Schrittes mir entgegen. Mit den Worten: „Es tut mir leid die Glaubenskongregation verweigert ihnen den erneuten Zutritt zur Schatzkammer. Ich frage ihn: „Was kann man da tun“? „Natürlich nicht viel“, meint er “Aber das letzte Wort hat immer noch der Heilige Vater.“ Ich sehr enthusiastisch: „Dann fragen wir ihn doch.“ Das geht jetzt nicht seine Heiligkeit ist in Klausur, da kann er nicht gestört werden.“ Petrini zu mir: „Sie müssen sich noch ein wenig in Geduld üben.“ Nach diesen Ereignissen wächst bei mir ein komisches Gefühl. der Macht einer höheren Kraft schwebt über mir. Im Gästehaus zurück

erkundige ich mich nach einem Tresor im Hotel. Man erklärt mir, dass es nur einen an der Rezeption gibt, in dem ich meine Wertsachen unterbringen könne. Ich verstaue meinen PC und den Ordner mit Forschungsdokumenten im sehr alt anmutenden Panzerschrank des Hotels.

Da mir die Gastgeber heute frei gegeben haben, nutze ich die Zeit zur freien Verfügung und beabsichtige diese geschichtsträchtige heilige Stätte zu verlassen, um mir weiter Sehenswürdigkeiten der Stadt anzuschauen. Zum Verlassen des Stadtstaats begebe ich mich an das Süd Tor und gehe in Richtung Tiber. Zu dieser Zeit muss sich mein Schatten hinter mir befinden, dann bin ich auf dem richtigen Weg. Diesen gewaltigen Verkehr bin ich nicht gewöhnt. Die Straßen kann man hier nur an geschützten Wegen überqueren. Entlang des Tibers marschiere ich straffen Schrittes unter einer dichten Allee. Nach meinem Plan sollte ich bis zur dritten Brücke laufen und dann den Fluss überqueren. In einem komischen Gefühl fühle ich mich unter Beobachtung, kann aber nichts Konkretes ausspähen. Stattdessen bewundere ich die links- und rechtsseitig prächtig anmutenden Römischen Gebäude, die sich dezent hinter alten hochgewachsenen Pinien verbergen. Aus dem Ausflugsschiff winken mit Touristen entgegen. Ich als quasi dunkelhaariger Italiener Grüße zurück. Meine Schritte tragen mich der Brücke Nummer Vier entgegen. Nochmals bleibe ich stehen und schaue mich um. Vor mir spaltet sich der Fluss auf und führt nach mehreren hundert Matern wieder zusammen. Diese Flussinsel befindet sich im Bezirk Sant Angelo. Die bebaute

Fläche erhebt sich sechs Meter über dem Tiber-Spiegel, der sich über die Jahrhunderte in das Gebirge geschnitten hat. Er könnte weit über tausend Jahre Geschichte erzählen. Aus der Blütezeit des Römischen Reiches gäbe es genügend Stoff dafür. Ich inspiziere auf der Insel die sehr römisch anmutenden Bauten und begebe mich kurz an den Tiber hinunter. Nach einen kurzen Blick in die Basilika Bartholome verlasse ich die Insel in der Mitte von Rom in Richtung der Piazza Venezia vorbei an alten historischen Bauten und Ruinen. Am sogenannten Vaterlandsaltar kann ich mich nicht satt genug sehen. Die breite Treppe hinauf schreitend vorbei an meist jungen Menschen, die auf den Stufen sitzen, fühle ich mich in die Zeit des großen Cäsar versetzt. Ich leiste mir einen Rundblick vom Dach des Bauwerkes über die Stadt. Beidseitig wird der Blick durch zwei Quadriga begrenzt. Ich werde von einem italienischen Paar bezüglich der schönen Aussicht angesprochen. Sie versuchen sich in meiner Sprache und sind sehr gastfreundlich zu mir. Ich erkläre ihnen, dass ich noch zum Kolosseum möchte. Da bieten sie mir an, mich mit ihrem Wagen zu bringen. Ich hätte dann auch mehr Zeit, mich mit dem Forum Romanum zu beschäftigen. Auf der gegenüber liegenden Seite des Platzes steht ein dunkler Mittelklassewagen bereit. Ich darf vorn mit einsteigen, um besser zu sehen. Wir reihen uns in den fließenden Verkehr ein in Richtung Kolosseum. Die Reste des historischen Gebäudes schon Blick verspüre ich eine Stich in meinen Nacken als bohret sich der Stachel eine Wespe in meine Haut. Ich finde aber keine Zeit mehr, nach ihr zu schlagen.

Meine Fahrerin schaut mich erwartungsvoll an indem ihr Antlitz vor meine Augen verschwindet. Von nun an war es Nacht.

Nach einer für mich unbestimmten Zeit erscheinen mir langsam Umrisse zwar noch sehr verschwommen, doch für mich sehr unwirklich. Erst langsam begreife ich meine Situation. Ich befinde mich in einem felsenähnlichen Gewölbe auf einem Metallrahmenbett mit der rechten Hand an eine Kette gefesselt, wie ein Kettenhund auf einem Bauernhof mit eingeschränkter Bewegung. Im Raum befindet sich noch ein Eimer für die Notdurft, eine Flasche Wasser und ein Kanten Brot. Den Ausweis, das Geld und das Telefon haben sie mir auch abgenommen. Hier lieg ich nun mit Schmerzen im Kopf fast bewegungslos und warte auf das was noch alles kommt. Eine schwache Glühbirne in einer nackten Fassung leuchtet den Raum kläglich aus. Es vergehen Stunden bis ich vor der Türe Geräusche vernehme. Ich rufe: „Hallo ist da jemand, hört mich denn wer, wo bin ich?“ Mir verschlägt es die Stimme. So schnell kann es gehen von höchster Stelle im Vatikan in diesen schmucklosen Keller und das in drei Tagen. Hoffentlich erblicke ich in diesem Leben nochmals die Sonne. Ich zermartere mir den Kopf, wen ich wohl auf die Füße getreten bin. Mir fällt nur der Griesgrämige Bischof Umbrach ein, bei dessen Gegenwart ich ein sehr angenehmes Gefühl hatte. Ich hoffe, dass das nicht die Methoden der Kirche sind. Petrini und seine Heiligkeit werden mich doch hoffentlich vermissen. Da mir auch die Uhr abgenommen wurde, weiß ich nicht mal welche

Stunde es geschlagen hat. Ist es Tag oder Nacht, das kann mir nur meine innere Uhr sagen, in der Hoffnung sie tickt noch richtig. Nach einem Schluck Wasser und einem Bissen ins Brot, entschließe ich mich, mich in die Situation zu fügen. Hätte man mich umbringen wollen, wäre bestimmt schon die Möglichkeit gegeben gewesen aber was soll ich in diesem Kerker? Ich schließe die Augen und schlafe ein. Wach werde ich durch kräftiges Schütteln meines Körpers durch zwei dunkel gekleidete mit Strumpfmasken versehene Gestalten. Meine ängstlichen Blicke bohren sich durch die Sehschlitze ihrer Masken. Das Scannen ihrer Pupillen bringt mich auch nicht weiter. „Was wollt ihr von mir“, frage ich. Keine Antwort stattdessen ein Schlag mit der Faust ins Gesicht. Au das tut weh! Mein Kopf fliegt auf die Seite. Ich zeige übermütig auf die andere Wange, da fange ich den zweiten Schlag ins Gesicht. „Wir kommen morgen wieder.“ Mit diesen Worten verlassen sie mein Verlies. Die eiserne Tür fällt ins Schloss und ein Unscheinbar klingender Riegel erledigt seine Verschlusspflicht. Es vergeht ein langer Tag mit Brot und Wasser als einer der Gestalten erneut auftaucht. Mit stark akzentuierten Worten macht er mir klar, was er von mir erwartet. Ich soll bei einem Besuch der Schatzkammer des Vatikans mit einer Minikamera den gesamten Keller filmen und an der Südost Seite eine genaue Vermessung der Kellergewölbe vornehmen. Mein erster Gedanke: Das klappt nie. Die erlebten Sicherheitsmaßnahmen sind nach meinem Erkenntnisstand unüberwindbar. Er schreit mich an: „Jedes Sicherheitssystem besitzt seine Schwächen.

Deshalb ist es notwendig alles genau zu filmen.“ Ich bin mir meiner Situation bewusst, entweder mache ich mit oder sie lassen mich hier verhungern. Ich entgegne ihm: „Nehmen wir mal an, ich erkläre mich bereit, muss mir der Zugang zum Keller erst gewährt werden. Bis jetzt sieht es nicht so aus. Der Bischof Umbrach wird meinem Begehren bestimmt nicht zustimmen.“ „Da machen sie sich keine Gedanken“, meint er „Wir regeln das schon. Mit ihrem Einverständnis für uns zu arbeiten, sind sie ein freier Mann.“ Ich hadere noch mit mir, entscheide mich nach einer Bedenkzeit im Rahmen dieses erpresserischen Gespräches doch für eine Mitarbeit. Ich vergleiche zurückblickend dieses Gespräch mit denen der Staatssicherheit vor 1989 im Osten. Mit ähnlichen Methoden wurden IMs rekrutiert. Der Maskierte verlässt den Raum mit den Worten: „Einen Augenblick. Ihre Freilassung benötigt noch einige Vorbereitung. Nach dem nun alles klar war, liege ich immer noch hier und es passiert nichts. Es vergeht eine gefühlte Stunde bis zwei Maskierte mit einer Spritze erscheinen, um sie mir zu verabreichen. Ich wehre mich. „Was ist das?“ „Sie werden jetzt schlafen und irgendwo in Rom erwachen.“ „Was ist mit meinen Instruktionen und der Kamera?“ Sie erhalten alles draußen in ihrem Zimmer im Vatikan. Sollten sie sich es bis dahin anders überlegen, schicken wir den von ihn gedrehten Film ihres Einverständnisses an die Polizei.“ Ich überlege was ich in den letzten Minuten kompromittierende Worte zugesagt haben soll? „Nun was ist jetzt“, fragt einer „Kann ich jetzt die Spritze setzen, oder wollen sie noch ein wenig

unser Gast sein?“ „In Gottes Namen machen sie schon.“ Kurz nach dem Einstich schwinden mir die Sinne und die beiden Dunklen tauchen in die Finsternis ein.

Als ich langsam munter werde sitze ich auf einer Bank eines Hotelparkplatzes und die Sonne scheint. Er liegt etwas höher über der Stadt und ich habe einen Blick auf den Petersdom. Noch etwas benommen, kommt ein Uniformierter auf mich zu, und erkundigt sich nach meinem Befinden. Ich bedanke mich und greife mir an die Brusttasche. Ich bemerke, dass Geld, Ausweis und das Handy an ihrem Platz sind. Da fährt ein Wagen der Carabinieri auf den Platz und langsam auf uns zu. Der zum Hotelgehörige Platzwart spricht kurz mit den beiden im dunkelblauen Alfa Sitzenden. Sie steigen aus und wollen meine Papiere sehen. Unsicher greife ich nach diesen und zeige meinen Reisepass. Einer von ihnen geht aus Auto und überprüft das Dokument. Als er plötzlich unverständlich gestikuliert: „Hinten eizusteigen“. Ich zögere, da fast mich der andere Carabinieri am Oberarm und schiebe mich, mit seiner Hand auf meinen Kopf liegend, in die hintere Sitzreihe. Die Tür fällt zu und die Fahrt geht mit Blaulicht davon. Sie fahren eine Serpentine hinab in welche Richtung auch immer. Nach einer Abbiegung nach links geht es durch ein Tor, das sich hinter uns verschließt. Im Hof erblicke ich noch mehre gleichartige Fahrzeuge der Carabinieri. Der mich in den Wagen geschoben hat, zieht mich mit derselben Intensität aus dem Auto. Na es kann ja nicht noch schlimmer kommen, denke ich bei mir. Ich werde in einem Raum mit Tisch, Stuhl und einem

Aufpasser gesteckt. Ich bin es schon gewohnt, Geduld zu üben und zu warten. Als unverhofft eine in Zivil gekleidete gut aussehende lächelnde Römerin in den Raum tritt und sich bei mir im guten Deutsch entschuldigt. Mit den Worten: „Sie werden seit Tagen vermisst. Der Vatikan hat eine Vermisstenanzeige bei uns aufgegeben. Die Herren waren schon sehr in Sorge hinsichtlich ihres Verbleibens“. Nun muss mir aber etwas Plausibles einfallen. Ich sollte aufgrund des Erlebten den Mund halten und die Intrige meiner Entführer mitspielen. Frau Rangali hakt nochmals nach. “Wo waren sie die ganze Zeit Herr Hoffmann?“ Tiefgründig überlegend stammle ich so vor mich hin: „Ich kann sie nicht verstehen Herr Hoffmann, “ redet sie auf mich ein. „Ich weiß nicht recht, da waren eine Bar und ein paar Frauen, wir haben getrunken, mehr fällt mir nicht ein.“ „Es fehlen ihnen trotz dessen einige Tage. Es sieht auch nicht so aus, als hätte man sie ausgeraubt. Es ist doch noch alles da?“ Ich nicke leicht mit dem Kopf. Langsam hört sie auf zu bohren, mit ihren Fragen nach meiner verlorenen Zeit im Verlies. Signorina Rangali belehrt mich noch über meine Rechte und erklärt mir nach meiner Unterschrift auf dem Protokoll, jetzt könnte ich gehen. Nach einer Weile legt sie mir das Schriftstück zur Unterschrift vor. Es ist in einem perfekten italienisch geschrieben und ich begreife nichts. Ich bitte Signorina Rangali mir doch bitte vorzulesen was in dem Protokoll steht bevor ich es abzeichne. Sie liest laut vor und ich unterschreibe das Blatt. Aus Gründen der Sicherheit unterschreibe ich wie meine Mutter mit einem anderen H

und nicht so geschwungen wie immer. Danach bietet sie mir an, mich zu meinem Gästehaus im Vatikan zu fahren. Nach den Wirrwaren der letzten Tage bin ich froh, wenn mich jemand sicher zu Hotel bringt. Die Fahrt geht durch endlos verstopfte Straßen an vielen vermeintlich historischen Gebäuden vorbei. An der Hinterseite des Vatikans angelangt, geht es im Uhrzeigersinn bis zum Eingang auf der anderen Seite. Vor der Schweizer Garde steige ich aus und verabschiede mich von Signorina Rangali, mit dem Anliegen meinerseits uns nochmals am Abend zu einem Essen zu treffen. Sie ist nicht abgeneigt und wir tauschen unsere Visitenkarten aus. Ein kurzer Händedruck und die Signoria rollen davon. Die Gardisten lassen mich nach kurzem Vorzeigen meiner Gästekarte passieren. In der Unterkunft angelangt, empfängt mich der Portier mit freundlichen Worten: „ Es ist schön, sie wieder bei uns zu haben. Der Heilige Vater hat sich schon Sorgen um sie gemacht.“ Ich bitte ihn auch den Doktor Petrini, von meiner Anwesenheit zu informieren. Im Zimmer angekommen fühle ich mich wieder wie im Abrahams Schoss unter den Schutz des Heiligen Stuhles. Sehr vermisst habe ich die regelmäßigen Malzeiten im Speiseraum des Gästehauses.

Noch am Abend ruft die Rezeption nach mir, ich möge bitte kommen und ein Päckchen abholen. Ich springe geschwind die Treppe hinunter zum Portier. Es ist ein Namenloses bezüglich des Absenders aber an mich gerichtet. Mit dem kleinen Karton in der Hand gelange ich in mein Zimmer zurück. Dort öffne ich es mit viel Spannung. Es handelt sich

um einen Kugelschreiber mit Ladekabel und einen Schrittzähler. Im Nachhinein bemerke ich noch eine Nachricht zur Unterrichtung des Ablaufes, zu der ich am folgenden Tag gegen acht Uhr im Park hinter dem Gärtnerhaus kommen soll. Das erscheint mir sehr konspirativ. In der darauf folgenden Nacht schlafe ich sehr schlecht ein. Mir geht zum ersten Mal meine Familie in der Heimat durch den Kopf. Mein bisher unkompliziertes Leben nimmt durch meine Begegnung mit einem Geistlichen solch eine Wende. Mir schießen die Gedanken wie eine Metro, die durch den Untergrund rast, durch mein Gehirn. Immer wieder erscheint mir auch Jesus Christus mit seinem Leichentuch. Er streckt seine Hand nach mir aus. Ich fasse zu und greife immer ins Leere. Auf einer U-Bahnstation stehend erlebe ich wie er auf den Gleisen steht und die heranbrausende Bahn vor ihm aus den Gleisen springt und auf den Bahnsteig schießt, wo sie in brachialer Zerstörung eine Unzahl an wartende Menschen in den Tod reist. Der Erlöser hingegen die Hände in den Himmel reckend, löst sich in Luft auf. Beim auf mich zufliegenden Trümmerteil wache ich auf. Schweißgebadet sitze ich im Bett. Der Morgen dämmert. Kann ich einfach fliehen? Verfolgen mich diese Männer bis nach Hause. Die letzte Nacht hat mir zu schaffen gemacht. Nach ausführlichen Duschen und einem längeren mit Gedanken durchzogenen Frühstück, leicht neben mir stehend, begebe ich mich zum ausgemachten Treffpunkt hinter dem Gärtnerhaus auf der gegenüberliegenden Seite des überschaubaren Geländes. Auf der mir gewiesenen Bank

sitzend, warte ich auf die Dinge, die auf mich zu kommen. Von rechts erscheint eine Gruppe Mönche im Gänsemarsch die Kapuze weit ins Gesicht gezogen. Sie murmeln etwas für mich unverständliches vor sich hin. An mir langsam vorbeiziehend, fällt dem Letzten ein Handy unter Kutte hervor auf den Boden. Ich springe hoch, hebe es auf und reiche es dem letzten Mönch hinterher, der geht regungslos seinen monotonen Trott weiter ohne von mir Kenntnis zu nehmen. Nun gut denke ich bei mir und lege es neben mich auf die Gartenbank. Nach einiger Zeit gibt es ins Herz stechende Töne von sich, wie bei einem Störfall in einem Kernkraftwerk. Nur zögerlich heb ich es an, öffne den Deckel und flüstere leise mit fragender Stimme: „Hallo?“ Vom anderen Ende der drahtlosen Verbindung schlagen mir feste und bestimmende Worte entgegen. Die Anweisungen sind sehr konkret: Die gelieferte Kugelschreiberkamera soll in der Hemd Tasche mit der Linse nach vor fest platziert werden und der Schrittzähler muss unter der Hose am rechten Fußgelenk befestigt werden. Die Steuerung der Geräte soll ich im Taschentuch in der rechten Hosentasche verstecken. Als Ablenkung soll ich am Arm eine bandagierte Schiene mit Metallstreben tragen, da zur Heilung meiner Sehnenscheidenentzündung diese erforderlich wäre. So könne man, die am Eingang befindlichen Detektoren überlisten. „Haben sie alles verstanden“, schält es aus dem kleinen Gerät. „Ja, aber wie komme ich zu einer Armbandage“, frage ich leicht ängstlich. „Sie gehen in die Via Lutiano 27. Das ist eine Apotheke. Sie verlangen dort

nur Herrn Antoni. Die entsprechende Schiene passt er ihnen gleich an. Noch Fragen?“ „und danach“ etwas kleinlaut, „Wenn alles zur Zufriedenheit erledigt ist erwarten wir sie am Papierkorb vor der erwähnten Apotheke nach dem sie Herrn Antoni ein Zeichen zuvor gegeben haben“. Schweren Herzens schnaufe ich durch. Wie ferngesteuert stecke ich das Handy in die Tasche und verlasse den Ort, erst langsam und dann immer schneller als werde ich verfolgt von unsichtbaren in Kutte gekleideten Mönchen.

Nach dem ich das Gehörte verdaut hatte bin gleich anschließend in Richtung Apotheke unterwegs. Am Tor werde ich von der Schweizer Garde aufgehalten. Wo ich hin wolle, weil mich Doktor Petrini schon suchen würde. Ich kann glaubhaft versichern, dass ich hinsichtlich einer Entzündung in meinem Arm zunächst dringend eine Apotheke aufsuchen muss. Diese Erklärung ist plausibel und die Garde telefoniert mit Petrini zu seiner Information. Leicht eingeschüchtert setze ich meinen konspirativen Weg fort. Nach zehn Minuten bin ich vor Ort. Von außen erkenne ich zwei Frauen hinter der Theke aber keinen Antoni.

Ich setze an einzutreten, da klingelt mein Telefon und am anderen Ende ist meine Frau. Sie fragt nach meinem Befinden und wie lange ich noch bleiben würde. Schließlich macht sich die Arbeit in der Firma nicht von allein. Es stehen Probleme mit dem neuen Kunden an und auf ein Schreiben vom Finanzamt bezüglich einer Nachzahlung

muss auch reagiert werden. Das Alltagsgeschäft hat mich wieder. Die Probleme meiner Frau erscheinen mir wie ein Reiskorn in einer Bain-Marie im Gegensatz zu den Problemen vor denen ich hier stehe. Das Korn kann zwar noch quellen aber hier stehe ich vor einer anderen Dimension. Ich vertröste sie und bitte sie um noch ein wenig Zeit und Verständnis für die Erkundung meiner merkwürdigen Weissagung dem Papst gegenüber. Ich sehe sie mit Unverständnis durch das Telefon mit dem Kopf schütteln. Es kracht in der Muschel und die Verbindung ist getrennt. Mein Weib hat einfach aufgelegt.

Durch das Apothekenfenster sehe ich einen Herrn nach hinten verschwinden. Ich trete ein und warte. Bis ich an der Reihe bin. Nun fragt mich die junge Verkäuferin oder besser Apothekenfachangestellte, was ich benötigen würde. Ich stammle so vor mich hin: „Herrn Antoni bitte“ „kann ich ihnen nicht helfen?“ Ich schüttle mit dem Kopf. „Es ist ein Bekannter von mir“. Sie verlässt mich kurz und geht nach Hinten. Freude strahlend kommt er zwischen den Regalen hervor, mir seine Hand entgegen streckend. Mit den Worten: „Ich Grüße Sie Herr Hoffmann, was kann ich für Sie tun“? Seine Kollegin steht hinter ihm und beobachte ihn genau. Da dreht er sich um und sagt: „Danke ich mache das schon.“ Sie dreht ab und bedient einen anderen Kunden. Ich versuche Antoni zu erklären, da nickt er mir zu „Ich glaube, ich weiß was Sie benötigen und er verschwindet nach hinten. Nach kurzen ruft er meinen Namen. Ich mögen nach hinten kommen zur Anprobe. Dem folge ich. Nun mit bedächtiger Miene passt er mir die

Schiene an und schiebt anschließend den Hemdsärmel darüber. Es geht straff und der Knopf muss versetzt werden aber sonst ist alles unauffällig. Sogar mit Nadel und Zwirn ist er schnell zu Stelle. Das bleibt auch den neugierigen Blicken einer Mitarbeiterin nicht verwehrt. Sie schmunzeln und meint. „An dir ist ein Schneider verloren gegangen“. Ich schau ihn fragend an aber er ignoriert sie. Nach Getanem verlasse ich dankend das Geschäft. Mein Jackett trage ich über der Schulter. Der rechte stärkere Arm passt nicht mehr durch den Ärmel. An der Pforte des Stadtstaates angekommen, bitte ich die Wache Doktor Petrini von meiner Anwesenheit zu informieren. Er kommt mir schon im Gästehaus entgegen. Mit den besorgten Worten: „Ich hoffe es ist nichts Schlimmes“, reicht er mir die Hand. Ich kann ihn beruhigen. Es sei ein altes nicht auskuriertes Leiden des rechten Armes. Weiter berichte ich ihn vom besorgten Anruf meiner Frau bezüglich der anstehenden Aufgaben in der Heimat. Er lächelt mich fragend an. Der Heilige Vater möchte ihnen doch noch so viel zeigen lassen. Er erhofft, ausgehend von ihrer ersten Begegnung mit ihm, neue Erkenntnisse und Einblicke zu denen Sie ihn inspirieren können. Ich fühle mich geehrt bin aber immer noch skeptisch. Seit dem ich hier bin ist mir noch nicht viel Außergewöhnliches erschienen außer die Mysterien, die mir gerade widerfahren. Petrini meint wir haben heute nach dem Mittagessen die Möglichkeit die Schatzkammer abermals zu besuchen. Ich bin überrascht, da der Bischof Umbrach das bislang untersagte. Im selben Augenblick fallen mir die skurrilen mir zur Verfügung

gestellten Dinge ein, die ich bei Besuch der Kammer ich anlegen soll. Petrini spricht mich auf meinen betrübten Gemütszustand an. Ich versichere ihm, es hängt mit meinen rechtseitigen Beschwerden zusammen. Wir verabreden uns nach dem Essen an der Rezeption. Im Zimmer lege ich den Schrittzähler an und wechsle meinen Kugelschreiber mit den mir überreichten aus. In mein Taschentuch verstaue ich ein Würfelzuckerstück großes Teil mit einem Knopf zum Ein- und Ausschalten des Schrittzählers. Ich verstehe den Aufwand nicht, es gibt doch Lagepläne von den Gemäuern. Ich sollte mir darüber lieber keine Gedanken machen. Das Essen scheint mir, heute nicht recht durch die Kehle zu rutschen. Der Service schaut mir schon besorgt zu. Fast unverrichteter Dinge verlasse ich den Speiseraum und muss auf die Toilette. Diese Sache schlägt mir auf den Magen. Pünktlich zur ausgemachten Zeit stehe ich schon vor dem Haus auf Petrini wartend. Von weitem sehe ich ihn schon kommen. Bei mir mit zügigem Schritt angekommen, meint er: „Nun wollen wir mal. Sie haben wohl zur Feier des Tages auch den Kugelschreiber gewechselt Herr Hoffmann“? Ich schaue erschrocken an mir herunter und merke wie mir das Blut in den Kopf steigt. Mit schlaksiger Bemerkung: „Was muss das muss“. Petrini lacht. Dann starten wir. Um das Gebäude der Kammer herumlaufend erreichen wir den Eingang mit der Wache hinter einer Schleuse mit Drehtür. Petrini legt ein Dokument vor und der Wachmann telefoniert noch kurz. Wir warten. Den Hörer auflegend meint der Gardist: „Ich bitte noch um ein wenig Geduld der

Bischof Umbrach von der Glaubenskongregation hat noch Bedenken. Sie mögen sich noch ein wenig gedulden. Es vergeht eine gefühlte Ewigkeit bis zu seinem Erscheinen. In der Zeit prüfe ich unruhig und zupfe nervös an mir herum. Da erscheint in seiner Robe vor der Glasschleuse der unangenehme Würdenträger. Die Garde lässt ihn ein. Mit ernstem Blick verlangt er nach dem unterschriebenen Passierschein für diesen Bereich. Er ist unterschrieben und abgestempelt und somit legitim. Mürrisch brabbelt er, es scheint alles in Ordnung zu sein. „Lassen sie die Herrn passieren“, meint er zur Wache. Nach drei Schritten ruft er: „Halt und was ist mit dem Scanner“? Wir bleiben stehen und ich denke bei mir: sieht das etwas unbeholfen aus. Wir bringen alles Metallhaltige in eine bereitstehende Schale unter. Bis auf mein Taschentuch lege ich alles ab auch den Kugelschreiber mit der eingebauten Kamera und die Uhr. Bei Petrini verläuft der Durchgang geräuschlos im Gegensatz zu mir, da schlägt der Metalldetektor lautstark an. Ich fühle mich ertappt, verweise aber gleich auf meine Armschiene. Ein Wachmann fährt mir beidseitig mit einem Handdetektor über den Körper. Anschließend nickt kurz mit dem Kopf und meint: „Es scheint, alles Ok zu sein“. Mir fällt ein Stein vom Herzen. Ich stecke meinen Kugelschreiber ins Hemd und schalte mit einem kurzen Klick die Kamera ein.

Während wir noch mit offener Tür die Treppe hinunter gehen, verfolgt uns Umbrach mit seinen ernstem Blicken. Oben an der Treppe habe ich das erste Mal den Knopf in meinem Taschentuschbetätigt und somit aktiviert. Die

Anzahl der Stufen soll die Tiefe der Kammer bestimmen. Unerwartet fällt die Tür hinter uns geräuschvoll ins Schloss. Sie verriegelt sich automatisch. Nun sind wir mit der Außenwelt nur über Sprechfunk verbunden. Doktor Petrini entschuldigt sich bei mir wegen dem Verhalten des Bischof Umbrach. Am Grunde angelangt führen linksseitig vom Gang Türen in die einzelner Kammern. Meinen Schrittzähler immer aus der Hosentasche aus aktivierend und deaktivierend schreite ich den Gang interessiert in Länge und Breite ab. Petrini wundert sich schon und fragt ob ich nun wisse, wohin wir gehen sollten. Ich antworte ihn: „Da verlasse ich mich ganz auf sie, mir wäre nur das originale Leichentuch des Heilands von großer Bedeutung“. Zunächst besuchen wir einen Raum mit den unterschiedlichsten Reliquien aus ferner Zeit. Sie sind alle in verfahr baren Regalen untergebracht. Auf Schienen gelagert schiebt der Doktor gleich mehrere Elemente auf eine Seite. Somit ist uns ein Zugang gewehrt. Es sind alles Dinge mit religiösen oder mystischen Charakter. Wir tragen zur Sicherheit jeder ein kleines Atemschutzgerät auf dem Rücken und Gummischutz Handschuhe. So soll vermieden werden, dass Fremdpartikel von außen über unsere Hände auf die Kunstgegenstände gelangen. Die Sauerstoffflasche dient zur Sicherheit, da die Kellerräume zum Schutz Luftreduziert sind. Es sollen so auch Schädlinge von den Kunstwerken entfernt gehalten werden. Die einzelnen Räume sind zusätzlich mit Kameras versehen. Dafür hängt im Hauptgang ein Steuerungskasten, der nach den Worten meines Begleiters noch ein paar verborgene

sicherheitsrelevante Besonderheiten im Inneren verbirgt. Die Kamera läuft immer mit. So betrachten wir noch weiter geheime Räume mit endlosen Schätzen aus vergangenen Zeiten. Ein wie ein Banktresen verschlossener Raum beinhaltet einen kleinen Teil der Goldreserven des Weltunternehmens. Vor uns befindet sich eine gigantische Panzertür mit mittigem Handrad und Tastatur zur Eingabe eines sich wechselnden Kodes. Petrini verlangt die Freigabe der Tür durch die oben befindliche Sicherheitszentrale. Man hört das Klacken der Verriegelung mit der Durchsage des zwölfstelligen Zahlen Kodes. Nun dreht der Dock am Rad und beschwerlich öffnet sich der begehbare Tresor. In dem Lichterglans erstrahlt der Raum unter dem reflektierenden Goldbarren und in Truhen liegen goldene Münzen aus der Zeit des Römischen Reiches. „Darf ich das mal anfassen“, frage ich. „Wenn bei ihnen nichts kleben bleibt“, bekomme ich zur Antwort. Erst eine Münze in die Hand nehmend ergreife ich tief in die Münzen eintauchend eine Hand voll und lasse sie herunterfallen. „Nur schade dass ich das nicht fotografieren kann, um es meiner Frau zu zeigen. Die würde Augen machen“, meine ich zu Petrini und die geheime Kamera läuft unvermutet mit. Ich erlaube mir noch, einen Goldbarren anzuheben. Ich benötige dazu schon beide Hände „und das ist nur ein Teil“ höre ich von hinten. Wir verlassen die mit Edelmetallen gefüllte Kammer und verschießen sie mit der fast fünfzig Zentimeter dicken Tresortür. Sie klackt ein wie bei der Anhängevorrichtung eines Lastkraftwagens. Die

federgelagerten Stahlbolzen um die Tür herum verriegeln das ausgeklügelte System automatisch. Zusätzlich drehen wir das Handrad eine dreiviertel Umdrehung, so wird der elektronische Bereich erneut mit einem Kode aktiviert, der nach einer unregelmäßigen Methode neu erfunden wird. Jetzt verstehe ich auch warum über diese Räume solch ein Geheimnis gepflegt wird. Wie war das wohl über die Jahrhunderte hinweg? Konnte immer so ein Sicherheitsstandard gewahrt werden?

Ein derartiger Überfluss ist bald nicht fassbar. Ich erinnere Herrn Petrini noch zum Schluss an meinem Wunsch. Er meint, dass der Besuch der Kammer mit den bedeutenden heiligen Dingen einige Vorbereitungen bedarf. Das macht mich stutzig. „Wieso dieses“? Der Raum ist mit hochkonzentriertem Argon Gas gefüllt zum Schutz der Einlagerungen. Wir können aber den Vorraum betreten und durch ein Fenster, die in Glasvitrinen liegenden Gegenstände betrachten. Den Raum vom Gas zu evakuieren und die Eilagerung der normalen Atmosphäre auszusetzen, wäre ein zu großer Aufwand. Es geschieht schon mal zu wissenschaftlichen Zwecken in großen zeitlichen Abständen. Wir haben alle zurzeit existierenden wissenschaftlichen Verfahren und Erkenntnisse zur Erforschung angewendet. Dabei ist uns höchstwahrscheinlich nichts verborgen geblieben. Durch die im Raum installierten sechs Kameras ist ein Blick auf alles möglich. Es besteht jedoch die Chance, einen Blick durch eine Panzerglasscheibe hinter der verschlossenen Tür zu erhaschen. So werden wir es auch handhaben.

Petrini lässt aus der Zentrale der Garde im Obergeschoss die Tür elektronisch öffnen und tun nach einem vorgeschriebenen Ritual das Seinige. Unseren Blicken eröffnet sich ein kleiner düsterer Vorraum mit Guckloch durch eine Scheibe ins Innere. So nah war ich noch nie an Dingen der Geschichte von zwei tausend Jahren. Mir bleibt vor Bewunderung der Mund offen stehen. Mein starrer Blick durchstößt die Zentimeter dicke Sicherheitsscheibe wie ein Schneidbrenner Eisen durchdringt. Nach der Zeit der Verarbeitung des optisch Erfassten drücke ich meine Nase an der Scheibe platt, um die größte Nähe zu den Ausstellungsstücken zu erreichen. Von der Seite sind schon die Konturen eines Gesichtes erkennbar. Ich bin beeindruckt. An den seitlichen symmetrisch vorhandenen Löchern befinden sich dunklere Flecken, die sich von der Fläche abheben. Ich frage Petrini: „Was wird das wohl sein dort an der Seite, diese Flecken“? Er antwortet. „Wir haben schon alles akribisch untersucht, es scheinen aller Wahrscheinlichkeit nach, Reste von Blutflecken zu sein. Das macht mich neugierig. Aus Blutresten lässt sich doch bestimmt eine DNA extrahieren. Es sind nicht nur die Blutgruppe sondern auch die Erbanlagen ersichtlich. „Als Sohn von Maria Magdalena mit ihrer unbefleckten Empfängnis liegen uns mit dem Blut Jesu Christo, dass er laut Geschichte für uns Menschen vergossen hat, die Erbanlagen Gottes offen“ Petrini ist entsetzt, fassungslos bleibt ihn der Mund offen stehen. „Das ist Gotteslästerung und das in diesen Hallen“, meint er empört. „ O,

entschuldigen Sie Doktor Petrini ich versuche nur wissenschaftlich an diese Dinge heran zu gehen.

Nach Rechtfertigung suchend, komme ich nochmals auf die zwei hundert tausend jährige Geschichte der Menschen. Unser Urvater Adam hat über die Jahrtausende uns denselben DNA Satz in uns allen, nur minimal modifiziert. „Da stimmen sie mir doch zu“! Mein Gegenüber nickt. „Wir befinden uns hier in der Wiege der katholischen Kirche“, ich unterbreche ihn. „Für mich ist die Wiege in der Christi Geburtskirche in Bethlehem in der ich schon war. Rom ist nur der Ort an dem der christliche Glaube verbreitet wurde. Der Gefolgsmann von Jesu-Simon Petrus missionierte Rom als erster Bischof bis ins Jahr 66 nach unserer Zeitrechnung. In dem er als Märtyrer starb. Der hier vor uns stehende Petersdom ist nach ihm benannt. Da liege ich doch richtig Herr Petrini“? Der Doktor presst die Lippen zusammen und zieht die Oberlippe nach oben, seine Synapsen im Kopf neu sortierend, ringt er nach der richtigen Bewegung seiner Stimmbänder. Entsprechend der Stellung hier im Vatikan und seinem wissenschaftlichen Weltbild kämpft er mit sich. „ Auf was hinaus wollen Sie denn“ fragt er mich. „Ganz konkret ist für mich als Ahnenforscher bedeutsam, ob aus dem angeblichen Leichentuch des Heilands eine DNA feststellbar ist und ob man davon eine Erblinie bis in die Gegenwart ableiten kann“. Er stockt erneut über meine Kühnheit die Glaubensgeschichte in Frage zu stellen. „Da muss Jesu vor der Kreuzigung einen oder mehrere Nachkommen gezeugt haben“? „Davon gehe ich aus“,

meine ich überzeugt. „Er war doch ein gesunder Mann in den besten Jahren und als Sohn Gottes war er quasi bestimmt, seien Gene zu streuen“. Der Dock hebt beide Hände abweisend mir entgegen „Bitte hören Sie auf, das ist ja Blasphemie unserem Herrn gegenüber“. Wir beenden den Disput und verschließen auch die zu Letzt gesehene Kammer nach dem Verlassen. Nochmals den Gang mit den partiellen Zugängen zu den einzelnen Räumen in mich aufnehmend, fällt mir mein Versäumnis der Betätigung des Schrittzählers ein. Auch ist mir die Kameraführung aus dem im Hemd steckenden Kugelschreiber aus dem Gedächtnis geglitten. So bin ich hier von den alten Artefakten begeistert. Nachdem wir die lange Treppe nach oben geschritten sind, bitten wir über eine Sprechanlage uns Auslass zu gewähren. Es öffnet sich nach Kurzem die Tür und es scheint über die gläserne Eingangsschleuse durch den Gang gedrängtes Tageslicht die Stufen hinunter. Der Anblick der Schweizer Garde holt mich in die Gegenwart zurück, auch wenn die historischen Uniformen der Gardisten einen anderen Anschein anmuten lassen. Da wir die ganze Zeit in Blickfeld der Überwachungskameras waren, macht sich eine größere Leibesvisitation bei uns nicht erforderlich. Wir stecken unsere persönlichen Sachen, der vor dem Eintritt abgelegten Gegenstände, ein und verlassen das Gebäude der Schatzkammer des Vatikanstaates. Für einen Außenstehenden wie mich ein Erlebnis der besonderen Kategorie. Das alles muss ich erst in meinem Zimmer des Gästehauses verarbeiten. Zunächst nehme ich den verhassten Schrittzähler ab und schmeiße

den Kuli auf den Tisch. Mit einem Sprung auf mein Bett versuche ich meine Gedanken zu sammeln. Die Erinnerung zurück transportiert mich in einen tiefen Schlaf. Erst als es dämmert die Sonne am Versinken ist und sie hinter dem Horizont verschwindet, wache ich auf. Meine Utensilien liegen immer noch wüst im Raum durcheinander. Mich belastet zu tiefst die mir aufgezwungene Ausspionierung dieser hochheiligen Räume. Es ist die Handlung eines Judas. Ich zermartere mir das Gehirn, wie ich die Übergabe der Aufnahmen verhindern kann. Da klopft es an der Tür. Hochschreckend antworte ich: „Ja einen Moment bitte“. Schnell versuche ich die Ausspäh-Utensilien vom Tisch unter meinem Kopfkissen zu verbergen. „Ich bin schon unterwegs“, rufend ordne ich das restliche auf dem Tisch. Nur noch kurz durch die Haare fahrend öffne ich leicht außer Atem die Tür. Da steht Petrini und teilt mir mit, dass der Heilige Vater mich heute nach dem Abendbrot sehen möchte. Seine Miene erscheint mir Besorgnis erregen. Was kommt so zu später Abendstunde auf mich zu? Bin ich vielleicht enttarnt? O wie gerne würde ich jetzt zu Hause mit meiner Frau zu Abend essen und mich nicht um die Weltgeschichte kümmern. Ja, Ich habe spioniert, hier an dieser Stelle und dafür muss ich auch dafür gerade stehen. Das Abendbrot ist wie eine Henkersmahlzeit. Sollte etwa Gefahr im Verzug sein ließ man mich doch nicht erst noch essen, denke ich bei mir. Keiner scheint mich hier im spärlich besetzten Speiseraum wahr zu nehmen. Ich muss das Unausweichliche auf mich zukommen lasse. Pünktlich zur ausgemachten Zeit finde ich mich vor dem

Audienzhalle, nicht weit von meinem Quartier entfernt, ein. Ich werde schon erwartet. Ein Bote bringt mich in das Innere, wo mir nach einer kurzen Leibesvisitation mir Einlass gestattet wird.

Der Papst sitzt in einer prunkvollen Thron ähnlichen Sitzgelegenheit. Der erste Blickkontakt ist entscheidend. Er lässt sich aber nicht auf einer Skala von minus zehn bis plus zehn einordnen. Sein Blick dümpelt eher um den Nullpunkt herum. Ein Bediensteter weist auf einen Ledersessel am Tisch zu dem der Heilige Vater mühsam mit Unterstützung ebenfalls geführt wird. Ich stehe noch und getraue mich erst zu setzen, wenn mein Gastgeber mir die Erlaubnis dafür erteilt. Er kommt und reicht mir die Hand. Das entspannt mich ein wenig. „Wissen Sie warum sie hier sind Herr Hoffmann“, fragt er mich. Ich antworte kleinlaut: „Nein“. „Sie haben sich schon die ganze Zeit für unsere Geschichte interessiert und speziell für das Leichentuch unseres Herrn Jesu Christo.“ „Das ist richtig. Die Entstehung der Menschheit aus wissenschaftlicher Sicht ist seit mehr als hunderttausend Jahren aus einem, sagen wir mal Adam, mit immer demselben Y Chromosom im Körper bis heute nachweisbar. Meinen genealogischen Forschungen lassen eventuelle verwandtschaftliche Beziehungen erahnen“. Der Vater hört mir gespannt zu. “Fahren sie fort“ unterbricht er mich. Ich kann an Hand von Kirchenbüchern die Verwandtschaft von über hundert tausend in einem Gebiet lebenden über einen Zeitraum

von einem halber Jahrtausend nachweisen. Das muss doch auch bis zur Zeitenwende möglich sein“ Ich sehe wie mich der Vater mit großen Augen anschaut und spüre das Entsetzen der im Saal befindlichen Personen. Jetzt kann man eine Stecknadel zu Boden fallen hören, so lautlos ist es im Saal. Nicht einmal der Wind pfeift sein Lied durch die Gemäuer. Langsam steigt mir das Blut in den Kopf, ich merke den Pulsschlag am Hemdkragen und die Hände fangen an zu kleben. Ich falle bald vor Ohnmacht vom Stuhl. Da wird die endlose Stille durch das Niesen eines geistlichen jäh zerrissen. Wie aus einem Schlaf erwachend wünschten alle: “Gesundheit“. Wie geht es nun weiter mit mir, sind meine Gedanken. Es passiert etwas ganz Ungewöhnliches. Der Heilige Vater bittet alle, bis auf mich, den Saal zu verlassen. Er möchte mit mir ein Gespräch unter vier Augen. Etwas benommen, weil dieses jetzt noch nicht vorgekommen war, zögern sie. „Meinen Herren haben Sie mich verstanden“? Unterschiedlich reagierend den Kopf nickend oder leicht ungläubig schüttelnd begeben sie sich ausnahmslos zum Ausgang. Mit einem Fingerzeig seiner Heiligkeit rücke ich näher heran, als will er mir ins Ohr eine geheime göttliche Botschaft flüstern. Dabei kommt er mir in väterlicher Art näher. „Sie waren doch hier in Rom kurz im Krankenhaus nach dem Unheil bringenden Blitzeinschlag, bei dem unser Pater Ponaris – Gott hab in selig- den Tod fand“. Ich bestätige das gesagte. „Dabei habe ich mir erlaubt, auf Grund ihrer besonderen Fähigkeiten eine Genanalyse von ihnen anfertigen zu lassen“. Das lässt mich bald vom Stuhl kippen. Ich habe viel

erwartet, aber das nicht. Was will der alte Mann mit meinen Genen. Ich habe mich doch schon erfolgreich fortgepflanzt. Ich frage nach: „Na und mit welchem Ergebnis, oder betreiben Sie das zum Spaß“. Der Vater schaut bedenklich mir ins Gesicht. „Sie mit ihrer Vorahnung, Weissagungen und Glücksfälle, die Ihnen begegnen, wissen nichts? Ich hebe die Schultern an als will ich sagen: „Keine Ahnung“. Der Heilige Vater macht eine Pause und holt mit fester Stimme, tief Luft holend, aus. „Was ich Ihnen jetzt sage muss unter uns bleiben, versprechen Sie mir das? Nur einer kennt im Institut für Humangenetik das Ergebnis aber nicht die Zusammenhänge. Wir werden Professor Bartrino auch über die Zusammenhänge nicht in Kenntnis setzen. „Ja wenn ich wüste um was es ging, können wir beide schon ein Geheimnis besiegeln“. Er zieht die Augenbraun hoch und holt erneut aus. „Wenn das herauskommt was ich Ihnen jetzt sage, sind Sie und auch ich in großer Gefahr. Es müsste eine Neufassung unseres Standardwerkes geben. Unser zwei tausend Jahre alter Glauben stände auf gläsernen Füßen“. Er macht mir, in Anbetracht seiner Worte, eine Heidenangst.

„ Ich habe ihre Probe mit einer anderen vergleichen lasse“. „Und“, frage ich. Er windet sich noch. „Es gibt eine Übereinstimmung von neunzig Prozent“. „Das ist doch nicht schlecht. Sie haben wohl die Probe eines Mitgliedes meines Familienstammes. Es verwundert mich schon, kann mich aber bei der Anzahl von Vorfahren und Verschwägerungen nicht sehr erstaunen. Italienische

Vorfahren sind mir zwar nicht bekannt, aber was nicht ist, kann noch werden“. Das Oberhaupt der Katholischen Kirche schaut mich verständnislos, schweigend mit starrem Blick an. „Wenn Sie erfahren woher die erste Analyse stammt, werden Sie schon verstehen“, meint er. Das würde mich auch interessieren, wenn er nur mal auf des Pudels Kern käme. Mit den pathetischen Worten: „Herr Hoffmann, ich bitte Sie nochmals nachdrücklich um Verschwiegenheit in dieser Angelegenheit“. Ich nicke wieder mit dem Kopf. „Die Vergleichs- DNA zu ihrer stammt aus einer früheren Analyse und befindet sich seit dieser Zeit im päpstlichen Tresor. Es ist die Analyse“, er stockt den Zeige- und Mittelfinger auf seinen Mund legend mit leicht zischendem Ton, „Vom Leichentuch unseres Erlösers“.

So nun ist es raus, Herr Hoffmann“. Ich schau ihn an, noch nicht richtig verstehend, was er damit meint. Er fällt in sich leicht zusammen, als wurde er von einer schweren Bürde erlöst. Nun sitzt er wie ein Häufchen Unglück da in seiner Robe. Ich hingegen bin mir dem Gesagten noch nicht bewusst. „Das bedeutet“, bringe ich in Zeitlupe heraus, „Ich habe verwandtschaftlich mit dem Fleck, der eventuell vor zwei tausend Jahren ein Blutfleck gewesen ist, zu tun. „Es sieht so aus, als sind Sie mit dem eingewickelten verwandt. Sehen sie nun, was das für Sie bedeutet?“ meint er vorwurfsvoll mir gegenüber. Ich fange an zu grübeln. An meinem linken Zeigfinger knaupelnd, versuche ich die Situation zu entschärfen.

„Und nun“ frage ich. Der Papst zu mir: „Sie fahren unverzüglich nach Hause und ich vernichte Ihre gentechnische Analyse. „Einen Augenblick bitte, ich konnte Ihnen schon mit meinem Rat zur Seite stehen, nun sind Sie dran“. Mir schlägt plötzlich eine grimmig fragende Miene wie ein Peitschenhieb ins Gesicht. „Was wollen Sie denn noch?“, fragt er. „Ganz einfach, der Sache gehe ich nach“ kommt mir leise und in Zeitlupe über die Lippen“. Erbost hallt es durch den Saal: „Sie spinnen wohl“ „Gewiss nicht, ich werde versuchen, Ihnen zu beweisen, dass Ihre Vermutung auf tönernen Füßen steht. Ich muss das tun, auch als Absicherung meiner Familie und deren Nachkommen gegenüber“. Mich erhebend, gehe ich nachdenkend im Saal in einer Ellipse. „Und“, schallt es durch den Raum. „Lassen Sie mich nachdenken“ und weiter ziehe ich meine Runde gemächlichen Schrittes. Mein Gastgeber verfällt in ein Gebet. Ich bin aber laufend bemüht, eine Lösung des Problems zu finden. Nach einer Weile bleibe ich stehen, der Vater blickt auf und schaut mich fragend an. Mir schießen so viel Gedanken durch den Kopf, dass ich keine klare Aussage treffen kann. „Wir brechen hier ab, gehen in Klausur und überdenken den Fall gründlich, bevor wir eine falsche Entscheidung später bereuen. Ich denke doch, dass wir von Professor Bartrino nichts zu befürchten haben. Ihm fehlen hoffentlich die Zusammenhänge. Mit einer standesgemäßen Verabschiedung vom Heiligen Vater verlasse ich den Saal und gewähre den vor im Vorraum wartenden Vertrauten Einlass. Sie schauen mich alle mit fragenden Augen an,

aber meine Stimme ist verstummt. Ohne Umwege begebe ich mich an geistliche Würdenträger vorbei ins Gästehaus an die noch geschlossene Bar. Der Mann an der Rezeption ruft zu mir herüber: „Wir haben noch geschlossen“. „Das ist mir egal, ich brauche jetzt einen Schnaps“. Etwas gestört schaut er zu mir, “Ich kann ihnen höchstens eine volle Flasche mit aufs Zimmer geben, die wir dann verrechnen. Mit dem rechten Zeigefinger auf Ihn zeigend und dabei mit dem Kopf nickend rufe ich lautstark: „So machen wir das“. Unverzüglich erhalte ich eine Flasche Cognac und einen Schwenker. Im Zimmer angelangt, wird erst ein dreifacher Schnaps vernichtet. Er reicht aber nicht für die erhoffte Erlösung aus dem Dilemma. In meinem PC stöbere ich nach Lösungen und Möglichkeiten. Der von mir und einigen anderen Mitforschern erstellte Familienbaum bis ins Heilige Römische Reich Deutscher Nation, um das Jahr 1000 nach der Zeitrechnung ist, unter Betrachtung bestimmter Fehlerquellen, nutzbar. Nach dem Genuss des fünften Glases schlafe ich am Tisch ein und vergesse sogar das Abendbrot. Erst tief in der Nacht, als die Blase mich drückt, wache ich auf. Notdürftig entkleide ich mich und setze die Ruhe im Bett fort. Im Traum fliegen himmlische Heerscharen über den Kopf. Die Vögel zwitschern beim Wachwerden. Die Sonne steht morgens hinter dem Hotel. Auf den Weg ins Bad gliedern sich meine Gedanken als Vorlage für weitere Gespräche. Einfache Sachen lagen mir noch nie. Es ist ein ständiger Kampf- eigentlich um Alles. Es gibt in der Welt Menschen mit größeren Problemen, als ich sie habe. Meine sind für mich und meine Familie von nicht

unerheblicher Bedeutung. Das größte Bedenken ist jedoch die Geheimhaltung. Das muss ich dem Vater heute im Gespräch deutlich machen. Es ist am besten, wenn meine Genanalyse mit allen meinen medizinischen Daten verschwindet. Es kehrt fast schon wieder Normalität ein. Beim Frühstück lege ich mir den groben Plan zur Lösung mit den Hausherrn zurecht. Gegen zehn Uhr habe ich in seinem Arbeitszimmer einen Termin. Sein Sekretär lässt mich Platz nehmen. Die Tür öffnet sich und der Papst kommt mir entgegen. Ich springe auf und verbeuge mich, wir wollen mal nicht annehmen, dass es irgendwann anders herum sein könnte. Er meint zu mir: „Wir gehen in die Sixtinische Kapelle in medias res. Dort sind wir ungestört“, zu seinem Sekretär sprechend. Auf dem Wege müssen wir nicht erst ins Freie, sondern begeben uns direkt von der Residenz am Papageienhof vorbei in die Halle, in der die Päpste seit vielen Jahren gewählt werden.

Der abermals auf mich prallende farbenfrohe Eindruck dieses Saales lässt mich erneut vor Ehrfurcht erstarren. „Kommen Sie- los komm“ ruft es aus dem alten zittrigen Mund. Ich setze mich weiter in Bewegung. Durch die vergleichsweise spärlichen Fenster im oberen Bereich der farbenfroh bemalten Wände gelangt nur dezentes Licht in den Innenraum. Hinter mir fällt eine durchsichtig vergitterte Tür ins Schloss. Es ist ähnlich wie bei eine Konklave. Unser Weg führt uns über aufwendig gestalteten Marmorfußboden in die hintere linke Seite. Dort steht vier Stufen höher eine Sitzgruppe, die der vor mir laufende Papst ansteuert. Die Stufen hinauf stütze ich

ihn an der rechten Seite. Gemächlich bewältigt er Stufe für Stufe bis wir schließlich schräg zueinander sitzend uns beraten wollen. Nach einer Gedankenpause höre ich ihn mit leiser zittriger Stimme sagen: „Sehen sie diese Schönheit, die uns der Herr durch Michelangelo gegeben hat. Etwas Vergleichbares gibt es auf der Welt nicht“. Eigentlich sind wir ja hier, um die Lage zu besprechen. Jetzt philosophiert er wieder über das Gewesene und nicht über das Notwendige. Am Fuße dieser Farbenpracht, aber doch auf einem Podest sitzend, fange ich an. „Es gibt wie immer mehrere Varianten, die man abwägen sollte. Auch zu ihrem Seelenheil ist es erforderlich, dass wir der Sache versuchen auf den Grund zu gehen“, rede ich ihm ins Gewissen. „Sie emeritieren mich in die Päpstliche Akademie der Wissenschaften und stellen mir einen Raum zur Verfügung für mein Studium der geschichtlichen Dokumente“. „Welcher Dokumente den?“, fragt er mich. „Ich werde Ihnen nachweisen, wie es zu der annähernden Ähnlichkeit der Genproben gekommen ist. Das wollen Sie doch auch“, ihn ins Gewissen redend. Er zögert und nickt dann leicht mit dem Kopf. Mit einer auf mich abweisenden hochstehenden Hand geht er in sich, wie es alte weise Gelehrte Menschen tun. Ein endloses Schweigen erfüllt den Raum. Es scheint, als versagt den Vögeln vor den Fenstern der Kapelle das Gezwitscher. Das Leben auf dem uns gegenüber liegende Plaza del Forno, scheint mir eingefroren zu sein. Mein Gegenüber sitzt, schwer nachdenkend, unbeweglich auf seinen Stuhl und brütet etwas für mich noch nicht zu Erahnendes aus. Gerade in

dem Augenblick, als meine Augen auf den gegenüberliegenden Michelangelo spazieren gehen, erhebt er seine Stimme.

„Sie verlassen noch heute Rom“! Wie ein Schlag oder besser ein Rausschmiss trifft mich diese Botschaft. „Aber wir wollten noch“ er unterbricht mich,“ Sie reisen ab. Wir lassen erst Gras über die Sache wachsen, dann hole ich Sie zurück. Eine Emeritierung ist auch erst nach Vorbereitung und Absprache mit dem Päpstlichen Dekan möglich. Sie sollten am Wissenschaftlichen Zentrum für Genealogie der Gegenwart in Oldenburg eine Dissertation beantragen, um dann hier bei uns in die Geschichte einzutauchen“. Die Bedeutsamkeit der Angelegenheit steht außer Frage, aber ohne Moos nichts los. „ Wie soll das funktionieren? Die Oldenburger kennen mich doch nicht mit meinen spärlichen Publikationen“. „Ich werde sie dort oben anmelden und einen Doktorvater für Sie finden. Mit dem rechten Daumen auf dem Zeigefinger reibend möchte ich den finanziellen Rahmen abklären. Der Heilige Vater fast sich kurz mit der linken Hand an die Nase und hebt dann den Zeigefinger um abermals mit dem Daumen die untere Nasenscheidewand zart abzustreichen, dann billigt er mir ein monatliches Einkommen von drei tausend Euro zu. Das scheint mir angemessen zu sein, obgleich ich auch noch Familie zu Hause habe und eine kleine Firma am Laufen gehalten werden muss. Oldenburg liegt schließlich ganz im Norden sechs hundert Kilometer von meiner Heimat entfernt. Es scheint so, als wären wir uns Handelseinig, soweit man mit einem Papst das werden kann. Mit dem

Erheben von den Stühlen ist zunächst alles gesagt und abgesprochen. „Über den Dekan wird alles Notwendige eingeleitet“, so seine abschließenden Worte zu mir.

Fast überstürzt verlasse ich das Gästehaus des Vatikans. Ein schwarzer Wagen bringt mich zum Flughafen. Mit abenteuerlicher Fahrweise durch die Straßen von Rom erreichen wir noch mein Flugzeug. Da ich nur mit Handgepäck unterwegs bin geht die Abfertigung schnell. Schnellen Schrittes erreiche ich die Flugbrücke und gelange an meinen Platz. Wie schon einmal erlebt, bin ich der letzte Passagier und nach Kurzem beginnt sich der Kollos zu bewegen. Die Heimreise verläuft reibungslos mit kurzem Umsteigen in München mit Anschluss nach Leipzig. Die Zeit des Fliegens verbringe ich der Reminiszenz meiner Gedanken und erlebten Ereignisse. Die Frage: was wäre wenn, möchte ich mir gar nicht ausmalen. Was erzähle ich meiner Familie? Am besten, ich lasse die expliziten Ereignisse weg und beschränke mich auf die touristischen Aspekte.

In Leipzig angekommen werde ich schon freudestrahlend von meiner Frau empfangen. Schon am Folgetag erhalte ich einen Anruf von der genealogischen Fakultät mit der Bitte mich in Kürze persönlich im Norden vorzustellen. Wir verabreden uns für den Montag der folgenden Woche. Nach dem Eingang der Depesche aus dem Vatikan werde ich schon gespannt und sehr freundlich empfangen. Der Professor mit weißen Haar und Halbglatze begrüßt mich als wären wir alte Bekannte. Dabei sehe ich ihn das erste

Mal. Am Tisch nimmt noch ein Herr Platz, der wie sich später herausstellen wird mein Doktor Vater sein sollte. Er ist etwas älter und mit der Materie im Allgemeinen vertraut. Nach einem ausführlichen Gespräch legen sie mir das Thema der zu absolvierenden Dissertation in den Mund. Es soll sich dabei das Thema meiner bisherigen Studien handeln. Unter Nutzung meiner erworbenen Daten und Fakten mach ich mich nach gründlicher Einweisung an die Arbeit. Das Antragsmäßige wurde bereits alles geklärt. Es ist wahrscheinlich doch gut, wenn man Unterstützung von „Oben“ hat. Unter Nutzung der Universitätsbibliothek komme ich gut voran. Während des Studierens und Schreibens verdränge ich die Zeit im Vatikan. Nach schon zwei Wochen kommt der erste Kontrollanruf aus Rom, mit der Frage nach dem Fortschritt meiner Arbeit. Da ich nur Daten bis zirka fünf hundert Jahre zurück über die Kircheneinträge verfolgen kann, muss ich andere Quellen nutzen. Dabei habe ich ein Kloster in einer Schlucht im nahegelegenen Mittelgebirge im Sinn. Dort könnte ich fündig werden. Die Aufarbeitung der letzten zwanzig Generationen nimmt zunächst die Folgezeit ein. Akribisch werden die jeweiligen Familienstämme untersucht. Neben Geburtsdatum, Sterbe-, Taufeinträgen, Hochzeitsdaten, Kinderzahl, Beruf und Verbreitungsgebiet entsteht eine Spur der Ahnen. Die Wanderung der Familien durch Einheiraten, aus neuen Gebieten aufsuchen oder der Einfluss kriegerischen Handlungen, bringt in einem überschaubaren Gebiet die Menschen in Bewegung.

Die Arbeit lässt mich die Zeit vergessen und ich bemerke nicht einmal die hübsche wissenschaftliche Mitarbeiterin, die sich ein wenig um mein leibliches Wohl kümmert. Das einzige was mir schmerzt, ist mein Rücken. Er wird durch das Sitzen überdimensional belastet. Da kann nur ein Steharbeitsplatz weiter helfen. Ich beginne mit der Lebensgeschichte meines schon verstorbenen Vaters.

3. Kapitel

3. Bei meinem Gang durch die Geschichte, der ein sehr langer sein wird, betrachte ich zunächst die letzten hundert Jahre. Mein Vater Herbert Hoffmann wird 1925 geboren und heiratet 1950 meine Mutter. Sie ist ein Flüchtling aus dem heutigen polnischen Gebieten. Er arbeitet als Webstuhlmeister in der Textilindustrie, wie einige seiner Vorfahren. Nun habe ich die Wahl zwischen zwei Linien mich zu entscheiden. Ich wähle die des Familiennamens. Wobei der Nachname erst eingeführt wurde, als ein Name zur Unterscheidung von Personen nicht mehr ausreichte. Vater arbeitet über fünfundvierzig Jahre im gleichen Betrieb. Ein Fakt der sich zur heutigen Zeit grundlegend geändert hat. Neben seiner betrieblichen Tätigkeit gibt es reichlich

Beschäftigung auf einem familieneigenen Grundstück von fast einem Hektar. Die landwirtschaftliche Nutzung muss die Familie mit unterstützen. In einer Mangelwirtschaft ist der Anbau von Früchten und Obst eine lebensunterstützende Maßnahme. Durch seine gesunde Lebensweise verstirbt er erst mit vierundachtzig Jahren

4. Sein Vater, Opa Paul Hoffmann ist 1899 geboren und heiratete 1921 meine Oma Luise, die aus wohlhabendem Hause stammt. Die Hoffmanns verbinden sich mit einer reichen Unternehmer Dynastie, die vor hundert Jahren in unsere Gegend gezogen ist. Ihre Wurzeln stammen aus dem Mitteldeutschen Kerngebiet. Da Opa in die Funktion eines angeheirateten Unternehmers hineinwächst, war ein gut situierter Lebensstandard gesichert und keiner denkt an etwas Schlechtes. Doch plötzlich leise heranschleichend kommt es zu einer Weltwirtschaftskriese. Das Unternehmen muss schließen. In den besten Jahren seines Alters ist eine Neuorientierung erforderlich. Er Entschließt sich, sich der neuen nationalen Bewegung anzuschließen und eine politische Kariere einzuschlagen. Den Luxus

gewöhnt, ist es für diese Zeit die richtige Entscheidung. Die Menschen vertrauen dem viel versprechenden Führer des Landes. Die Großeltern sprechen noch lange von dieser schönen Zeit ihres Lebens. Er macht in seinem Leben zwei Kriege mit, wen auch den Zweiten nur in den rückwärtigen Diensten. Danach folgt Gefangenschaft, aus der er als kranker Mann entlassen wird. Die anschließende rote Diktatur verändert ihr Leben stark. Mit ein und sechzig verstirbt er geschwächt an einem Herzversagen. Seine Hinterlassenschaft ist eine künstlerische Ader im Zeichnen und Dichten.

5. Das alles bekam der Urgroßvater Kurt Friedrich Hoffmann schon nicht mehr mit. Er stirbt 26 April 1944 und wird unter wehenden Fahnen nach dem Geburtstag des Führers begraben. Er muss sich mit seiner Frau Emma Frieda Beierlein seinen Lebensunterhalt als Bauarbeiter in der Stadt und als Heimarbeiter mit Zigarrendrehen verdienen. Kurt hat schon vor der Ehe eine Beziehung mit seiner späteren Frau Emma. Aus dem Techtelmechtel entspringt unehelich mein Großvater, der erst mit der Eheschließung nach der Volljährigkeit legitimiert wird. So ist es schon eine Generation zuvor geschehen. Der frühe Drang sich fortzusetzen wiederholt sich. In dem

noch heute bewohnten Haus von uns, das er von seinem Vater vererbt bekommen hat, steht ebenfalls zusätzlich ein Handwebstuhl der Vorgeneration. Mit vielen verschiedenen Tätigkeiten musste der Lebensunterhalt der Familie mit vier Kindern verdient werden. Das Leben findet zu dieser Zeit in einer Großfamilie statt. Das angrenzende Grundstück wird mit der unterschiedlichsten Kleintierhaltung intensiv genutzt. Diese Aufgaben obliegen zum überwiegenden Teil der Frau des Hauses. Sie bringt interessante Verwandtschaftsteile mit in die Familie ein, da sie aus einer großen Familie stammt.

6. Sein Vater hingegen stammt aus einem Bauernhof mit vielen Kindern. Christian Friedrich Hoffmann ist als Zweitgeborener nicht Hoferbe. Er schlägt den Beruf eines Maurers ein und zieht in die nahe gelegene Stadt. Dort arbeitet er ununterbrochen zwei und fünfzig Jahre in einem Baugeschäft. Sein Mitwirken an den beiden größten Backstein-Brücken der Welt für die Eisenbahn ist eines seiner Verdienste. Mit seiner Frau Anna Pauline Meinel kauft er, das noch heutige im Familienbesitz befindliche Haus und zieht vier Kinder auf. Er erwirbt es im Jahre 20 September 1887 für 1440 Mark. Der Kleine schmächtige Friedrich baut in einer lebenslangen Bautätigkeit das alte schon sehr in die Jahre gekommene Haus ständig um. Mit dem heranwachsen der Kinder muss Platz für Mensch und

Vieh geschaffen werden. Auch die Heimarbeit mit einem Handwebstuhl benötigt Raum. Man spricht ihm nach, dass das Haus allmählich neue Fenster bekam aber immer in anderer Größe und Form. Es sollen alles Sammelstücke aus verschiedensten Baustellen gewesen sein. Mit seiner Frau zieht er ebenfalls vier Kinder auf und erreicht die Goldene Hochzeit. Es wird das erste Paar meiner Untersuchungen werden, dass solang zusammen lebt.

Bei meiner Rückverfolgung nummeriere ich nachträglich die Generationen. So behalten meine Untersuchungen einen Leitfaden an dem man sich orientieren kann. Die Zeit der Aufarbeitung des bereits vorhandenen Materials fleckt und das Ende ist noch nicht absehbar. Zum Verständnis beginne ich mit der Generation Drei, da ich mich als Zwei sehe und mein Sohn die Nummer Eins ist.

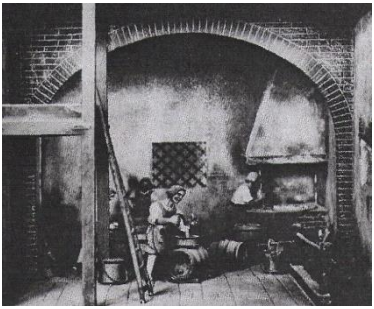
7. Sein Vater Johann Gottlieb Hoffmann wiederum besitzt ein Bauerngut im zentralen Vogtland. Er wird 1828 geboren und heiratet in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts Johanna Christliebe Geilert aus einem

sechs Kilometer entfernten Dorf. Von ihnen gehen acht Kinder und neunzehn Enkel aus. Neben der Landwirtschaft verdingt er sich im Bauhandwerk. Diese Eigenschaft vererbt er über die Generationen. Die handwerkliche Ader wird über die Generationen nicht verloren gehen. Die Notwendigkeit mehreren Tätigkeiten nachzugehen, fördert die Mannigfaltigkeit der Kenntnisse. Mit der beginnenden Industrialisierung wird seine Tätigkeit mehr vom Land auf die Stadt verlagert. Bei Bau von Brücken und Straßen ist er oft mehrere Wochen unterwegs. In dieser Zeit führt seine Frau den Hof mit den heranwachsenden Kindern. Sie prägt auch die Entwicklung der Nachkommen bezeichnend. Die langen Wege ihres Mannes werden sehr oft per Fuß zurückgelegt.

8. In der rückliegenden Generation des Johann Gottlieb Hoffmann stammt seine Frau Marie Susanna Melker aus einer weiter entfernten Ansiedlung. Er arbeitete dreihundert Tage im Jahr mit einem Einkommen von hundert Thalern als Bauer, Weber und Maurer. Seine Frau und die Kinder verdienen sich in der Heimarbeit den Lebensunterhalt. Die Verwertung der Schafswolle bis hin zur Kleidung ist ihre Aufgabe. Immer dann wenn der Hausherr nach Hause kommt, ist die Freude meistens groß. Unerwartete Ereignisse, wie der Tod von Vieh oder Familienangehörigen trüben hin und wieder die Heimkehr des Vaters. Auch hier gibt es auf dem Lande eine reichhaltige Kinderschar, da die später die Alten ernähren sollen. Leider ist die Kindersterblichkeit, hervorgerufen durch extremes Klima, Missernten und mangelnde Hygiene sehr hoch. Der Lebenszyklus der Vorfahren verkürzt sich zunehmend.

9. Dessen Vater Johann Georg Hoffmann ist wegen seiner Frau Eva Maria Feustel, die auf dem Hof bleibt, ein Zuwanderer aus der weiteren Umgegend des Vogtlandes. Er heiratet in einen bestehenden Besitz ein. Mit seiner Vermählung im Jahre 1766 führt er den bestehenden Besitz fort. Die ländliche Region bleibt weitestgehend von Kriegen und Streitigkeiten von

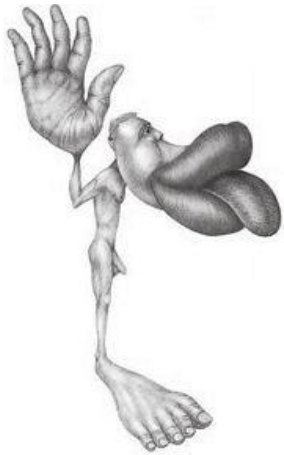
Fürsten verschont. Mit dem größten Besitz des Hofes bearbeitet er das Land noch mit einem Holzpflug mit Eisenbeschlag. Georg ist in der Dorfgemeinschaft ein angesehener Bauer, der im Kirchenvorstand mit tätig ist. Seine Leidenschaft des Biergenusses kostet im fast den Hof. Das Brauen des Gerstensaftes ist nur zum



Eigenverbrauch und mit Auflagen erlaubt. Georg stellt aber das Bier in großen Mengen her, ohne eine Braugenehmigung zu besitzen. Der Dorfschulze, der die Interessen des Lehnherrn vertritt, schreitet eines Tages beim Ausschank von Bier an Fremde auf seinem Gut ein. Die damalige Regelung verlangt die Konfiszierung des Eigentums des Täters. Georg befürchtet schon das Schlimmste für sich und seine Familie. Da gelingt ihm eine List. Er schlägt den Lehnsherrn vor, ihm das Brau-Recht für den Vertrieb von Bier zu gewähren. Er bietet seinem Herrn eine saftige Beteiligung an seinen Unternehmungen an und will so die Vertreibung der Familie vom Hof abwenden. Der raffgierige Herr erkennt seine Chance und geht auf den Vorschlag ein. Mit den Braurechten und der Beteiligung seines Herrn, sichert er wenigstens der Familie das Heim. Eine angedachte Braukommune kommt nicht zu Stande. Dafür sind die Diskrepanzen der Teilnehmer zu groß. Mit der Zahlung einer

angemessenen Steuerstrafe kommt er noch Mal mit einem blauen Auge davon. Die reichliche Kinderschar wird von zwei Totgeburten getrübt.

10. Über den 1712 zur Welt gekommenen Johann mit seiner Frau Luise Marie ist nur bekannt, dass sie 1735 heiraten und sich ihr Geld in der Landwirtschaft und der Jägerei verdient haben. Eines Tages geht Johann auf die Jagd mit seiner sehr alten Büchse. Es muss der 17 September, der 16 Sonntag nach Trinitatis sein. Er geht seine Lieblingsbeschäftigung nach. Als er einen Hasen sieht, nach dem er schießt, zerspring ihm das Flintenschloss mit einer langen Öffnung. Die nun nach oben ausweichende Munition zerschlägt erst seinen Hut und anschließend seinen Schädel, sodass er in ihm ein Loch in Thaler Größe bekommt. Das geschieht unglücklicher Weise im Bulgner Forst ungefähr eine Stunde entfernt von seinem Hof. Als er wieder zu Besinnung kommt, findet er sich an dem Ort an den ihn die Gewalt des Schusses geschleudert hatte. Er sucht, noch leicht benommen, seine Sieben Sachen zusammen. Der zerschossene Hut, der zwei Meter entfernt liegt, der Haarkamm, die Tabakspfeife und die nach hinten losgegangene Flinte. Wie ein Wunder gelangt er, sich ärgernd über das Missgeschick, nach



Hause. Als er nun die Wärme der heimischen Stube in sich aufnimmt, wird er ohnmächtig, danach bekommt er ein starkes Hirnfieber mit Zuckungen am ganzen Körper. Sein Gesicht dunstet auf und die Augen schwellen vollkommen zu. Nach Wiedererlangen der Besinnung verlang er nach einer gerichtlichen Person, um sein Testament zu machen. Die Familie samt der Kinderschar steht andächtig im Raum den Worten des gebrechlichen Vaters zu lauschen. Der herbei gerufene Chirurg aus der zehn Kilometer weit entfernten Stadt, soll das Faustgroße Loch im Schädel aus dem das Gehirn hängt, wieder schließen. Mit einem Flecken aus Leinen drückt er die außerhalb hängende Hirnmasse wieder ins Innere. Die Splitter des Schädels entfernt er mit einer Pinzette ähnliches Instrument und versucht mit einem Pflaster den Flecken Leinewand zu fixieren. Anschließend legt er einen Kopfverband an. Die verbergende Masse hat etwas gemein mit einem kleinen Stückchen Ei, wenn es aufgeschlagen ist. Durch heftige Schmerzen und unruhige Bewegungen reißt er sich den Verband vom Kopf ab. Daraufhin tritt das Hirn wieder nach außen. Beim abermaligen Verbinden bleibt immer Hirnmasse am Leinentuch kleben. So geschieht es auch bei starken Husten. Der Druck bringt immer ein wenig Gehirnmasse hervor, die beim Richten der Binde beseitigt wird. Obwohl er auf Grund der zugeschwollenen Augen nur noch wenig sehen kann, ist der Hausherr bei vollen Verstand. Er lässt sich die geborstene Flinte bringen. Er bedauert sehr, dass sie

solchen Schaden genommen hat und fachsimpelt über eine Reparatur nach. Seine Frau weint: „Wenn nur dein Kopf nicht so zerrissen wäre“ antwortet er: „Der Kopf kann heilen aber meiner Flinte ist nicht mehr zu helfen. Trotz allen Leides will Johann nach der Genesung wieder auf die Jagd gehen, da das seine Leidenschaft sei. Schon als Kind habe er mit einer Pistole gespielt und es ist ihm nicht schlecht bekommen. Zwei Wochen vor seinem Tode erleidet er einen Schlaganfall, der seine rechte Seite lähmt und seine Sprache verstummen lässt. Aus seiner Mimik erkennt seine Frau seinen noch intakten Verstand, obwohl jeden Tag ein Napf dicke Flüssigkeit aus der Wunde fließt. Ein Zustand, der alle verwundert. Nach seinem Tode wird er vom Chirurg seziert. Sein scharfer Blick ins Innere des Schädels von Johann verwundert ihm sehr. Er stellt fest, dass fast kein Gehirn mehr vorhanden sei. Der Verstorbene aber bis zum Schluss bei Verstand war. Die Unheil bringende Büchse wird mit ihm Begraben. Der vitale Lebenswille ist in der Geschichte der Familie als Ereignis wohl erhalten.

11. Sein Vater Hannß Hoffmann, Ende des siebzehnten Jahrhunderts geboren, heiratet 1719 die Jungfer Maria Heinig aus einem Dorf einen Fußmarsch von zwanzig Minuten entfernt. Auch der Vorfahre kann sich eines reichen Kindersegens erfreuen. Er hat eine Leidenschaft, die der Familie manchmal Glück beschert aber sehr oft auch viel Sorgen bereitet. Hannß war ein Hallodri der im Wirtshaus den Freuden des Spieles

nachgeht. Er ist der gemachten Arbeit näher als seinen Aufgaben im Hause. Bei seinem Vergnügen meidet er den Alkohol und versucht mit scharfen Verstand seine meist schon angetrunkenen Mitspieler auszutricksen. Es erfreut ihn immer wieder, nicht die eigenen Kumpels auszunehmen, sondern durchreisende Fremde. Er ist seiner Tücke nach schon bekannt. Die Ratsherren sehen sein Treiben aber mit Argwohn. Als er eines Tages einen Landfahrmann einen größeren Betrag abnimmt, ist das Fass zum Überlaufen voll. Sie bestellen ihn vor den Rat und halten ihm die Anordnung der Stadt hinsichtlich des Spieles vor. Darin steht: „Das Spiel in seiner Art ist Gotteslästerung und Unrat daraus entsteht. Es ist verboten in Gasthäusern und Schenken bei der Nacht mit Anzünden des Lichtes dem Laster nachzugehen. Würde jemand dem zuwiderhandeln, soll er mit fünf Groschen bestraft werden. Dem Wirt soll für das Dulden die doppelte Strafe ereilen. Davon soll der Herr die Hälfte bekommen und die andere Hälfte die Stadt oder Gemeinde. Die übrigen Groschen teilen sich der Richter und Schultheiß“. Das vernimmt der Hannß mit Bedacht. Mit herunter gelassenem Kopf steht er vor den Herrn und gelobt der Besserung. Die Ratsherren entlassen ihn

mit erhobenem Zeigefinger. Daraufhin schleicht sich Hannß wie ein geprügelter Hund davon. Die Predigt hat bei ihm nur einen kurzen Nachhall. In neuen Gemäuern geht er wieder seiner Leidenschaft nach.

12. Elf Jahre nach dem Dreißigjährigen Krieg wird der Vater von Hannß geboren -Georg Hoffmann. Er heiratet 1688 seine Frau Maria Morgner, deren Kinder neben dem Betreiben der Landwirtschaft auch die Berufe Müller und Schmied in der Periode der kleinen Eiszeit erlernen. Ausgelöst durch eine erhöhte Vulkantätigkeit in fernen Ländern, bringt nach der Verwüstung des Krieges, eine Klimaänderung großes Leid über das Land. Die in die Stratosphäre geschleuderte Asche lässt die Sonne nur selten auf die Erde durchdringen. Das prägt das Klima über eine lange Zeit. Überall im Lande verbreiten sich die Thesen des Martin Luther, die er am 31 Oktober 1517 an die Tür der Schlosskirche von Wittenberg eigenhändig nagelte. Auch hier in der dörflichen Gemeinschaft gibt es Widerstand gegen den klerikalen Glauben der katholischen Kirche. So entstehen entsprechend der Haltung des jeweiligen Fürsten

protestantische Kirchen. Für die Familie des Georg ist der neue Glaube auch selbstverständlich und begreiflicher, als die des alten Klerus. Seine Kinder sind schon alle in diesem Sinne getauft. Neben seiner Landwirtschaft eignet er sich die Fähigkeiten eines Schmiedes an. Mit einem kleinen Schmiedefeuer gelingt es ihm, Pferd zu beschlagen und den Pflug mit einer Eisenschar zu versehen. So ist es ihm auch möglich, die monatliche Steuer von einen Groschen zu entrichten. Das gilt für alle Personen von von 11 bis 70 Jahren, wobei dieses Alter nur wenige erreichen. Für sein Gewerbe als Schmied werden ihm fünf Groschen berechnet. Das ist abhängig von der Größe des Betriebes. Mit vierzig Jahren und sieben Monaten verstirbt er. Er hinderlässt zwei Kinder, von denen eine Tochter in die Kölbelmühle einheiratet und der Sohn eine Schmiede eröffnet.

13. Der Vorfahr Simon Hoffmann des Jahres 1621, hat die Kette dieser Linie bald unterbrochen, da er seine bis dahin vorhandenen Kinder nicht durch den Winter 1658 bringen kann. Besonders schwer hat es sein Sohn Georg getroffen. Von der Zehnköpfigen Kindervielfalt überlebten nur zwei bis zur Geschlechtsreifereife. Die lang anhaltende Kälte lassen Hammer- und Sägemühlen

einfrieren und es gibt nicht genügend Futter für das Vieh. Die Stürme und der lang anhaltende Starkregen

beeinträchtigen hier im Oberland das Leben stark. So tritt der anscheinend friedlich dahin plätschernde Bach mehrfach aus seinem Bett. Das verheerendste Hochwasser trifft die Familie Ende des Monats Mai im Jahr 1673. Die aus den Bergen herabströmenden Bäche und Flüsse walzen alles nieder. Sie reißen alles, ihm in Weg befindliche, mit sich. Simon bereitet sich mit seiner Familie auf das Unwetter vor. Das Vieh schaffen sie in eine höher gelegene Holzhütte wie einst Noah in die Arche. Die Dinge aus der Kate werden versucht, so gut wie möglich vor den herannahenden Fluten zu schützen. Der Pegel steigt ständig höher und die Familie befürchtet diesmal das Allerschlimmste. Es werden Barrieren gegen die Fluten errichtet, aber alles vergebens. Die jüngsten Kinder befinden sich schon bei den Tieren in der Höhe. Nun müssen Simon mit seiner Frau und der vierzehn Jahre alte Sohn Georg mit ansehen, wie die ständig ansteigenden tobenden Wassermassen das Haus durchfluten. Sie müssen aus

der Ferne miterleben wie ihr Inventar aus den Fenstern gespült wird. Die Fluten steigen bis unter das Dach und versuchen auch dieses mit fortzuspülen. Die Gischt des wallenden Wassers in der Kade quillt aus den Ritzen des Daches. Simon liegt sich mit seiner Frau und dem halbwüchsigen Georg in den Armen und fleht zu Gott, dem ein Ende zu machen. Nach zwei schrecklichen Tagen scheint mehr Wasser abzufließen als von oben nachkommt. Nach zwei weiteren Tagen ist das Haus wasserfrei. Seine Frau holt aus der sicheren Höhe ihre Jüngsten. Vor Ort macht Simon mit dem Sohn Georg eine Schadensaufnahme. Es riecht alles modrig und die Decke des Hauses tropft wie eine Tropfsteinhöhle. Der Junge schon sehr findig, sucht nach halbwegs trockenem Holz. Damit will er im Kamin ein Feuer entzünden. Die so ausstrahlende Wärme hilft den Gemäuern trocken zu werden. Nach einigen Wochen zieht langsam Normalität in das kleine Gut.

14. Alle diese Scheußlichkeiten treffen auf die vorherigen Familien noch verstärkter zu. Der 1595 in ländlicher Gegend geborene Caspar Hoffmann, muss mit seiner Frau Catharina ein kaltes nasses Klima und den Krieg als Bauer miterleben. Selbst zwar nicht unmittelbar beteiligt, erleidet die Familie ein schweres Schicksal. Die durch das Land ziehenden Truppen des Holkenschen Heeres plündern und rauben, eine Schneise der Verwüstung hinterlassend, durchs Land. Als sich der

Bauer Caspar schützend vor seine letzte Kuh stellt, wird er ohne Vorwarnung von einem Soldaten erschossen. Die Familie steht fassungslos daneben. Seine Frau mit sieben Kindern von ein bis achtzehn Jahren verliert so den Familienvater. Unter Mithilfe der Dorfgemeinschaft gelingt es ihr, bis zu ihrem Tod 1654 vier ihrer Kinder zu verheiraten.

15. Auch sein Vater Caspar sen. Hoffmann 1569 geboren, hat in seinem siebzig Jahre währenden Leben auf dem Lande vor den Toren der Stadt mit Missernten zu kämpfen. Dabei spricht man bei ihm von einem biblischen Alter, das nur wenige zu dieser Zeit erreichen. Die steigende Unzufriedenheit der Bevölkerung, unter der Herrschaft der Herren von Bünau verstärkt die Zwietracht des einzelnen Lehnsherrn, auch in unserer Gegend. So zahlen die

Herrn von Reuß aus Greiz nur 4200 statt der schuldigen 6200 Thaler an den Günther von Bünau. Damit soll ein Gebietsausgleich abgegolten werden. Für den fehlenden Rest kommt ein Teil des abgesprochenen nicht zur Geltung. Die Hoffmanns haben darauf keinen Einfluss. Für sie ändert sich nur der Herr, dem sie Abgaben zu leisten haben. So fährt der Reußische Fürst nicht auf direkten Wege auf seine Dörfer im Oberland, da er durch fremdes Gebiet müsste und dort Zoll bezahlen. Er hingegen nimmt lieber einen Umweg auf sich und bleibt auf eigenen Territorium. Die Kleinstaaterei ist auch für die Bauern beschwerlich, da beim Grenzübertritt immer Wegzoll zu entrichten ist. Er frisst einen Teil des Verkaufsgewinnes auf. Caspar sen. paktiert mit einem Landmann aus der Nachbargemeinde des Nachts. Heimlich tauschen sie unter dem Deckmantel der Finsternis Waren aus, die jeder als seine Eigenen bei sich verkauft. Dieser steuerfreie Handel geht jahrelang gut, bis sein Geschäftspartner plötzlich verstirbt. Der Sohn dessen versucht als junger Mann Caspar sen. zu betrügen. Der Warenaustausch kommt somit zum Erliegen. Die Familie ist protestantisch, auch wenn er sich erst

wenige Jahre vor seiner Hochzeit mit Johanna Maria am 27.11.1516 taufen lässt, obwohl seit Karl dem Großen das Christentum den Einzug in das heidnische Land hält. Aus der Ehe gehen fünf Kinder hervor von denen nur zwei überleben.

16. Als Caspar 1544 geboren wurde war sein Vater Christophorus Hoffmann schon ein Vierteljahrhundert alt. Seine Frau Christiane Sophie bringt sieben Kinder zu Welt. Sein Leben spielt sich, wie das der erforschten Nachfahren auf dem Lande ab. Der Handel mit weiteren Landprodukten in den drei in der Nähe gelegenen Städten bringt der Familie einen kleinen Wohlstand. Die Stadt führt ein starkes Regime bezüglich der

Verschlusstätigkeit der beiden Eingangstore. So muss nach Verschluss dieser am Abend der Torschließer den Stadtschlüssel bei Bürgermeister abgeben und am nächsten Morgen wieder abholen. Der Einlass in das mit einer Stadtmauer versehene Areal wird streng kontrolliert. Der Verkauf von Waren auf den Marktplatz

erfordert die Steuer fünf von hundert. Die in der Mitte der Stadt gelegene zerstörte Ritterburg mit seinen ehemaligen Besitzer von Plankschwitz beherrscht das Stadtbild. Er war einst Lehnsherr und gleichzeitig Beschützer der Stadt. Auch die Hoffmanns leisten ihre Frondienste. Jetzt hat der Rat in der Stadt die Verwaltung und die Besteuerung übernommen. Die anfängliche Euphorie wird mit fortschreitender Zeit immer bedeutungsloser. So vergeht fast eine Woche mit Suchen und Studieren von alten Unterlagen ohne ein nennenswertes Ergebnis. Es ist zwar geschrieben, dass es ab 1350 beginnt empfindlich kälter zu werden und das Auswirkungen auf die Ernte hat, trifft mein Anliegen nur peripher. Der Christophorus braut mit der von seinem Vater ererbten Lizenz feste weiter. Er ist der Hufschmied im Dorf mit einer kleinen Landwirtschaft. Dabei kommen ihn seine beiden Pferde zugute, die er für die Feldbestellung gegen ein Entgelt ausleiht.

4. Kapitel

Da klopft mir der Professor im Institut auf die Schulter und meint: „Wie kommen Sie voran Herr Hoffmann“? Dabei zucke ich, wie aus dem Schlaf erwachend, schreckhaft

zusammen. Mit großen Augen schaue ich nach oben. Ich fühle mich immer noch im Jahre 1524. Erst langsam tauche ich wieder in die Gegenwart ein. Er meint zu mir: „Machen Sie erst Mal eine Pause und gehen mit uns ein Bier trinken“ Die Uhr zeigt schon nach zwanzig Uhr und ich raufe mir durch die Haare. Tief durchatmend stimme ich zu und schließe meine Unterlagen. Ich muss von der Idee wegkommen, ein Nachfahre des Erlösers zu sein. Dieser Gedanke beschäftigt mich intensiv. Nach einen kleinen Imbiss lasse ich es richtig hinter laufen, das friesisch herbe Bier bin ich nicht gewöhnt. Der Leiter des Institutes verlässt uns beizeiten. So sitze ich nur mit dem Doktorvater und der wissenschaftlichen Mitarbeiterin und zeche. Dabei kommen die mir sonst reservierten Kollegen etwas näher. Es kann aber auch sein, dass es an meiner verbohrten Art liegt, mit der ich auf ein Ziel hinsteuere. Auf die Frage, wie es meiner Familie geht, kann ich nicht antworten, da ich diesen Aspekt meines Lebens aus den Augen verloren habe. Ich schäme mich ein wenig dafür. Meine Mitzecher blasen zum Halali. Doch ich, schon ziemlich abgefüllt, klebe an meinem Platz fest. Nicht mehr handlungsfähig werde ich untergehakt und schnaufend in die Taxe geschoben. Wie ich nach Hause und ins Bett gelange ist mir nicht mehr bewusst. Am Morgen darauf wache ich mit einem gewaltigen Brummen im Kopf auf. Mir ist zunächst nicht klar, was am Vortag passiert ist. Mit schrecken schaue ich auf die Uhr und versuch mich beschleunigend aus dem Bett zu bewegen. Es gelingt nur sehr schwer. Nach der Toilette begebe ich mich auf den Weg. Mit dunkler Miene

und einem schlechten Gewissen klopfe ich vorsichtig an der Tür des Instituts. „Herein“, höre ich von draußen. Langsam öffne ich die Tür, schaue zuerst spitzbübisch durch den leicht geöffneten Schlitz und trete dann wie in Zeitlupe ein. Mit leicht sich öffnenden Mund frage ich nach: „Was ist den gestern eigentlich passiert, ich kann mich an nichts mehr erinnern“. Die Mitarbeiterin meint darauf: „Sie waren aber ganz schön betrunken. „Sie vertragen wohl unser starkes herbes Bier nicht so“. „Wie bin ich denn ins Bett gekommen“? „Der Doktor und ich haben sie erst mit dem Taxi und dann ins Bett gebracht“. Oh ist mir das peinlich. Was müssen die Kollegen von mir denken. Da entgegnet die Mitarbeiter mir: „Machen sie sich keine Gedanken das geht schon in Ordnung“. „Und der Professor“, der ist schon frühzeitig abgetreten, eben ein Weichei“ meint sie scherzhaft. Dieser Tag, ist gegenüber meiner Arbeit abzuhaken. Das Einverständnis meiner Vorgesetzten vorausgesetzt, mache ich heute blau. Mit einem ausgiebigen Spaziergang muss ich meinen Kopf frei bekommen und die frische Luft an der Nordsee soll meinen Körper entgiften. Mit einer Flasche Wasser in der Hand begebe ich mich auf den Weg entlang eines Flusses, der nach Norden ins Meer fließt. Es plagt mich wieder der Gedanke. „was wäre wenn, erhalte ich im Kloster brauchbare Informationen zu diesem Thema und lässt mich der Vatikan in seine geheime Bibliothek?“, alles das bewegt mein Inneres. Ich merke nicht, wie weit ich mich schon entfernt habe, immer am Fluss entlang. Nach dem sich nach geraumer Zeit mein Magen meldet, halte ich

Ausschau nach einem Imbiss. Trotz meiner Erfolge befallen mich Zweifel, an meiner Forschung und der Fähigkeit Dinge voraus zu sehen. Kurz danach regnet es, erst leicht, kurz darauf stark regnet mit einem kräftigen Donnerschlag. Der gleichzeitige Blitz öffnet den Himmel wie eine Schleuse, aus der das Wasser nur so sprudelt. Aus Schutz stelle ich mich unter eine kleine Gruppe aus Ulmen und Eschen unter. Aus der Ferne sehe ich ein kleines Allrad getriebenen Fahrzeug auf dem unbefestigten Weg ankommen. Es scheint, der Wagen ist mit hoher Geschwindigkeit unterwegs. In kürze wird er an mir vorbei rasen, ohne auf die vor mir befindliche Pfütze Rücksicht zu nehmen. Fast unausweichlich werde ich nicht nur von Oben, sondern auch von Vorn durch die lehmbraune Brühe durchnässt. Ich weiche aus der Baumgruppe nach hinten heraus und befinde mich schutzlos den himmlischen Fluten ausgesetzt, als ein feuerspeiender Blitz in den höchsten Baum einschlägt. Der ohrenbetäubende gleichzeitige Donnerschlag lässt meine Glieder erstarren. Der sekundenschnelle Lichtschein spaltet den Baum und schlägt in die Pfütze fort, sodass diese sprudelt und dampft. Der Wagen ist noch im sicheren Abstand entfernt. Aus Schreck bremst der Fahrer ab und kommt in Höhe der Wasserlache zum Stehen. Leicht verstört, winkt er zu mir herüber. Es sieht aus wie eine Einladung zum Einsteigen. Als sich unerwartet die zum Weg gerichtete Seite des Baumes, knackend von der im Boden noch fest verwurzelten Seite, löst. Fast in Zeitlupe erst langsam und dann mit brachialer Gewalt teil er, auf das Faltdach des

Geländewagens fallend, den selbigen in zwei Teile. Der nichts ahnende Fahrer wird unter den Massen der Holzlast zerquetscht. Ich stehe mit meiner halbleeren Wasserflasche regungslos im schnell nachlassenden Regen. Wie auf Befehl kommen mir die Blitzeinschlagsbilder aus Rom in den Sinn, bei dem der Pater Ponaris den Tod fand.

Mit meinem Handy rufe ich Hilfe. Ich laufe hilflos um das zertrümmerte Auto herum und zittere vor den Gewalten dieses Ereignisses am ganzen Körper. Aus der Ferne höre ich das Martinshorn der Feuerwehr. Erst klein und dann immer größer werdend, kommt sie herangebraust. Mit Schrecken erkennen die Männer das Auto des Revierförsters. Mir legt man eine Decke über die Schulter und setzt mich in den trockenen Mannschaftswagen. Die etwas später heraneilende Polizei nimmt den schrecklichen Unfall, bei dem ich erneut Zeuge bin, auf. Es scheint, als geht das Schwert an mir schon wieder einmal vorüber. Nach dem Erledigen der Formalitäten nehmen die Floriansjünger mich mit zurück in die Stadt. An einem Imbiss verzehre ich mein erstes Essen am heutigen Tag. Ein Kaffee und eine Currywurst müssen genügen. Bevor ich in meine Pension gehe, muss ich das Erlebte meinen Kollegen im Institut berichten. Die sehr weltlich Geprägten meinen etwas sarkastisch, es wäre ein Zeichen vom Himmel und hat mit meiner Forschung zu tun. Ich, der vom Vatikan avanciert wurde, habe dazu bestimmt einen direkten Draht. Das macht mich nachdenklich. Durch meinen Kopf schießen alle Ereignisse mit Todeserfahrung und

zukunftsweisenden Eingebungen. Nicht in der Pension, sondern an meinem Schreibtisch, versuche ich das vom „Himmel“ auf mich herabgestürzte zu verarbeiten. Zur Verarbeitung schreibe ich alles minutiös auf. So will ich zeitlich ablaufenden Fakten analysieren. In aller Betroffenheit geling mir das am heutigen Tag nicht. Stattdessen schließe ich mich mit dem Kloster in den Bergen kurz. Ich benötige eine Billigung für meine Forschungsarbeit und eine Bestätigung meines vorgelegten Zeitplanes. Mir wird mündlich vom Abt mein Anliegen bestätigt. Es kann in der folgenden Woche losgehen. Untertönig lässt er die Unterstützung meines Vorhabens von „Oben“ anklingen. Da öffnet sich die Tür und der Professor tritt mit zwei Herren ins Zimmer mit den Worten: „Da ist er, unser Herr Hoffmann“. Ich erhebe mich allmählich. Sie treten auf mich zu und reichen mir die Hand. Im Anzug etwas dezent auftretend, wollen sie mich über den Vorfall befragen. Es sind Klimaforscher aus Hamburg, die Auswirkungen von Blitzeinschlägen in bestimmten Gebieten untersuchen. Nach dem sie Platz genommen haben, zeige ich ihnen meine zuvor gemachten Aufzeichnungen. Damit haben sie nicht gerechnet, dass ich das Erlebte so verarbeite. Sie bitten mich trotzdem mit ihnen zum Tatort zu fahren. Dort wollen sie noch eine Bewegungsrekonstruktion der beteiligten Personen vornehmen. Ich komme dem nach und lasse mich anstacheln. Zu anderen Gedanken bin ich heute nicht fähig.

Noch am selben Abend erleide ich einen Nervenzusammenbruch. Ein Notarzt verabreicht mir ein Beruhigungsmittel von dem ich tief und fest einschlafe. Im Traum fahre ich in einem voll besetzten Bus. Auf dessen letzter Reihe ein Fass liegt mit einer grün blinkenden elektronischen Einheit. Ich ahne etwas von Giftgas und Explosion. Als das grüne Licht rot blinkt, wache ich schweißgebadet auf. Ob diese Träume mit meiner Arbeit zu tun haben? Es steht fest, ich reise vorfristig ab und fahre nach einem Zwischenstopp in das Kloster.

In meiner wohl vertrauten Umgebung fühle ich mich zunächst recht wohl. Der Besuch von Freunden und der kleinen Kneipe lenken mich ein wenig ab. In der Nacht schlafe ich schlecht ein, da meine Frau neben mir nicht überhörbare Schlaf-Geräusche von sich gibt. Nach dem zupfen an der Zudecke gibt es eine Reaktion aber nach wenigen Atemzügen geht der Radau weiter. Da lobe ich mir mein Soloschlafgemach. Außerdem ist sie zurzeit mir gegenüber sehr kühl. Sie wird doch in meiner Abwesenheit nicht mit einen anderen etwas haben? Für meine Forschung zeigt sie sowieso kein Interesse. Ihr Blick ist nur auf das gerade vor ihr liegende gerichtet. Meine Mutter, als alte Frau, versteht zwar nicht alles, sie kann aber stundenlang zuhören. In der Zeit meiner Abwesenheit ist vieles im Garten und am Haus liegen geblieben. So beginne ich, mit dem Rasenmäher meine Runden zu drehen, ein Regenfass zu reparieren und den Kompost durchzusieben. Alles Notwendigkeiten, die liegen geblieben sind. Es ist körperlich entspannend, lässt mich aber geistig nicht von

der Leine. Ein besessener Wissenschaftler bringt nun mal Familie und Arbeit nicht immer unter einen Hut. Es sieht so aus, als gäbe es einen Kollateralschaden in meinem Leben. Die geführten Gespräche mit meiner Frau laufen aneinander vorbei. Wir erzählen gleichzeitig von zwei unterschiedlichen Dingen und merken nicht, wieso es in Folge dessen zum Streit kommt. Die Abreise wird mir nicht besonders schwer gemacht. Ihr mehrfach klingelndes Telefon mit Niemand am anderen Ende macht mich nicht stutzig. Mir fällt nur auf, dass sie anders riecht. Ein Parfüm, dessen aufdringlichen Geruch ich bei ihr noch nicht bemerkt habe. Auf die Frage an meine Mutter, ob mein Frau einen anderen hat, beantwortet sie mit: Das wisse sie nicht. Ins Büro kommt nur täglich ihre Busenfreundin zum tratschen, wer sonst noch dort auftaucht, ist ihr nicht bekannt. Lang ist es her, als wir voller Lust nach dem Mittagstisch im Besprechungszimmer eine schnelle Nummer gemacht habe. Vielleicht verlagern sich die Prämissen im zunehmenden Alter auf andere Bereiche. Mit gepackter Tasche begebe ich mich am Morgen des Montags mit Erwartungen auf die Reise ins nahe gelegene Kloster.

Nach einer knappen Stunde fahre ich, vordem geschlossenen Vierseitenhof ähnlichen Komplex. Der Weg führte mich durch eine waldreiche Gegend über eine nur spärlich befestigte Straße immer weiter den Berg hinauf. Nach einer rechts Abbiegung der Straße habe ich es bald geschafft. Am Fuße eines bewaldeten Hügels liegt ein mit einer Natursteinmauer umgebenes rustikales Bauwerk mit

einem Glockenturm und einer daran befindlichen Uhr. Die gleichmäßig angeordneten kleinen Fenster des Südflügels tauchen wie Schießscharten mit dunklen Augenringen auf. Neben dem schweren zweiflügligen Eichentor erblicke ich eine schlichte Tafel mit der Aufschrift: Georgius 985. Erst nach dem ich links und rechts mit meinen Augen die Mauer abgescannt habe, erlaube ich mir zu klopfen. Es dauert eine Weile, bis eine Klappe so groß wie eine Schreibpapier Seite, sich öffnet und ein mit Kapuze bedeckter Mönch, nach den Grund meines Begehrens fragt. Ich erkläre es ihm kurz, da schließt sich die Luke wieder. Kurz darauf höre ich Hebel und Balken knarren und sogleich gehen die Flügel des Tores langsam auseinander. Mir strömt der geschichtsträchtige Hauch der alten Gemäuer in einer starken Briese entgegen. Ich weise auf meinen Wagen, da winkt der Pfortenmann mich und mein Auto herein. Er zeigt auf eine Stelle vor dem Nebengebäude vorbei an Spalierobst und Gemüsebeeten. Bedächtig passiere ich das Tor und die Wegstrecke. Voller Erwartung schaue ich mich um. Den Klostergarten betreten gerade fünf Mönche in sehr bedächtigen Schritten. Einer schiebt einen Schubkarren und die anderen folgen ihm im Gänsemarsch mit Gartengeräten ausgerüstet. Im Empfangsraum werden mir als Erstes die klösterlichen Benimmregeln vermittelt. Dazu gehören der zeitliche Ablauf, der Gebrauch vom Handy, die Mahlzeiten und der Umgang mit den Jahrhunderte alten Büchern und Niederschriften. Sie stellen es mir anheim, an der gemeinsamen Speisung im Saal mit teil zu nehmen oder allein auf meinem Zimmer zu

essen. Die Entscheidung ist leicht. Ich ernähre mich in der Gemeinschaft. Entlang des Kreuzganges, getragen von barocken Säulen zum Innenhof hin, gelange ich unter Begleitung eines Mönches in mein Zimmer. Es ist ein spartanisch eingerichteter Raum mit, Bett, Schrank, Tisch und Stuhl. Nun sehe ich die, von außen erspähten Schießscharten-Fenster, von innen. Entlang der dicken Mauern gelangt nur düsteres Licht durch die Öffnung der Wand. Unvermutet ist eine Nasszelle in der Ecke abgeteilt, die ich hier nicht erwartet habe. Sie ist für Gäste nachträglich eingebaut. Künstliches Licht ist im Raum reichlich vorhanden. So kommen die, an der Wand befindlichen kirchlichen Bilder und das Kruzifix, besser zur Geltung. Für den ersten Tag versuche ich mich, in der neuen Umgebung zu orientieren. Ich gehe auf Erkundungstour mit einem Schreibblock. So kann ich mir neu erworbene Gedanken gleich notieren. Zur Versorgung des Klosters wurde schon seit uralten Zeiten vorgebaut. Mir begegnen vor der, der Sonne zugewandter Hauswand, eines steil hochragenden Gebäudes, mehrere Reihen von Weinreben. Die Luft ist summend von Flügelschlägen der emsigen Bienen. Im bereits gesehenen Gemüsegarten wächst und gedeiht so Mancherlei für die Küche und das leibliche Wohl der Glaubensgemeinschaft. Aus einer anderen Ecke heraus sehe ich es munter Gackern und zwischen den Obstbäumen fressen von einem Hund bewacht, Schafe über den Rasen vergleichbar mit einem Rasenmäher. Ein Mönch kommt auf mich zu und überbringt mir den Termin des Antrittsbesuches beim

Klostervorsteher. Bereitwillig zeigt er mir noch die vorhandene Gebäudesubstanz. Neben der überragenden Klosterkirche, dem Hauptgebäude der Anlage gibt es eine Werkstatt für Holz, eine für Metallbearbeitung mit einem Schmiedefeuer und einen Raum, in dem Weidenzweige zu Körben geflochten werden. Es ist eine über Jahrhunderte ausgeklügelte Lebensweise der Selbstversorgung. Zum Schluss bekomme ich die Wasser betriebene Mühle der Mönche noch gezeigt. Dort wird aus dem Korn vor dem Kloster, Mehl gemahlen. Der nahe gelegene Fischweiher versorgt nicht nur die Gemeinschaft mit frischem Fisch, sondern liefert auch die Energie zum Betreiben des Wasserades. Nach dieser umfangreichen Information über die Anlage und ihr Leben darin, werfen wir noch einen Blick in die Küche. Dort knien gerade zwei mit heller Schürze versehene Mönche am Boden und kneten Teig in einer Mehllache zu Brot. Der Steinbackofen ist schon mit dicken Holzscheiten angeheizt. Dabei bleibt mir verborgen, was ich erst später durch Nachfragen erfahre, nämlich dass es im Keller, zusätzlich zur herkömmlichen Weinvergärung, auch noch obergäriges Bier gebraut wird. Mich begeistert, wie in dieser durch Arbeitsteilung funktionierenden Welt, das Leben mit einfachen Mittel bescheiden funktioniert. Es ist auch Zeit für meinen Besuch beim Oberhaupt des Zisterzienserklosters. Der Abt wird von allen Ordensbrüdern gewählt. Er trägt für die hier lebenden die Verantwortung. Er empfängt mich im Beisein seines Priors. Er ist der Stellvertreter und für meine Belange in der Bibliothek zuständig. Der Raum strahlt eine gewisse

Eleganz aus im Gegensatz zu der schlichten Art und Weise des bis lang Gesehenen. Hinter dem Schreibtisch sitzend, den Prior im Rücken, nehme ich auf einem Stuhl vor ihnen Platz. Der mit Basedow geschlagene Abt ist über alles im Bilde. Aus Rom hat er schon Order erhalten, mich bei meiner Nachforschung zu unterstützen. Rechts neben dem rustikalen Schreibtisch steht im Stilbruch ein Faxgerät. Es würde mich nicht wundern, wenn auch noch irgendwo ein Computer mit Internetanschluss auftauchen sollte. Ich erhalte nochmals die Hinweise für den Umgang mit den Büchern. Er händigt mir ein Paar weiße Handschuhe aus zum Umgang mit dem alten Papieren. Langsam werde ich skeptisch hinsichtlich des Beginns meiner Untersuchungen. Diese Besorgnis wird durch den Prior beseitigt. Mit seiner Hilfe soll ich einen perfekten Start hinlegen. Ich darf ihn mit den Namen Pater Blasius ansprechen. Nach dem alles gesagt ist, wandle ich mit dem Prior durch Kreuzgewölbegänge in den kreisrunden Schlot, in dem eine Treppe aus im Kreis versetzten Steinstufen nach oben führt. An mehreren Abgängen vorbei kommen wir auf den Glockenturm, dahin wollte ich eigentlich nicht. Blasius meint aber: Genieße den schönen Ausblick bevor du dich in die Bücher vergräbst. Wir lassen gemeinsam den Blick schweifen auch wenn ich mit meinen Gedanken schon in der Bibliothek bin. Zurücklaufend schwenkt er in eine Tür ein. Mit der Öffnung erstrahlt ein hell erleuchteter Raum mit fast endlos scheinenden querstehenden Regalzeilen voll mit Büchern. Das Mittelschiff ist bis an die Decke offen im Gegensatz zu den Seiten, wo sich auf den

Bücherregalen eine zweite Arbeitsebene nach oben anschließt. Der Gang erscheint schier endlos, wie ein Blick in die Geschichte der Menschheit. Die Decke und die Zwischenböden geben den Raum ein besonderes Interieur. Zwischen den Speicherplätzen in der zweiten Ebene steht mittig als Palisade eine Heiligenfigur. Ein beeindruckender Raum zur Aufbewahrung alter Dokumente im Gegensatz zu den anderen rustikalen Elementen der Abtei. Ich verschaffe mir jetzt am Abend erst mal einen Überblick mit Blasius und fange morgen richtig an. Es macht sich erforderlich, sich zunächst zu orientieren. Wo ist was und aus welcher Zeit? Ich benötige nur Schriften vor dem Jahr 1520. Mir macht Blasius nur bedingt Hoffnung, da die ältesten Schriften und Abhandlungen in einem besonders geschützten Raum klimatisiert aufbewahrt werden. Mit diesen Eindrücken verlassen wir die Bibliothek und der Prior verschwindet zur Abendandacht. Ich hingegen, schnüffele noch ein wenig in der Klosterküche. Der Raum besteht ebenfalls aus einem Kreuzgewölbe mit einer in der Mitte befindlichen Feuerstelle. Neben den herkömmlichen Feuerkamin, in dem auf offenen Feuer gekocht wurde, stehen um den runden Kamin auch schon zwei mehrflammige Elektroherde mit Backvorrichtung. Die Spülen und Anrichten bestehen schon aus Edelstahl. Diese Küche ist eine Symbiose von Historie und Moderne. Ohne fließendes Wasser und entsprechende Elektrogeräte wäre die Versorgung der Mönche und ihrer Gäste fast nicht möglich. Es ist für meine Bedürfnisse hier nicht so viel Trubel zu erleben, wie es aus Modegründen schick ist, im

Kloster Urlaub zu machen. Das besinnen auf humane und geistliche Werte sollte vor der Vermarktung der Geschichte stehen. Zum Abendbrot mit den Mönchen merke ich die nicht erwartete Aufgeschlossenheit der Geistlichen uns Gästen gegenüber. Wobei ich mich als Gesandter des Heiligen Stuhls ansehe. Vielleicht übertreibe ich ein wenig aber dem Segen des Papstes habe ich sicher. Als Gast des Hauses wird mir zum Essen wahlweise selbst gebrautes Bier oder Wein aus der Klosterkelterei offeriert. Ich bin so frei und probiere erst das Bier, naturtrüb, dunkel und sehr würzig. Die auf mich starrenden Augen wollen mir ein Urteil entlocken. Ich, kennerisch das Bier schluckend, mache ein nachdenkliches Gesicht, als verstehe ich etwas davon und lege nach kurzer Pause vollmundig los: „Das Bier ist ein obergäriges im Bottich gereift mit einer Naturtrübe und einem hohen Malzgehalt. Es ist etwas Besonderes“. Da schlagen die auf mich gerichteten Augen auf und die fragenden Blicke verwandeln sich in Wohlwollen. Ich habe mit Bedacht gesprochen, da der Abt für mich noch einen Krug frisch gezapftes anfahren lässt. Ich fühle mich fast so, wie bei mir zu Hause in der Stammkneipe und merke erst langsam, wie die Gemeinschaft versucht, mich nach einigen Bierkrügen auszufragen. Es ist menschlich, aber die Mönche sind auch von der Sucht der Neugierde befallen. Das geht solange, bis Prior Blasius ein Machtwort spricht und diesem Treiben ein Ende bereitet. Sein Unmut erreicht mich leicht verzögert. „Es ist Zeit für mich“, sage ich der Runde im Aufstehen, den letzten Schluck hinter die Binde gießend.

Mit leichten Orientierungsschwierigkeiten schwanke ich die Gänge entlang, die volle Breite benötigend, bis vor meine Tür. Im Zimmer fällt es mir schwer, das Bett zu erreichen. Die Abendtoilette wird auch gestrichen. Die erste Nacht schläft sich ruhig und fest bis zum anderen Morgen.

Wach werde ich durch ein kräftiges Klopfen an meiner Tür. Eine Stimme erst leise dann immer lauter werdend: „Herr Hoffmann, Herr Hofmann aufwachen, hören Sie mich“? Ich spüre eine Hand auf meiner Schulter und schaue dem mich Rüttelnden, verschlafen entgegen. Blasius steht vorm Bett und macht sich um mein Befinden Sorgen. Erst langsam und dann schneller reagiere ich mit den Worten: „Wie spät ist es“ „Neun Uhr durch, der Abt hat schon nach ihnen gefragt“, meint Blasius. „Oh ich habe verschlafen, entschuldigen sie bitte. Ich bin gleich soweit“. „Nur keine Eile; hat es so lang gedauert, kommt es jetzt auch nicht auf die Minute an“. Es ist mir peinlich, mich so gehen zu lassen. Mit gesenktem Blick betrete ich etwas verschämt die Küche mit anschließendem Frühstücksraum. Er ist leer. Alle gehen schon ihren Aufgaben nach, wobei mir nicht völlig klar ist, um was es sich dabei handelt. Die selbst gefertigten Brötchen rutschen mir nicht so recht den Gaumen hinunter. Stattdessen benötige ich viel Flüssigkeit. Blasius wartet in erahnter Kontaktweite in der Küche. In dem Moment, als ich aufstehe und mit dem Stuhl knarre, steht er im Raum. Mit freundlichen Worten versucht er mich aufzubauen. „Gehen wir ans Werk“, entgegne ich ihm. Ich stehe wie fast immer unter

Zeitdruck. Es ist zu hoffen, dass die Untersuchungen von weiteren Jahren in der Geschichte rückwärts möglich sind. Die Aufzeichnungen werden nicht nur vom Doktorvater gesichtet, sondern auch von der Päpstlichen Akademie in Rom kontrolliert. Mit dieser speziellen Überwachung muss ich Leben.

In der Bibliothek angelangt, richte ich mir einen bequemen und hoffentlich festen Arbeitsplatz mit viel Platz ein. Nach einer gründlichen Orientierung in mitten der unendlichen Anzahl an beschriebenem Papier, suchen ich nach Ortsfamilienbüchern, Chroniken und Ereignissen aus der Zeit vor 1530. Verlässlich sind zu dieser Zeit nur die Aufzeichnungen der Klöster, da die Pfarrer in den Gemeinden noch nachlässig mit der Aufzeichnung der Ereignisse ihrer Schäfchen waren. Ich habe zwar, in einer sehr ausgeprägten Handschrift, den Geburtseintrag eines Vorfahren nur schlecht lesen können, aber dessen ungeachtet die Ahnenkette weiter verfolgt.

5. Kapitel

23. Johann Christoph für Sonntag den 5.Juli.1339 aufgeführt, dessen Vater Johann Gottlieb gewesen sein soll. Zur Niederkunft sei es gleich nach der Messe gekommen. Die Geburt verlief

unkompliziert. Die Jungfer Luise Christiane, Tochter des ansässigen Schmiedemeisters, wird außerehelich von einem Handarbeiter geschwängert. Der Brautvater besteht jedoch auf die Vermählung noch vor der Entbindung. Der Schwiegersohn muss in der Dorfschmiede des Brautvaters das Handwerk des Hufschmieds erlernen. So soll das Handwerk an die nächste Generation vererbt werden. Die Geschichte sieht jedoch eine andere, nicht vorhersehbare, Entwicklung vor.

24. Johannes Gottlieb Hoffmann ist am 20.April 1304 geboren. Der Handfronarbeiter kommt am Donnerstag dem 25.Juni 1343 gegen Abend beim Einbringen der Heuernte als Einstampfer auf dem Ochsenfuder zu Tode. Von oben stürzt er zu Boden, dass nur noch der Tod festgestellt werden kann. Das Leid in der noch jungen Familie war groß und die Pläne des Schmieds waren alle vergebens. Der kleine Christoph versteht zu dieser Zeit das Leid seiner Mutter noch nicht richtig. Fortan fungiert sein Großvater mütterlicher Seite, als Vormund bis zur Vollmündigkeit des Buben. Er hegt den Gedanken, aus dem noch sehr schmächtigen Kleinkind einen Schmied zu formen. Ihm sind mit seiner Frau schon drei Kindern frühzeitig gestorben und ihm bleiben nur noch zwei Töchter, die eine als Witwe und die andere noch nicht reif genug. Mehr Informationen habe ich schon seit längerem aus einem Kirchen Eintrag entnehmen können. Ich versuche nun, hier in der Bibliothek die Verbindung herzustellen.

22. Der unter 23 beschriebene Christoph ist Vater des Johann Georg Hoffmann. Er ist das achte Kind des George und seiner Christliebe, der Tochter eines Gewandschneiders. Sie wohnen unweit der hinter dem Hügel gelegenen größeren Ansiedlung. Die Zwölfmalige Schwangerschaft bringt nur fünf gesunde Nachkommen hervor. Da in dieser Zeit der Schwarze Tod über das Land zieht, trifft es auch ein Teil der Kinder der Familie und die Mutter. Die allgegenwärtigen Ratten verbreiten mit den in ihrem Fell sitzenden Flöhen die Krankheit auch unter den Hoffmanns. In dieser Zeit schrumpft die Bevölkerung um ein Drittel. Nun geht, ausgehend vom Klerus, die Suche nach den Schuldigen los. Durch die Unwissenheit entsteht auch hier auf dem Lande der unsägliche Hexenkult. Mit der Bezichtigung von kranken, alten und jungen Frauen, die angeblich mit dem Teufel im Bunde stehen, werden Hexenverbrennungen durchgeführt. So soll es auch eine schöne Tochter des Georg Hoffmann treffen. Sie wurde von der Pest verschont, obwohl sie ihre Mutter und die erkrankten Geschwister gepflegt hat. Ihr Schutz vor der Ansteckung bei der Pflege ihrer Lieben soll sie auf den Scheiterhaufen bringen. Dabei trug sie nur einen Mundschutz und war sehr reinlich. Der Pöbel, aufgehetzt vom Priester, schleppt das Mädchen zu dem schnell errichteten Scheiterhaufen. Die Geistlichen errichteten ein Tribunal und sie klagen die junge Frau an. All ihre Beteuerungen helfen nicht. Aus

Unwissenheit siegt das Feuer über das Wort. Die Not, Angst und Unwissenheit bringt gen Abend Georgs Tochter auf den Scheiterhaufen unter grölender Meute zum Brennen. Der Vater kann es nicht fassen und ertränkt sein Leid im selbst gebrannten Apfelschnaps. Nach einiger Zeit nimmt sich Georg ein neues Weib und zeugt noch vier Kinder. Die Verbrennung einer Familienangehörigen beherrscht seitdem die Familiengeschichte des Stammes Hoffmann.

In der Studierstube des Klosters bringt Blasius immer mehr alte Unterlagen hervor. Sie in der richtigen Reigenfolge zu sortieren, ist die wichtigste Aufgabe. Die herauszulesenden Daten bei den mannigfaltigsten Handschriften ist ein anderes Problem. Mein Assistent ist mir dabei eine große Hilfe. Er versteht aber manchmal die Texte auch nicht ganz. So verrinnt die Zeit ohne

nennenswerte Ergebnisse. Mich plagen jedoch

Beschwerden am Rücken durch das viele Sitzen über den Büchern. In der Folgezeit bereite ich mir einen Steharbeitsplatz, der meine Beschwerden lindern soll. Abends nach dem Essen absolviere ich noch einen straffen Lauf um das Kloster. Diese Abwechslung tut meinem Körper gut. Am nächsten Tag geht es wieder im gleichen Trott ans Werk. Bis zum Mittag erhalte ich keine neuen Erkenntnisse. Doch unverhofft lese ich von Überschwemmungen und starken Regenfällen, die das Land heimsuchten. Dabei sind mehrere Menschen ertrunken, so auch der sehr alte Landmann Gottlob.

25. Johann Gottlob Hoffmann haben die vom Berg heran reißenden Fluten mitgerissen, als er sein kärgliches Bündel retten wollte. Der Leichnam wurde nicht gefunden. Sein Leben dauerte siebenundsechzig Jahre, drei Monate und vier Tage, somit ist das Datum errechenbar. Der Vorletzte des Monates Dezember im Jahr 1276 ist das Geburtsdatum. Er hinterlässt neun Kinder vier und zwanzig Enkel und dreizehn Urenkel, die selbst ums Überleben kämpfen müssen und in der Umgebung verstreut ansässig sind. So können nur wenige Familienangehörige an der kleinen Trauerfeier der Gemeinde teilnehmen. Nur der älteste Sohn Johann Gottlieb aus der beschriebenen Daten von 1304 ist mit erwähnt. Ich seinem Leben hatte Gottlob, seinem Namen Ehre machend, immer sehr fromm gelebt, trotz seines leidenschaftlichen Auftretens. Er ist als junger Bursche in diese Gegend gezogen und ist der zweite Sohn von insgesamt sechs Kindern. Die Stelle des

Hoferben war vergeben und so zieht es ihn in die Welt hinaus. Nach dem Waffenhandwerk steht ihm nicht der Sinn. So gelangt er an ein leeres verfallenes kleines Gut unter der Herrschaft des Ritters Kuno. Er begehrt bei dem Ritter vorzusprechen. Die Wachen lassen den Wanderburschen an der Pforte schmoren, erst als Gottlob ihnen zu flunkert, dass er viel Ehr und Glück für den Herren habe, lassen sie ihn vor den Ritter Kuno. Nach großer Redezeremonie kommt er auf den Punkt. Er möchte die verfallene Landstelle für sich als Wohnsitz. Und weil er des Jagens mit dem Bogen mächtig sei, bietet er sich auch noch als Wildhüter an. Da gibt es ein großes Gelächter im Saal. Die nunmehr aufkommenden Feuerwaffen sind für die Jagd noch nicht so geeignet. Der Ritter ist im Besitz eines solchen Feuerrohrs, das Gottlob noch nie gesehen hat. Der Ritter verlangt einen Test. Mit dem Bogen soll der Pfeil durch eine Öffnung in der Wand einen gegenüberliegenden Baum treffen. Wenn der Pfeil an der Wand eine Berührung erfährt, wird er abgeleitet und verfehlt sein Ziel. Beim Gelingen soll Gotthold die Landstelle samt verfallenen Hof erhalten. Geht es aber schief, wird er mit Prügel aus der Stadt getrieben. Er willigt ein und spannt seinen Bogen. Nach dem Anlegen setzt er ab und bittet erst noch um ein Zielwasser. Ihm schallt wieder großes Gelächter entgegen. Nach

Verhallen dieses, bringt ein Lakai eine tönerne Karaffe mit Met. Nach einem kräftigen Schluck legt Gottlob erneut an und setzt wieder ab. „Was ist denn jetzt noch?“ fragt der Herr. Gottlob antwortet: „Es weht eine straffe Brise vor dem Baum, einen Moment noch“. Nach dem dritten Mal zischt der Pfeil fast unsichtbar durch den Ritz in der Außenwand genau ins Herz des Baumes. Den Blicken nach ist die Herrschaft erstaunt. Mit langen Hälsen schauen sie aus dem Fenster auf den gegenüber befindlichen Baum. Da steckt nun der Pfeil, wo er soll. Der Ritter presst die Lippen zusammen und nickt leicht mit dem Kopf. „Da habe ich wohl jemanden unterschätzt? Nun gut, du bekommst das Gut, musst es aber selbst aufbauen und an mich noch Frondienste leisten. Ein Weib wirst Du schon noch bei uns finden“. Diese Bodenständigkeit des Wanderburschen spricht sich schnell in der Region herum und viele Pilgern am Wochenende zu dessen Hofstelle. Der kecke Gottlob findet so auch seine zukünftige Frau und kann das

Geschlecht der Hoffmanns mit sechs Kinder fortsetzen. Der Erstgeborene Johann Gottfried übernimmt den Hof als Erbbauer.

Mit dem Abschluss dieses Kapitels kommt es zur Stagnation. Es scheint, als versagen hier die Künste des Genealogen, eine über zweitausend Jahre reichende Linie aufzubauen. Blasius mit seinen unerschrockenen Gemüht gibt nicht auf. Er meint: „Lassen Sie mich noch etwas ausprobieren, Herr Hoffmann. Es gibt noch einen Raum mit nicht katalogisierten alten Dokumenten, wo wir es versuchen können“. Ich sehe der Sache skeptisch entgegen und ertränke mein Leid Im Alkohol und vergesse alles zurzeit Stagnierende mit dem Wein der Mönche. Dieser Tropfen ist im Handel nur sehr selten zu sehen. Der Kellermeister oder soll ich sagen der Kellergeist offeriert mir die unterschiedlichsten Sorten mit trocknem Brot als Katalysator. Langsam glaube ich, wir zechten die ganze Nacht durch. Auf jeden Fall liege ich am Morgen mit meiner Kleidung im Bett oben auf. An der Tür klopfend höre ich wieder Blasius mit der Nachricht, etwas gefunden zu haben. Mit Öffnen der Tür legt er ohne Luft zu holen los. „Ich habe, ich habe, wir müssen umziehen bei den nicht in der Bibliothek befindlichen Unterlagen können wir Glück haben“, meint er aufgeregt. Glück kann ich jetzt gebrauchen. Nach der Toilette mache ich noch schnell ein flottes Frühstück mit der geschmierten Semmel in der Hand laufe ich den schon vorausgeeilten Blasius hinterher. Er ist schon mit den Unterlagen in ein Studierzimmer umgezogen, in dem sich noch nicht aufgearbeitete

Dokumente befinden. Die geregelte Unordnung verwirrt mich für ein Kloster ein wenig. Der Mönch entschuldigt sich. „Wir haben diese erst vor einigen Jahren in einer geheimen Kammer im Seitenkeller gefunden. Für die Sichtung und Katalogisierung war noch keine Zeit. Hier bei uns schlagen die Uhren etwas anders“. Das kann ich mir bei der Schrittfrequenz der hier inne wohnenden Personen gut vorstellen. Mich hätte die Neugierde schon lange übermannt. Er legt mir schon entstaubte Unterlagen vor, die zu sichten es notwendig wäre.

In einem Dekret spricht ein Ritter von Plankschwitz einem seiner Knappen aus Dankbarkeit ein kleines Stück Land zu. Auf Grund treuer Verdienste und unter Einsatz seines Lebens hat der Knappe das Leben des Ritters selbstlos verteidigt. Durch die Verletzung an der linken Schulter widerfuhr ihm diese Güte seines Herrn. Sein Namen wird mit

21. Johann Georg Hoffmann wird laut Besitzurkunde von 1422 genannt. Der neue Eigentümer sei seines Zeichens Knappe des Ritters Planschwitz gewesen und am Mittwoch des Monats September Anno 1398 als Sohn des Georg Christian Hoffmann geboren. Trotz seiner Behinderung zieht er mit seiner Frau acht Kinder auf den Hof und kommt mit fast vierzig Jahren tragisch ums Leben. Was ist passiert? Die Landstelle ernährte die Familie recht und schlecht. Das wertvollste, was der Hof an Tieren besitzt, ist ein schon in die Jahre gekommener Gaul aus der Zeit der Reiterei mit dem Lehnsherrn. Die Nachzucht verläuft zwei Mal erfolgreich. So hat der Hof ein Zugtier für Feld und Wagen. Eines Tages will Georg seine Feldprodukte in dem nahe gelegenen Städtchen anbieten. Der Weg führt ihn über unbefestigte Wald- und Feldwege. Das Bollwerk der Stadtmauer schon im Blick, erschrickt sich der Gaul, vor einer aus dem Wald galoppierenden Horte Wildschweine. Das Zugtier scheut mit den Vorderhufen, stampfend und unverzüglich galoppiert das Pferd den Hügel hinunter.

Georg versucht dem Tier noch Herr zu werden, aber alle Mühe ist umsonst. Das Gespann rast auf eine Wegverengung eines Steges aus Holzbohlen über ein vom Berg herabfließenden Bach zu. Der Gespannlenker will sein Gut noch vor den Folgen der Höllenfahrt retten, muss sich aber sein sinnloses Bemühen eingestehen. Kurz entschlossen versucht er einen Sprung vom Kutschbock in den Feldrain. Er bleibt aber mit dem linken Fuß in den Zügeln hängen. Nach dem Aufprall auf dem steinigen Weg merkt er nur noch das Schleifen seines Körpers neben dem Leiterwagen. Sein bis zur Unkenntlichkeit geschliffener Körper löst sich erst, als das Gespann die Brücke über den Bach erreicht. Der Wagen zerberstet mit der rechten Seite an der Brücke. Sein Pferd Suse aber läuft unverdrossen im Galopp weiter in Richtung Stadt. Erst vor den Toren trudelt sie aus und frisst am Wegesrand. Die Stadtwache schaut verwundert drein. Zwei herumstreunende Tagediebe werden beauftragt, nach dem Rechten zu sehen. Ihre zurückeilende Botschaft ist ernüchternd. Der Vater von acht Kindern liegt leblos im Straßengraben nahe der kleinen Brücke. Der in der Stadt quacksalbernde Bader stellt professionell den Tod fest und überbringt die Todesnachricht der Familie. Dabei fällt ihm ein Sohn auf.

20. Hannß leidet an einer nicht bekannten Schlafkrankheit, bei der sein Gehirn die körperlichen Funktionen ausschaltet. Beginnend vor nicht allzu langer Zeit werden die Anzeichen immer akuter. Als junger Bursche

auf dem Feld ist die Behinderung nicht von Bedeutung, bei Brautschau auf dem Heuboden kann es Probleme geben. Aber auch er findet im reifen Alter ein Weib aus einer Gemeinde hinter dem Wald. Mit ihr bekommt er, auf der von seiner von der Mutter vermachten Hofstelle, neun Kinder. Drei sind gleich bei der Geburt gestorben oder sind gleich Tod, zwei haben die Plattern im Alter von drei und sieben. Der Rest Geschwister sind drei Mädchen mit ähnlichen Symptomen wie der Vater. Nur der zweitgeborene Sohn Johann scheint einen gesunden Eindruck zu hinterlassen. Über die Zeit sieht es so aus, als haben sich alle an Hannß`s Macke gewöhnt. Eines Morgens geht er mit Gerätschaft zum Büschelhauen den oberen Weg hinab ins Tal bis zu großen Birke, die in Mitten eines Eichentrios steht. Dort ist es wieder Mal geschehen. In Begleitung des Pächters, der Frau des Schwagers und ein paar Kuhhirten auf der Weide, kommt er auf dem Gesicht liegend zum fast leblosen Liegen. So merkwürdig das auch für alle ist, kennt jeder die Schlafkrankheit des Hannß. Wie er die anderen schon informiert hat, sollen sie ihn liegen lassen bis er von allein wieder aufsteht. So will man es auch handhaben. Seit einer Stunde ist kein Zucken und Atmen zu vernehmen. Da machen die Anwesenden sich allmählich Gedanken. Der Pächter schickt einen Kuhhirten ins Städtchen nach dem Bader. Der soll entscheiden wie nun zu verfahren ist. Nach einer Weile erscheint er. Bei der Drehung auf den Rücken fühlt der Bader kein Leben mehr. Ihm in den

Mund riechend, bringt, die Nase rümpfend, auch nichts mehr. Da versucht er mit Lavendelsaft den Mund auszustreichen, aber keinerlei Reaktion. Aus Furcht vor Strafe wird sogleich der Richter informiert und der Leichnam in der Scheune aufgebahrt, solang bis er ein Urteil darüber fällt. So liegt Hannß zwei Tage in der Scheune. Zur Sicherheit öffnet der Bader die Adern der beiden Arme und das Blut tropft auf den Boden. Nach Verschluss dieser wird entschieden noch einen Tag mit der Beerdigung zu warten. Am darauf folgenden Tag ist die Situation unverändert. Der sonst so üble Leichengeruch und Blässe entsteht. So wird am Tag drei das Leichenbegängnis ordentlich mit einer Predigt vollzogen. Anschließend wird er in den Sarg gelegt und zur Grabstätte mit einem hölzernen

Handwagen gebracht. Dies alles geschieht im Beisein seiner Familie, die vor Verschluss des Deckels sich von ihm verabschiedet und ihm eine angenehme Gesichtsfarbe attestiert. Sie stellen aber einen zunehmenden übel riechenden Geruch aus dem Munde fest. Ein untrügliches Zeichen, dass kein Leben mehr in ihm ist. Das ausgehobene Grab erreichend, wird die einfache Kiste hinab gelassen. Nach ein paar Worten des Seelsorgers und einen letzte Blumengruß ins Grab

gibt es einen Knall als schlägt einer mit dem Kopf gegen den Sargdeckel. Dem Priester fällt die Bibel aus der Hand und die Familie steht versteinert gen Boden starrend. Anschließend grollt und flucht es aus der Tiefe. Der Sarg scheint, sich selbständig zu machen. Die Töchter rufen. „Vater, Vater!“ Geschwind springt der Sohn Johann in die Tiefe auf den Deckel und versucht diesen zu öffnen. Johann gelingt unter Mithilfe des Untoten ihn ans Tageslicht zu bringen. Der Vater ist ganz verdutzt über den ungewöhnlichen Ort, an dem er sich befindet. Die spärliche Trauergemeinde steht fast wie eingefroren da, nur der Priester bekreuzigt sich und brabbelt in seinen Bart. Nur langsam nunmehr unter Hilfe aller Beteiligten steht Hannß vor seiner lieben Frau, die ihm in die Arme fällt. Erst langsam beginnt sein Blut in den Adern zu fließen. Die Funktionen seines Körpers müssen auf ein Minimum heruntergefahren sein, denn er muss sich anschließend sofort setzen. Nach kurzer Zeit ist er wieder bei Kräften. Von diesem Zeitpunkt an führt der Sohn Johann den Hof und Hannß der Scheintote ist quasi der Seniorpartner, eine für diese Zeit sehr ungewöhnliche Konstellation. Einige Jahre später ist er am Antonius Feuer, einer Pilskrankheit des Getreides verstorben.

19. Johann, der am 11.Aprill 1466 geboren wurde, muss schon frühzeitig den Hof übernimmt wegen der Ereignissen des Vaters. Auch er hat mit seiner Frau neun Kinder, von denen eins an Masern ein zweites an Blattern stirbt und ein drittes von einer Kutsche überfahren wird. Es wurde auf dem Wege in das Städtchen von einer schnell vorbeibrausenden Kutsche der Hochwohlgelobten Herrschaft überrollt. Die nehmen vom Vorfall keine Notiz und fahren ungestüm weiter, das Leid hinter sich lassend. Der Johann hat auch mit der Schwester großen Ärger. Sie vertut sich als Hure obwohl sie von ihm verheiratet. Ihr Mann ist Handarbeiter und verdient sich seinen kargen Lohn

über Land. Er ist nur selten bei seiner Frau und den Kindern. Sie wird als Ehebrecherin von den edlen Ratsherrn aus der Gemeinde vertrieben und mit dem Besen in Schimpf und Schande geächtet. Es habe auch nichts genutzt, dass auch hochangesehene Bürger ihre Kunden sind. Nun muss der kleine Hof noch eine Familie ernähren. Johann ist ein ehrbarer Landmann, der seine Kinder und die der Schwester in die Arbeit mit

einbindet. So begehren auch diese Anteile am Hof. Doch Johann lässt keinen Zweifel an der Erbfolge auf seinem Gut. Daraufhin verlassen die heranwachsende neue Generation die heimischen Gefilde.

18. Johann Erdmann einen Tag nach Lichtmess 1491 geboren ist der von Johann festgelegte Hoferbe. Er wächst schon Frühzeitig in diese Rolle hinein. Nach dem Tod des Vaters ist es nur noch eine Formsache mit der Hofüberschreibung. In seiner Zeit fällt auch das Graben eines Brunnens auf dem kleinen Gütlein. Ein landbekannter Wünschelrutengänger soll den rechten Ort festlegen. Sein Gebaren hat etwas Mystisches und wird von den Anwesenden nicht verstanden. Alle Kinder laufen aufgeregt dem Rutenmann hinterher. Bis er nach geraumer Zeit nach einem heftigen Ausschlag seiner Rute ruft: „Hier ist es. Da kannst du Wasser finden“. Erdmann und die Familie freuen sich. Es wird sofort ein Pfahl mit einer Axt eingeschlagen. Für seine Dienste hält er als Lohn die Hände auf. Erdmann speist in mit Naturalien ab. Alsbald fängt er an mit einfachen Werkzeugen zu graben. Alle helfen mit. Die obersten zwei Meter müssen mit Holzbohlen verkleidet werden,

ab da gibt es nur noch Fels. Das Schiefergestein lässt sich mit einfachen Hacken leicht abspalten. Immer weiter dringt er fast verzweifelt in den Berg ein, um das gelobte Nass zu finden. Erst nach fast zehn Meter tiefe durchnässt das Gestein von der Hangseite erst nur wenig, dann aber immer stärker die Seitenwand und füllt gemächlich den Boden. So lang es noch möglich ist geht der Tiefenvorschub weiter. Erst als der Erstgeborene Christophorus bis an die Knie im kalten Wasser steht, wird die Arbeit abgebrochen. Das vorhandene Gestell zum Herausheben der Gesteinsmassen wird nun zur Frischwasserhebung benutzt. Es müssen nur die verschlissenen Gleitlager der Welle ausgewechselt werden. Erdmann schlägt sie aus einem Stück Weißbuche. Ein besonders harter Werkstoff, der den Belastungsansprüchen genügt. Der Erfolg der Familie macht in der Gegend gleich die Runde und viele kommen um zu sehen. Johann Erdmann verteilt bereitwillig Kostproben des köstlichen Nasses. Der Marktwert seines Hofs mit dem umliegenden Acker und der Wiese ist fortan im Wert gestiegen. Gleichzeitig kann ab jetzt der Brunnen als Ort der Aufbewahrung von Lebensmitteln genutzt werden. Die in drei Meter Tiefe in einem Trog hängende Butter und das Fleisch halten sich bei einer Temperatur auch im Sommer von zwei bis drei Grad viel länger. Diese Temperatur wird auch im Winter fast konstant gehalten. Der errichtete Speicher verbessert zu dieser Zeit die Lebensqualität

enorm. Er bringt aber nicht nur Freude sondern auch Leid über die Familie.

17. Der Sohn Christophorus Hoffmann übernimmt von seinem Vater Erdmann den Hof. Er wurde letzten Donnerstag des dritten Monates im Jahr 1524 geboren. Die im Lande währenden Unruhen gegen die Herrschaft des Adels machen auch nicht vor den Hoffmanns halt. Der Lehnsherr legt dem Gut eine nunmehr anfallende

Wassersteuer auf. Mit der Anmaßung der Herrschaft, das Wasser käme vom Lande dieser, ist diese Steuer berechtigt. Dagegen setzt sich der Bauer zur Wehr. Mit anderen aufgebrachten Landvolk, auch aufgewiegelt durch den kürzlich durchziehenden Bauernverführer Müntzer, gehen die Menschen mit einfachen Mitteln gegen den auf der Burg im Städtchen wohnenden Herrn von Planschwitz vor. Nach nunmehr hundert Jahren des Familienbesitzes, versuchen die Nachfahren des edlen Ritters das Volk auszusaugen. Das aufgebrachte Volk erklimmt die Zinnen der Burg. Der wütende Mopp vertreibt den Lehnsherrn aus der Burg. Die im Hungerturm Eingekerkerten werden von Helfern gestützt an Licht geführt. Darunter ist auch ein

Schwager des Christophorus. Er wurde mehrmals beim unordentlichen zutrinken erwischt. Es ist ein Verstoß gegen die Hochherrschaftliche Ordnung. Dieser Alkoholgenuss ist nicht nur Gotteslästerung sondern birgt auch viel Hader Zank und böses Gemüht. Der Schwager ist unter dieses Gesetz gefallen, da er bis tief in die Nacht im Wirtshaus zechte. Unter Missachtung der Schließzeiten der Wirtschafte abends neun Uhr sperrte ihn die Obrigkeit zusammen mit dem Wirt ein. Dieser missachtete das Ausschankverbot sogar am Sonntag als der Priester die Predigt abhielt. Die Habe, der für einen solche sehr spärlich eingerichteten Lehnsherrn, verteilt sich unter dem Pöbel. Wie soll es aber weiter gehen? Die ehemalige Raubritterburg wird geschliffen und die Landbevölkerung holt sich Steine und straffe Balken für ihren Bedarf. Es bleibt lediglich ein erst errichtetes Gebäude im Areal stehen. Die Räte der Stadt müssen sich neu orientieren und auch auf dem Dorf der Hoffmanns kommt den Vertretern der Gemeinde eine größere Bedeutung zu. Als anerkannter Landmann wird er zum Richter der Dorfgemeinschaft gewählt. Er der Miterbauer des Brunnens, hat nun den Gedanken selbst Bier zu brauen. Voraussetzung dafür ist eine Kühle Lagerstelle. Das bei Lebzeiten des Vaters in den Brunnen gehängte Gut reicht nicht aus. Die Hanglage bietet die Möglichkeit eines Stollens. Er soll in den Berg getrieben werden. Bei einem Kupferschmied bestellt er eine Pfanne aus Metall. In ihr will er die vermälzen Wintergerste mit Bierhefe aufkochen und

langsam abkühlen lassen. Abgelagert im kühlen Kellergewölbe kann es eine Woche gären und eine weitere Lagern. Das ist der Plan der Familie Hoffmann in dieser Zeit. Nach fast einem Jahr erhält Christophorus die Braurechte vor den Toren der Stadt im Dorf, nur eine Meile entfernt. Die sich in der Stadt entwickelnde Braukommune sieht die Familie nicht als Konkurrenz. Da sich schon bald zeigen wird, dass gemeinschaftliche Nutzung über Kurz oder Lang nicht funktionieren kann. Seine Kinder schlagen nach den Auswirkungen des schwarzen Todes auch im Brauwesen ein. Der zweitälteste Sohn Caspar rückt nach dem jämmerlichen Tode des erstgeborenen nach. Er wurde vom Schwarzen Tod hingerafft.

Ich merke nicht, wie mir die Augen bei meinem Studium in der Stube des Klosters zufallen. Erst als ich von wirren Träumen aus der Vergangenheit erwache, ist schon lange finster und die Sterne leuchten vom klaren Himmel. Es bleibt alles liegen und verschlafen taumle ich noch ein wenig benommen in mein Bett. Mich plagen auch noch in den Träumen die Ereignisse meiner Vorfahren. Leicht unausgeschlafen werde ich von Blasius meinem treuen Unterstützer geweckt. Auf den Weg zum Frühstück schwatzt er mir die Ohren zu. In meinem Kopf dreht sich noch alles durcheinander. Mit dem rechten Zeigfinger auf meinem Mund bitte ich ihm um Stille am Morgen. Er schaut mich verwundert an, als wolle er sagen: „Dich interessieren meine Neuigkeiten wohl nicht“? Mit einem kurzen Satz: „Bitte alles nach dem Frühstück“, kehrt wir

schweigend in unseren Gang ein. Ich bin ein überzeugter Morgenmuffel und benötige erst die entsprechende Betriebstemperatur. Mein Auto muss auch erst warm laufen, bevor es die Leistung bringt. Es ist aber nicht zu vermeiden, im Frühstücksraum gleich neben der Küche ein leichtes Murmeln aller Beteiligten in meinen Ohren zu vernehmen. Langsam löst sich meine Zunge und ich unterbreche die Stille von uns mit einer Frage an meinen Freund Blasius. Der schreckt leicht zusammen wegen meines plötzlichen Wandels. Er empfiehlt mir bevor ich wieder los lege einen kleinen Spaziergang. Ich mache einen spitzen Mund und nicke mit dem Kopf. Mindestens eine Stunde im großen Bogen um das Kloster herum, wird mir gut tun. Wegen mir wird die zu dieser Zeit noch verschlossene Pforte geöffnet. Auf einem Waldweg beginne ich meinen straffen Lauf entgegen des Uhrzeigersinns. Die waldreiche Gegend besteht aus Mischgehölz. Es wird in der Nähe des Klosters auch keine Forstwirtschaft im herkömmlichen Sinne betrieben. Es kann aber schon passieren, dass die Mönche aus Eigenbedarf einige Bäume fällen. Auch wird für Holzhandwerker der eine oder andere Laubbaum verkauft. Das verstehen sie nicht als einschneidend für ihre Flora und beeinträchtigt nicht die Fauna. Auf dem weg kommen mir Pilger mit Rucksäcken entgegen. Sie erkundigen sich nach dem Weg ins Kloster. Ihnen die Richtung weisend ziehe ich weiter. Nach der Überquerung eines Steges über den Bach, der den Klosterteich mit frischem Wasser versorgt, biege ich links vom Pilgerpfad ab. Da ich mich nun

auf der höchsten Stelle meiner Wanderung befinde, schimmert der rustikale Ring- Bau der Kirchenmänner durch das Gehölz des Waldes, in dem einige Rehe im Unterholz verschwinden. Der Schein der Sonne schimmert wie ein Schleier durch das Astwerk. Den Blick auf den Pfad vor mir gerichtet, könnte man etwas Mystisches erahnen. Was haben diese hölzernen Hünen schon alles gesehen. Auf den letzten hundert Metern lausche ich den Stimmen des Waldes mit besonderer Aufmerksamkeit. Der Wind lässt die Kronen der majestätisch anmaßenden hochragenden Bäume ein Lied spielen. Es dauert nicht lange, bis ich die volle Pracht der Sonne am Waldesrain genießen kann. Kurz darauf erreiche fast gleichzeitig mit den unterwegs getroffenen Pilgern den Eingang des Klosters. Die Freude ist groß, da wir uns schon wieder begegnen. Sie werden von einem, Priester empfangen und über die Pilgerherberge mit dem kleinen Spital eingewiesen. Wir verabschieden uns mit den besten Wüschen für die Zukunft mit einem festen Händedruck. Nach dem ich mich etwas erfrischt habe fahre ich mit meinen Untersuchungen fort. Blasius ist schon vor Ort. Er hat schon einiges für mich zurecht gelegt.

In den Texten ist die Geschichte der Region minutiös erfasst. So trägt mir Blasius vor: „Der hier beschriebene

26. Johann Gottfried Hofmann wurde 1255 geboren und ist der Vater des unter Folge 25. beschriebenen Johann Gottlob Hoffmann. Es ist nur verwunderlich, die unterschiedliche Schreibweise des Nachnamens. Das kann aber schon passieren, da die damals schreibkundigen Mönche, es so schrieben, wie sie es verstanden haben. Er ist das erste Kind der Beziehung des Gottfrieds mit seiner Frau Kunigunde, der Tochter eines Hand-Fron-Arbeiters aus dem Nachbardorf. Die beiden begegnen sich schon frühzeitig bei der Feldarbeit. So kommen sie sich näher. Auch schon damals verführte Gottfried seine Kunigunde im Heuschober. Das Ergebnis ist eine Schwangerschaft vor der Volljährigkeit. Sie kann den Zustand geschickt verbergen, mit langem Kleid-Werk. Als sie nun über heftige Bauchschmerzen klagt, schickt der Vater nach dem Bader. Er soll es richten. Als er eintritt, platzt die Blase und die Wehen verursachen große Schmerzen. Der Bader zieht sich zurück und überlässt den Frauen die Geburtshilfe. Als junge gelenkige Frau ist es eine Sache von zwanzig Minuten und der erste Schrei des in Leinen gewickelten Säuglings hallt hell durch das Haus. Kunigundes Vater hat über seinen Knecht nach Johann

Gottfried geschickt, da Kunigunde ihren Eltern den Kindesvater unter Schmerzen beichtet“.

Ich schreibe mit, was mir Blasius vorträgt. „Nur nicht so schnell“, meine ich zu ihm. „Was ist denn noch vermerkt“, will ich begierig wissen. „Beim Taufeintrag wird der Vater des Erzeugers Johann Gottfried mit Hermann Hofmann benannt“.

27. Hieronymus Hofmann ein Bauer mit einem kleinen Hof, daher auch sein Name, wird 1228 geboren. Ihm werden mit Gottes Segen fünf gesunde Kinder beschert, mit aber einen teilweise unheilvollen Verlauf der Entwicklung. Er ist im Gegensatz zu seinen Vater ein Spätentwickler. Die, als drittes Kind geborene Sieglinde, zündelt mit dreizehn Jahren mit einer Kerze des Abends in der Scheune des Nachbarn. Als ihr vor Schreck, verursacht durch den Sprung einer Katze aus der Höhe, das offene Licht aus der Hand fällt, entzündet sich blitzschnel,l das als Vorrat eingelagerte Heu. Schreiend läuft sie aus dem Verschlag. Der Fortlauf der Feuerbrunst rettet den Schober nicht mehr. Im Gegensatz die Flammen schlagen auf die Kade mit über und vernichten das Hab und Gut der Landleute. Die Gemeinschaft des Dorfes versucht die Ausbreitung der Brunst auf andere Anwesen zu verhindern. Es ist ein fast sinnloses Unterfangen. Bis auf drei beschädigte Anwesen, die sich im gebührenden Abstand befinde, wird alles ein Opfer der Flammen. Der günstige Wind

hingegen verschont das Anwesen des Hieronymus Hofmann.

Die aufgebrachten Geschädigten mit ihren Familien

wollen die kleine mit starren Blick drein schauende Sieglinde sofort lynchen. Nur das beherzte Eingreifen des Vaters verhindert das Schlimmste. Die Familie stellt sich wie ein Bollwerk zwischen Töchter und wüst gestikulierenden Bauern. Der von allen im Dorf gewählte Dorfschulze bringt die dreizehn jährige Siglinde unter lautstarken Geschrei in den Kerker des Fronherrn. Laut Gesetz kann man ein so junges Mädchen nur bedingt für seine Taten haftbar machen. Von nun an hat Hieronymus mit seiner Familie einen schweren Stand im Dorf. Ein Jahr später, als Siglinde strafmündig ist, wird ihr der Prozess gemacht. Als Kläger treten fast alle im Dorf Lebenden auf. Der Richter, Dorfschulze und Herr über unser Gebiet halten Gericht über die Tat eines kleinen Mädchens, die sich der Bandstiftung ohne Reue schuldig gemacht hat. Da sie,

verstockt, nichts zu ihrer Verteidigung beiträgt, ist das Urteil über das Kind unausweichlich. Der Richter verkündet unter grölendem Jubel fast aller Beteiligten das Urteil. Es lautet: „Tod durch Abtrennen des Kopfes vom Rumpf durch das Schwert und nicht wie üblich der Tod auf dem Scheiterhaufen. Die Familie Hofmann schreit auf und bittet um Gnade. Nur Hieronymus steht regungslos dem Gericht gegenüber. Seine Tochter verzieht keine Miene. „Das Urteil ist innerhalb von zwei Tagen vollsteckbar“, hängt der Richter noch an. Die Geschwister der Hofmanns liegen sich weinend in den Armen. Nur von hinten sind Schreie: „Richtig so, das ist nur gerecht und sie soll in der Hölle schmoren“, zu hören. Anschließend wird die dem Tode Geweihte wieder bis zur Hinrichtung in den Kerker geführt. Der Scharfrichter beginnt als bald mit der Errichtung eines Holzpodestes auf dem Marktplatz. Seine Henkersknechte schaffen genügend Holz herbei. Schnell ist das Podest unter den Augen von reichlich Neugierigen zusammengefügt. Hieronymus verabschiedet sich von seiner Tochter im Kerker. Er bringt es nicht übers Herz, dem schauerlichen Tun des Henkers beizuwohnen. Mit großem Schmerz in der Seele taucht er aus dem Gefängnis wieder ans Tageslicht, von seiner Familie schon erwartet. Schon am Folgetag soll das Urteil vollstreckt werden. Wie es Sitte ist gibt der Priester seinen Segen und nimmt der Delinquentin die Beichte ab. Sie schaut nur mit großen Augen ihm vorwurfsvoll ins Gesicht. Als er ihr mir der

Hand über den Kopf fährt, beißt sie ihm mit voller Wucht in den Finger. Sie erwischt das erste Glied des Zeigefingers und drückt, wie mit einem Bolzenschneider, so lang bis sie ein fettes Stück Fleisch auf der Zunge verspürt. Schmerzerfüllt schreckt der Pope zurück. Er ist für immer gezeichnet. Sein rechter Zeigefinger den er gegenüber seinen Schäfchen gebraucht ist nun ein Glied kürzer. Aus voller Kehle spuckt sie ihm, dass im Mund befindliche Stück Finger mit genügend Speichel ins Gesicht. Der Priester zieht das Gesicht zusammen und schließt dabei die Augen fest. Das aus dem Mund katapultierte Geschoss trifft ihn an der Stirn mitsamt den Speichel. Er läuft zähflüssig das Gesicht hinunter. Siglinde macht mit geschwelter Brust aggressiv zwei Schritte auf den Geistlichen zu. Der weicht geschockt zurück und schreit: „Schafft sie aufs Schafott, diesen Teufel“. Die Wächter ergreifen und bringen sie schleifend ins Freie. Noch vor der Tür hört sie den Schrei des Popen, der mit Hilfe des Baders sich den offenen Fingerstumpf über einer Flamme ausbrennt. Im Freien angelangt, wird sie auf einem Holzgitterwagen, der durch einen Esel gezogen wird, durch die Gassen bis zum Marktplatz gebracht. Sie ist dem geifernden Mop voll ausgesetzt. Der Holzkäfig wird mit allerlei Unrat beworfen. Sogar Gefäße, gefüllt mit Fäkalien, werden ihr entgegen geschleudert. Übelriechend mit allerhand Müll bedeckt, erreicht der Zug den Marktplatz. Er ist schon reichlich mit wütenden Schaulustigen besetzt. Durch eine Gasse gelangt das

Fuhrwerk vor das Schafott. Befreit von den Wurfgeschossen schreitet sie langsam die Stufen zum Scharfrichter hinaus. Der steht mit einer schwarzen Maske mit Sehschlitzen vor ihr. Er greift sie fest und zwingt sie auf die Knie direkt vor ihm. Das Gesicht den Schaulustigen entgegen gerichtet. Mit dem Anvisieren seines langen Schwertes im Genick, holt er aus und schlägt horizontal den Kopf ab. Mit dem Aufschlagen des kleinen Kopfes grölt die Menge auf und spendet dem Werk des Henkers anschließend Beifall. So geht die unheilvolle Geschichte der Hofmanns zu Ende. Der Leichnam wird mittels des Stadtdieners vor der Stadtmauer verscharrt. Hieronymus hat diese Schmach nie verwunden und ist noch vor seinem Vater Johann Gotthold verstorben. Er wurde nicht mal fünfzig Jahre. Diese Geschichte geht in die Annalen der Gegend ein und ist genau vermerkt.

28. Johann Gotthold Hofmann wurde 1201 als viertes von neun Kindern geboren. Er ist schon die zweite Generation bei der der Nachname zur Anwendung kommt. Bis vor fünf Jahrzehnten ist man mit Rufnamen ausgekommen. Es ist die Zeit der Gründung von Städten und Gemeinden. Neben den Kultstätten entstehen Gotteshäuser aus Lehm und Stein. Der Gebrauch meist kirchlicher Rufnamen begrenzt die Unterscheidungsmerkmale der Menschen in Städten untereinander. Diese Entwicklung schwappt auch auf

das Land über. Die Tätigkeitsmerkmale (Müller, Fleischer, Bäcker oder Bauer) werden als Nachname verwendet. Des Weiteren spielen Herkunft und Eigenschaften für die Namensgebung eine Rolle. So ist der Name Hofmann die Bezeichnung für einen Johann Gotthold, der im Besitz eines Hofes ist oder eine Hofstelle als Fron mit seiner Familie bearbeitet. Er heiratet volljährig 1221 eine zwei Jahre ältere Frau. Sie ist die Tochter eines gutbetuchten Dorfschulzen. Bei der Trauung werden somit auch einige Bestimmungen, wie zum Beispiel der Verzehr von übermäßigem Alkohol und die Wollust am Fleische unter den Tisch gekehrt. Die Dominanz des Schulzen wird Gotthold bei seiner Frau wiederfinden. Die gesetzlichen Bestimmungen der Obrigkeit von Hochzeiten und dem Sechs-Wöchnerin-Bier werden geschickt umgangen. Den Bauern ist es untersagt, mehr als vier Eimer Bier in sechs Wochen zu vertreiben. Dadurch soll von den Bauern Verderb und große Verschwendung ferngehalten werden. Zuwiderhandlungen werden mit einem Schock Taler Strafe versehen. So soll bei Hochzeiten in der Stadt nicht mehr als fünfzehn und auf dem Lande zehn Eimer Bier ausgeschenkt werden. In Ausnahmen ist die Zustimmung der Obrigkeit notwendig. Der Brautvater sieht sich in Abwesenheit des Lehnsherrn als Exekutive in der Gemeinschaft. So fließen bei der Verheiratung seiner Tochter über zwanzig Eimer Bier. Der Vater von Gotthold sieht, dass seinen Sohn eine gute Partie zu machen scheint. Georgius mit den Geschwistern feiert

mit vielen Freunden und Verwandten ein ausgelassenes Fest. Als erster liegt der Schulze unter dem Tisch. Das ganze wird von einem Dudelsack und einer Fidel unterhalten. Dabei schlagen sie auf trommelähnlichen Bälgern herum. Der Zeit entsprechend ein gewaltiges Happening. Mit dem Ausklang im Freien bei schönem Sommerwetter, kommen alle nach Mitternacht erst zur

Ruhe. Das alles wäre ohne die Beziehung des Brautvaters nicht möglich gewesen.

29. Der Vater des Bräutigams Georgius freut sich für seinen Sohn. Er stammt aus einer Gegend, wo solch Völlerei nicht möglich war. Er ist 1176 in einem Dorf im Fränkischen geboren. Mit seinem zeitigen Auszug aus dem Elternhaus mit zehn Geschwistern in die westsächsische Gegend hat er es als Landmann auf gerodeter Waldfläche zu gemächlichem Wohlstand gebracht. Um die im Lande verstreuten kleinen Raubritterburgen entwickelt sie allmählich das Leben. Das Problem sind die herum vagabundierenden bewaffneten Truppen. Es gelingt ihm aber mit viel List, die eine der plündernden Haufen gegen die andere in der Gegend aufzuhetzen. Er wartet nur bei einer Anhöhe auf die Entscheidung des Kampfes. Als sich

abzeichnet wer gewinnt, nimmt er seinen Bogen und schießt den vermeintlichen Verlierer aus dem Sattel. Vom Pfeil durchbohrt, fällt der Anführer vom Pferd. Alsbald ergibt sich der kopflose Haufen oder flieht in die Wälder. Nun steht er neben dem Sieger der Schlacht. Der Ritter scheint ihm wohl gesonnen zu sein, da sein Pfeil das kleine Scharmützel wohl mit entschieden hat. Georgius schlägt dem Ritter einen Diehl vor. Der Zuwanderer Georgius erkennt den Ritter als Lehnsherr an. Im Gegenzug darf er sich die Fläche zwischen der auf der Anhöhe gelegenen Burg und dem im Tal fließenden Gewässer roden und als Ackerland nutzen. Die Burg erhält den Zehnten und bietet den Bauern Schutz vor, durchs Land ziehende, Banden. Dem Ritter scheint der Vorschlag genehm zu sein. Er wendet aber ein, dass er dafür noch mehr Ansiedler aus dem Westen bräuchte. Das kann Georgius entkräften. Mit einem Gaul würde er in seiner Heimat den Geschwistern und landlosen Freunden hier dieses Land anbieten. Der misstrauische Ritter überlässt Georgius nur ungern ein Pferd, er sieht aber den Gewinn aus dem Vorhaben des jungen ungestümen Landmannes. Nach drei Wochen macht sich seine Investition bezahlt. Mit Wagen, Ochsenkarren und viel Allerlei stehen vor den Toren der Burg fast zwanzig Mann. Georgius spielt die Karte des Erstdagewesenen aus. Er ist der Vermittler mit dem Ritter um die Aufteilung der zu rodenden Waldflächen.

Georgius schätzt den Ritter richtig ein, er ist sehr einfach gestrickt und versteht nur sein Waffenhandwerk. Mit Georgius an der Seite zeigt er sich als geschickten Verhandlungsführer. So sind fast alle zufrieden. Zu dieser Zeit wächst die Bevölkerung um vierzig Prozent an Es ist auch ein Ausdruck der Erschließung neuer Gebiete. Im gesunden Landleben bringt eine Familie acht ihrer zehn Kinder bis ins heiratsfähige Alter. Der Vater des Georgius besucht seinen Sohn im Alter von fast vierzig Jahren in den neuen Gebieten. Er wird seine Heimat nicht mehr sehen, da er an Fieber erkrankt und bei seinem Sohn verstirbt.

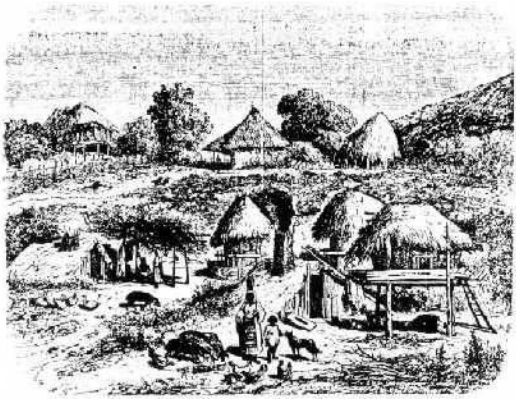
30. Asmus wurde 1140 geboren. Er zeugte in der Ehe vierzehn Nachkommen. Im Frankenland des Heiligen Römischen Reiches befasste er sich überwiegend mit dem Anbau von Wein. Seine Vorfahren haben sich im Herzogtum Franken niedergelassen und auf dem Lande verdient. Asmus ist ein sehr geschickter Handwerker. Es ist der einzige Sohn seiner Mutter, die vom Ritter Jaspar geschwängert wurde. So blieb ihr Leben lang ledig. Der Ritter zog im Gefolge des Stauferkönigs gegen die

Sachsen, mit dem Auftrag des Papstes, den noch spärlich besiedelten Fleck stark waldreichen Gebietes zu christianisieren. Bei Rast des Heers erlebt er die Niederkunft der Jungfer nicht mehr.

Sie verdient sich ihren Unterhalt als Magd. Asmus ist schon frühkindlich gezwungen, sich um sich selbst zu kümmern. Neben jagen und angeln treibt er sich als Handlanger in der fürstlichen Schmiede herum. Anfangs schaut er nur verschüchtert durch das geöffnete Tor der Schmiede. Als heranwachsender gewinnt er das Vertrauen des Schmieds und langsam wird er in die Kunst des Eisenschmelzens eingeführt. Auch sind seine körperlichen Voraussetzungen zum Führen eines Hammers gegeben. Schon bald übernimmt er selbständige Arbeiten und ist auch bei der Herrschaft beliebt. Seine körperliche Überlegenheit und sein Auftreten, das er von seinen ritterlichen Vater erlernt hat, bescheren ihm gute Chancen bei den Frauen. Als Geselle, der schon Hieb- und Stichwaffen fertigen kann, heiratet er die Tochter eines reichen Gutsbesitzers. Seine Mutter ist sehr stolz auf ihn. Von seinem Vater gibt es keine Spur. Es stellt sich die Frage, ob er seines Schwiegervaters Willen, einen Teil des Hofes übernehmen oder weiter seinem Handwerk nachgeht, soll. Wie viele der Vorfahren begeht er den Spagat. Das junge Paar nimmt als Mitgift die Landstelle und baut sich darauf gleichzeitig eine kleine Schmiede auf. Die reiche Kinderschar muss auch ernährt werden. So schert es ihm wenig, was es dem Herzogs Erlassen sein.

Der verfügt, dass nach Fastnacht bis Bartholomäus kein Wild gejagt werden darf und dass sich jeder an die Fastenzeit halten soll. Für die heidnisch geprägte Familie sind diese kirchlichen Gesetze nicht nachvollziehbar. Seine Mutter ist erst durch die kurze Verbindung mit dem Ritter Jaspar christlich geworden. Asmus entgeht aber mit der Eheschließung und der vorherigen Taufe dem Beitritt zum Christentum nicht. Von nun an sind alle Nachkommen der römisch-katholischen Kirche angehörig. Das geht solange bis Luther im Herbst 1517 seine fünf und neunzig Protestthesen an die Kirche von Wittenberg schlägt. Aus der Not heraus stellt Asmus auch in der verbotenen Fastenzeit im Walde den Tieren nach. Die von ihm gefertigten Fallen sichern der großen Sippe das Überleben. Nur einmal kurz vor Karfreitag anno 1179 wird er vom Wildhüter des Herzoges bei der Wilderei ertappt und angeschossen. Das Gesetz des Herrn sieht für dieses Vergehen eigentlich die Todesstrafe vor. Der Schuss des Weidmannes in den Oberschenkel von Asmus lässt ihn hinkend entkommen. Die Machart der Fallen schließt aber auf einen Schmied. Unter großen Schmerzen entnimmt seine Frau, die zu dieser Zeit noch primitive Kugel mit einem Messer und brennt unter Schreien ihres Mannes die Wunde aus. Die Reiter des Herzoges ziehen durch das Land und suchen nach Verletzten. Der angeschossene muss doch für die

Herrschaft ausfindig gemacht werden können. Als sie bei Asmus auftauchen, steht er unter Schmerzen am Schmiedefeuer und betätigt den Blasebalg. „ Gott zum Gruße“, begrüßt er die in der Tür stehenden Reiter. „Auch der Gott zum Gruße“, meinen sie. „Wir suchen einen Wilddieb“, fragen sie ihn. „Da kann ich euch aber nicht behilflich sein“ sich leicht auf der Stelle bewegend. „Ihr seht ja ich habe gerade die Glut im Aufheizen, um ein neues Prunkschwert für die junge Herrschaft zu schmieden“. Dabei bewegt er seinen Oberkörper, fast nur das linke Bein belastend unauffällig hin und her. Die verbundene Wunde unter der Lederschürze schmerzt sehr. Aber ein Kerl wie Asmus, mit Rittergenen im Blut, ignoriert seine Behinderung. Beim Abrücken der Kerle fragen sie ihn, ob er ihnen noch etwas Waser für die Pferde geben kann. „Meine Frau macht das für euch meine Herren. Ich kann hier nicht weg, das sehen Sie



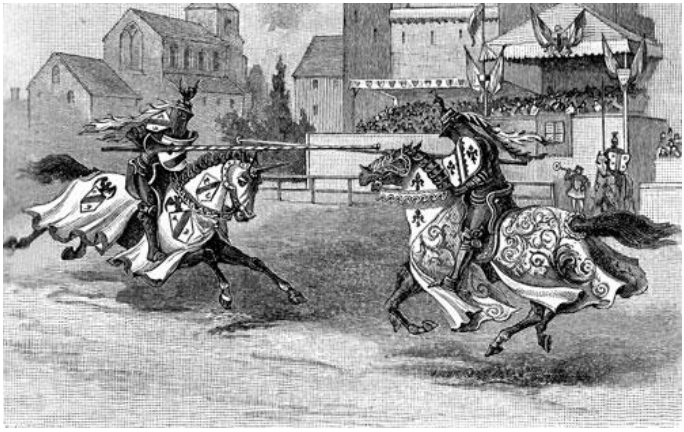
doch? Der Auftrag für den Herzog“. Mit Achtung vor der Leistung von Asmus machen sie kehrt in Richtung

Wasserstelle. Er getraut sich noch nicht sich zu setzen obwohl ihm die unterdrückten Schmerzen plagen. Der Blickkontakt ist immer noch zu den Reitern vorhanden. Erst als sie aufsitzen und vom Hof reiten, stürzt er in sich zusammen. Seine schnell herbei eilende Frau bringt ihm ein Narkotikum und schmiert es ihm auf die Brandwunde. Mit der einsetzenden Wirkung gelangt er ins Haus auf sein Bett. Er wird fast fünfzig Jahre alt und erlebt noch einige seiner Enkel.

31. Sein Vorfahre der Ritter Jaspar wird 1119 geboren. Er kommt auf einer kleinen Burg nahe des Rheins zu Welt. Sein Leben wird schon Frühzeitig durch das Rittersein geprägt. Auch der Grund des Ritters ist ein Lehen. Es ist zum gegenseitigen Nutzen angedacht. Meist ist es aber eine sehr einseitige Auslegung. Der Ritter erbringt den Zehnten dem Kaiser gegenüber. Der stellt das Lehen unter seinen Schutz. Bei Gefahr half er aber selten höchstens bei hohem Eigeninteresse. Da die Lehnsverpflichtung meist ein Leben lang bestand, war ein Entziehen aus dieser Verpflichtung nicht möglich. Das Herumziehen mit dem kaiserlichen Heer verhindert aber dieses. So verkauft der Vater von Jaspar der Ritter Henner im Jahre 1135 sein Lehen an einen aus Lothringen stammenden Fürsten samt dem Stammsitz am Rhein. Später erlässt der Kaiser dagegen ein Verbot. Mit der Veräußerung und dem Aufbrauchen des Gutes entziehen sie sich dem kaiserlichen Lehn. So wird die Kraft des Reiches nachhaltig geschwächt. Der nun gerade sechszehn Jahre alt gewordene Knabe erlernt an

der Seite des Vaters das Waffenhandwerk schnell. Seine Frau und den Rest der Kinder bringt er in einem Dorf linksseits des Rheines unter. Der Sohn hält sich noch im Kampf zurück. Er versucht mit den Augen in Gehabe vom Vater zu lernen. Der nun in die Jahre gekommene Ritter beteiligt sich zur Bestreitung seines Lebensunterhaltes an Turnieren der Rittergemeinschaft. Einige Fürsten betreiben solche Spiele mit langen Lanzen als Belustigung ihrer selbst und des gemeinen Volkes wegen. Jaspar, als noch stattlicher Recke, ist sehr oft ein wohl gesehener Gast. Nicht immer ist ihm das Glück holt. Als es aber nicht nur um viel Ehr geht, sondern um eine nicht unberechtigte Menge Gold unterstützt der Knappe seinen Vater. Sein Schimmel ist vorn und hinten mit einem roten Leinen versehen. Es geht sogar über den Kopf des Tieres. Der Rand der Decke ist mit gelber Borde versehen. Es treten zu diesem Wettstreit neun Ritter gegeneinander an. Die Menge erfordert erst einen Ausscheidungskampf. Dabei hat Jaspar ein Freilos gezogen und muss erst in der zweiten Runde antreten. Die Disziplinen sind im Galopp mit einem Speer eine in Kopfhöhe des Reiters befindliche, sich drehend Scheibe zu treffen. Dieses wird mit Bravur absolviert. Zwischendurch reiten die Teilnehmer geharnischt über den Platz zur Belustigung der ausgelassenen Zuschauer. Die zweite Disziplin ist das Treffen eines Apfels auf einem Teller liegend mit dem Schwert. Auch das gelingt ihm mit viel Glück. Bis zu diesem Zeitpunkt sind bereits vier Ritter ausgeschieden,

die an den verschiedensten Aufgaben gescheitert sind. Jaspar und sein Sohn merken nicht, dass sich ein Jüngling am Sattelzeug des Ritters zu schaffen macht. Die Aufmerksamkeit beider ist auf das Turnier gerichtet. Mit dem Antreten zum Kampf mit der Lanze gehen beide in Position. Auf ein Zeichen des gastgebenden Herrn galoppieren sie getrennt von einer Stange zwischen den Reitbahnen aufeinander los. Die Lanze unter dem Arm fest eingeklemmt wird der Gegner anvisiert. Mit einer leicht schrägen Haltung seines



Körpers versucht er, seinen Gegner so wenig wie möglich Angriffsfläche zu geben. Mit einem kräftigen Stoß hebelt Jaspar seinen Gegner aus dem Sattel. Die letzte Runde muss nun die Entscheidung bringen. Sein Gegner ist der Schwarze Ritter, der wie er, alle Vorausscheide für sich entschieden hat. Nach einer Pause und etwas Musizieren auf der Fiedel stellen sich die Rivalen wie gehabt gegenüber auf. Diesmal auf das

Signal der Burgfrau rasen sie auf einander zu. Das Publikum hält den Atem an. Da knallen beim aneinander Vorbeireiten die hölzernen Stangen auf die blecherne Ritterrüstung. Durch die vom Gegner vorher gelöste Sattelbefestigung kann sich Jaspar nicht mehr halten und stürzt mit voller Wucht zu Boden. Dabei verhindert die Rüstung nicht den Bruch des Genicks. So findet der Ritter mit neunundvierzig sein Ende. Seine Frau und die heranwachsenden Kinder sieht er nun nicht mehr.

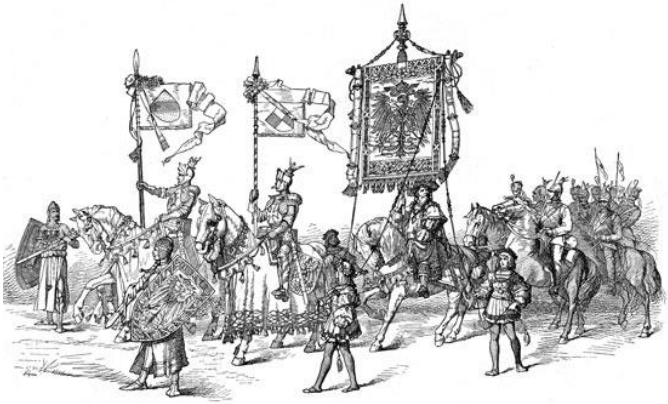
32. Auch sein Vater ist als Ritter Henner im Lande unterwegs. Er wird 1094 auf einer Burg geboren. Dieser Zeit ist geprägt durch eine spürbare Erwärmung der Erde. Mit der Abholzung von dicht bewaldeten Flächen entstehen um die Herrschaftssitze mit ihren festen Steingebäuden Ansiedlungen, die Jahrzehnte später sich zu Städten entwickeln sollten. Henne erkämpft sich seine Frau in einem Ritterturnier. Er war der Drittälteste des alten Ritters auf der Burg Henneberg. Als junger Recke, von seinen Vater und den älteren Geschwistern gut ausgebildet im Kampf zu Pferde mit dem Schwert und der Lanze, vagabundiert er eine lange Zeit mit seinen Mannen durch das Land. Auf dem Stammsitz seines Vaters ist für ihn nur noch bedingt Platz, da die älteren Brüder alles in Beschlag nahmen. Sie sind arge Raufbolde und führen ein großes Mundwerk ihren Lehnsleuten gegenüber. Henner ist auch nicht so gut ausstaffiert wie seine Brüder. Er nimmt nur die in der Burg übrig gebliebenen Rüstungselemente bei seinen

Streifzügen mit. Ihn begleiten zwei treue Diener, die ihm zur Seite stehen. Da hört er vom Klerus den Aufruf des Papstes Urban II. aus Rom, der das christliche Abendland aufruft, dass alle Könige Fürsten und Vasallen als christliche Ritter gegen die Muslime kämpfen sollen. Das kam Henne gerade recht. Sein stand als kleiner Ritter wird aufgewertet. In gemeinsamer Sache mit dem Schwert gegen die Ungläubigen zu ziehen, kann ihm Ruhm und Ehre einbringen. Er erfährt erst später, dass auch seine Brüder als Kreuzritter dem gleichen Aufruf schon vor ihm gefolgt sind. Um seine Ausrüstung finanzieren zu können, gibt er sein Erbteil Land ab. Der Wert des Geldes hat zu diesen Zeiten noch nicht den Stellenwert wie ein Stück Land mit den darauf befindlichen Vasallen und unfreien Bauern. Der Umfang einer kompletten Ausrüstung mit Ross, Schild und Lanze kostet ungefähr so viel wie vierzig Kühe. Das entspricht der Anzahl der Kühe eines Dorfes. Das bringt Henne mit seinem vom Vater vererbten Landflecken nicht auf. Ohne große Rüstung bricht er mit einem Kreuz auf dem Rücken gegen die Muslime an. Bei seinen Ritterkollegen wird er wie schon bei seinen Brüdern als armer Rittersmann verspottet. Bei einer Lagerung auf dem Zug gen Süden kommt es zu einer Begegnung mit einer sehr schönen jungen Frau. Sie ist die Tochter des Dorfsprechers, der die Ritter gut bewirtet. Dies geschieht auch ein wenig aus Eigennutz. Ihr wäre eine ritterliche Verbindung schon recht. So kommt es unter Alkoholeinfluss zu einer

Liebesnacht mit der Dorfschönen. Es war wahrscheinlich die Zeugung seines Jaspar.

Nach den ersten Begegnungen mit den merkwürdigen Kriegern wendet sich das Verhalten der Mitstreiter gegenüber dem Ritter Henner. Als schlanker, für diese Epoche sehr hochgewachsener, hat er erstaunlich viel Erfolg im Kampf gegen die Feinde. Mit der gemachten Beute von den getöteten Mitstreitern stellt er sich eine stattliche Rüstung zusammen. Seine Bewegungsfreiheit wird nun aber eingeschränkt. Er kann im Kampf nicht mehr so agieren wie zuvor. Nach dem schon die Städte Edessa und Antiochia erobert wurden, steht Henne vor Jerusalem. Unter Robert dem Normannen gelingt es, nach fünfwöchiger Belagerung die Stadt einzunehmen. Bei diesem Blutbad werden neben Muslimen auch Juden getötet. Mit geschwellter Brust bricht das Heer die Heimreise an. Zwei der Brüder sind im Kampf gefallen. Es waren gerade diese, die ihm das Waffenhandwerk beigebracht hatten. Der dritte Bruder ist am Arm verletzt und kränkelt leicht. Er wird die Heimreise nicht überleben. Henne muss ihn auf einem Hügel am Fuße der Rhodopen begraben. Nach der Bestattung seines Bruders zieht der Tross weiter. Henner setzt sich bewusst ab. So kommt er bei der Hinreise kennengelernten Schönen vorbei. Mit den

erbeuteten Schätzen möchte er um ihre Hand anhalten. Mit Erstaunen stellt er bei ihr eine Schwangerschaft



fest. Etwas erschrocken tritt er ihr gegenüber. Mit den Worten: „Du Henner bist der Vater“, befindet er sich in froher Hoffnung auf Nachwuchs. Er wird als ihr Zukünftiger im Dorf entsprechend empfangen. Mit einer sogenannten Dampfhochzeit wird auf Bulgarisch die Ehe geschlossen. Mit der Gewissheit, seine Frau in guten Händen zu wissen, reist er allein nur mit seine Knappen in die Heimat. Dort will er seine Ansprüche auf das gesamte väterliche Erbe geltend machen. Nach dem die drei älteren Brüder gestorben sind, ist er nun an der Reihe. Wenn alles geregelt sei, holt er Frau und Kind nach.

33. Der Vater Tymme vernimmt die Botschaft der im Kampf Gefallenen mit großem Leid. Er wurde 1069 geboren. Mit der Frage, warum gerade Henner

überlebte, da er immer der schmächtigere war, bricht er in Tränen aus. Nach einer Weile beruhigt er sich. „Nun musst du eine Frau finden und das Geschlecht unseres Hauses erhalten“. „Das ist schon geschehen“ und er erzählt die ganze Geschichte. Der Ritter Tymme ererbte von seinem Vater Hinrick Land und den Stand in der Gesellschaft. Er ist das letzte von acht Kindern und als jüngster, der Lieblingssohn auf der Burg. Seine Freiheiten waren fast unbegrenzt. So entwickelt er sich zu einem unausstehlichen Scheusal. Stark autoritär, terrorisiert er mit viel Schabernack seine Geschwister und erhält dafür von ihnen auch öfters eine Backpfeife. Mit dem Petzen des Tymme bei seinem Vater, geht der Schuss nach hinten los. Sein Schutzschirm fährt wie Segel aus. Ihm kommt in der Blütezeit des Rittertums ein Segen der Kirche zu gute. Sie gestatte die Wahrung der Werte mit dem Griff zur Waffe. Das ist ein Freibrief für ihn als heranwachsender Haudegen viel Leid über das Landvolk zu bringen. So zieht er durch die Dörfer der Bauern und frönt dem Alkohol und anderen leiblichen Gelüsten. Er schreckt sogar nicht vor Brandschatzung zurück. So zündet er kurzer Hand den Hof eines widerspenstigen Bauern an. Einige hundert Jahre später werden Leute dafür mit dem Tode bestraft aber sein Vater nimmt den Vorfall nur mit Bedauern zur Kenntnis. Auf der Seite des Sohnes stehend, hat der Geschädigte bei ihm keine Chance.

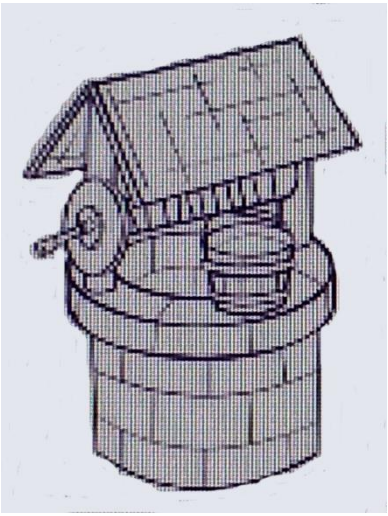
Bei meinen Nachforschungen der Ahnen scheint er etwas aus der Art der Linie gefallen zu sein. Dieses bestätigt mir auch Pater Blasius, der die entsprechenden Stellen für mich gefunden hat. Ich habe bald tausend Jahre der Geschichte meiner Vorfahren erkundet und viel erfahren. Es ist nun schon Zeit ins Land gegangen. Die sporadischen Anrufe meiner Familie nehme ich zur Kenntnis. Leider kann ich an der Dauer meiner Studien nicht viel ändern. Ein sicheres Polster ist aber die finanzielle Unterstützung durch den Vatikan. Ich halte per Mail die vatikanische Akademie über den Stand meiner Erkenntnisse so weit wie nötig auf dem Laufenden. Zur besseren Übersicht lege ich eine Liste über einen möglichen Zeitraum von zweitausend Jahren an. Ohne tiefgründige Recherchen und genaueste Registratur ist ein exaktes Ergebnis nicht erreichbar. Damit ich den Kopf wieder etwas frei bekomme von meiner Fahrt in die Vergangenheit, nehme ich eine Woche frei und fahre zu meiner Familie. Das Kloster und die Studien einfach abstreifen gelingt mir nicht völlig. Immer werde ich auf meine Arbeit für die Kirche angesprochen. Das Thema lässt mich auch hier in der Heimat nicht los. Sie ist übrigens auch der Wirkungsbereich

meiner ersten Vorfahren. Ich kann es nicht lassen und suche zu Hause nach noch nicht aktivierten Fakten. Die Woche ist schnell vorbei und der Weg führt mich wieder in das Kloster in den Bergen. Mit Freude werde ich schon an der Pforte begrüßt. Mein Auftrag hat mich wieder, obgleich mir der Neueinstieg schwer fällt. Mit Blasius versuche ich anzuknüpfen, wo ich vor einer Woche aufgehört habe. Der letzte den wir untersucht haben, war der unleidliche Ritter Tymme.

Er zeugt in seinem Leben nur zwei Kinder. Als Draufgänger verliert er schon mit 27 Jahren sein Leben im Kampf mit dem Schwert in einem sehr streitbaren Turnier. Seine Frau mit nur einem männlichen Erben weint dem Tunichtgut keine Träne nach. Sie ist auf dem Anwesen ihres Schwiegervaters gut versorgt.

34. Der gütige Hinrick wurde 1029 geboren. Als Ritter im Heiligen Römischen Reiche, einem sehr großen Bündnis von unterschiedlichen Rittern, Fürsten und Herzögen, wächst er unspektakulär auf. Er ist das achte und letzte Kind der Familie. Bei seiner Geburt verstirbt seine Mutter. Fortan ist die Amme seine Bezugsperson. Sein Vater Clawes ist ein Mann der tausend Dinge. Auch sein Sohn hat diese Fähigkeiten vom Vater erlernt. Er schließt aus dem Verlauf der Sterne die unterschiedlichsten Wetterprognosen. Man sagt ihm hervorragende Kenntnisse im Ackerbau nach und ist zugleich ein ausgezeichneter Kämpfer mit dem Schwert. Leider sterben ihm nach dem Tode der Mutter noch

zwei Kinder. Eines Tages spielt eine ältere Schwester des kleinen Hinrick am Brunnen auf dem Hofplatz. Die Maid steigt über einen Schemel auf den ausgemauerten Brunnenring und schaut in die Tiefe, als plötzlich der von hinten heranrasende Hund mit lautem Gebell das Kind fassen will, gibt er ihr den noch erforderlichen Stoß. Laut schreiend stürzt sie hinab. Man kann den Aufprall ins Wasser vernehmen. Das Gebell macht das Gesinde aufmerksam. Es gelingt nicht, trotz schnell hinablassen eines Holzbottichs mit dem Knecht,das Kindlein lebend zu retten. Hinrick begreift die Situation noch nicht. Er ist noch zu jung. Später im Alter wird man ihm davon erzählen. So ist auch die Milde seinem Sohn gegenüber erklärbar. Den Rest der Kinder kann er gut verheiraten und somit den Einflussbereich des Geschlechtes erweitern.



35. Sein Vater Clawes, ein Jahr vor der Jahrtausendwende geboren, hatte viele gute Eigenschaften, die in den Schriften vermerkt sind. Er hat sich als kleiner Mann mit List und Tücke nach Oben gearbeitet. Geistig ist er seiner Zeit voraus. Als geschickter Handwerker schafft

er sich selbst eine Rüstung. Mit der Devise mehr Schein als Sein macht er Kariere. Am Kaiserhof tritt er bei Ritterspielen ganz dezent auf. Als es bei Streitigkeiten des Kaisers mit seinen Nachbarn zur Auseinandersetzung kommt, steht er in erster Reihe. So fällt er dem Herrscher auf. Er zieht fast kamikazehaft in die Schlacht. Dort versucht er mit Tücke, die gegnerische Fahne zu erobern. Mit großem Getöse greift er die Mannen, die die Fahne beschützen, an. Dabei hat er das Glück auf seiner Seite. Das hereinbrechende starke Gewitter mit Donner und Blitz beängstigt die Verteidiger sehr. Als noch ein Blitz mit Getöse neben der Fahne einschlägt nimmt der Feind Reißaus. Zwei der Bewacher ereilt der Schlag, der sich den Weg durch die Lanze und den Körper sucht. Der angreifende Clawes bleibt unverletzt. Mit einem festen Griff zieht er die Standarte aus ihrer Halterung und macht mit dem Ross auf der Stelle kehrt. Die noch heftig streitenden Parteien nehmen Clawes mit der Fahne wahr. Das Gefecht scheint wie auf Befehl gestoppt. Die Gegner schauen sich verharrend in die Augen, als plötzlich die Bestohlenen die Flucht ergreifen um nicht gemeuchelt zu werden. Die grölenden Verfolger

werden durch ein Halali des Signalgebers zurück gepfiffen. Voller Stolz vom Pferde springend überreicht Clawes der Möchtegernritter dem Kaiser Heinrich III. die gegnerische Fahne. Tief verneigt reicht er sie seinem Kaiser. Der in königliche Robe gekleidete Herrscher ist wohl entzückt. „Sagt mir euren Namen Ritter“, der Kaiser.

„Ich bin Clawes“ erwidert er. „Na nur nicht so bescheiden Ritter Clawes. Was habt ihr für einen Wunsch für eure Heldentat“? Er zögert: „Immer treu zu Diensten eure Majestät. Wenn ihr so gnädig sein würdet: Ich kann mir einen Landstrich auf der linken Seite des Rheines als Sitz meiner Familie gut vorstellen. Mit einer Burg über dem Rhein für einen treuen Diener“. Heinrich zögert nicht lange und verkündet. „So soll es sein. Ihr bekommt die Burg Rheinstolz aus meinem Besitz und müsst sie bewirtschaften. Sie ist schon leicht heruntergekommen, aber ihr könnt etwas daraus machen. Das dazugehörige Lehensvolk samt den Vasallen auf der Burg stelle ich unter euer Kommando.

Dafür erwarte ich auch die entsprechenden Abgaben für den Kaiser“. „Das macht mich überglücklich Eure Majestät. Ihr könnt euch auf mich als untertänigsten Diener eurer Majestät verlassen. Gleich morgen lasse ich für den Ritter Clawes eine Bulle ausstellen“. Nun hat Clawes schon in jungen Jahren erreicht, was andere im Ganzen Leben nicht schaffen. Am milden Rhein mit seine Hängen zum Weinanbau und den fruchtbaren Böden im Hinterland lässt sich gut leben. Als er mit der Bulle des Kaisers in die Burg einzieht, stehen die Vasallen schon bereit und empfangen ihm gebührend. Nur die, in den Wäldern herum streunenden Vagabunden, betrachten den neuen Herrn mit Argwohn. In Zukunft macht Clawes mit dieser Räuberei kurzen Prozess. Das stimmt auch die Bauern wohlwollend. Seine Frau ist die Tochter des unweit wohnenden Ritters. Bei einem Besuch auf dem zwanzig Meilen entfernt gelegenen herrschaftlichen Anwesen wird die Verbindung besiegelt. Es ist ein Geschäft unter Nachbarn, das gleichzeitig die Grenze paktiert. Durch kluge Wirtschaft, unter Ausnutzung seiner Fähigkeiten auch für das Anwesen des Schwiegervaters mehrt er den Reichtum der Familie sehr. Die Weisheit, dass die eine Generation den Reichtum erarbeitet, die zweite das Gut erhält und die dritte Generation den erschaffenen Besitz verprasst, trifft hier zu. In seiner kurzen Ehe mit Agathe zeugt er zwölf Kinder, von denen fünf überleben. Mit achtundvierzig Jahren erreicht er für seine Zeit ein hohes Alter. Nach seinem Tode hat

seine jüngere Frau ein loses Verhältnis mit einem auf der anderen Seite des Rheines lebenden Adligen. Der macht sich mit dieser Beziehung Hoffnung auf eine schöne Wohnlage mit Verpflegung. Der Sohn Hinrick aber hat seine Mutter voll im Griff und zeigt dem Eindringling deutlich seine Grenzen auf.

36. der Vaters des erfolgreichen Ritters, der Landmann Thewes, ist anno 976 noch rechts des Rheines geboren. Mit seiner Frau Grimhilde hat er vergleichsweise wenig Nachkommen. Das ist auch dem geschuldet, dass seinem Leben auf Grund wilder Umstände frühzeitig ein Ende gesetzt wird. In seiner Kindheit wächst er in einem kleinen Gut auf dem Lande auf. Die Familie hat sechs Kinder von denen nur eins im Alter von drei Monaten stirbt. Nach der Fron bleibt der Familie noch Genügend zum Leben. Die seit mehreren Jahren bei Ihnen bestehende Schönwetterperiode beschert gute Ernten. Die schmelzenden Gletscher in den Bergen versorgen das Land mit ausreichen Wasser. Unter dem Kaiser Otto II. und seinem folgenden Otto III. wächst das Gehöft durch Rodung von Waldflächen. Da zeigt sich schon die Geschicktheit des kleinen Clawes. Es wäre schön, wenn jeder mit dem zufrieden wäre was er besitzt. Das ist aber bei Thewes anders. Das Streben nach immer mehr

liegt uns im Blut. So ergeht es auch den eifrigen Thewes. Seine an Wäldern gelegene Nutzfläche, die er vom Kaiser bekommen hat, reicht ihm anscheinend nicht aus. So stiehlt er sich heimlich neue Fläche durch Rodung von Bäumen, die an seine Äcker

grenzen. In der großen Wildnis fühlt er sich unbeobachtet und der Arm des Kaisers ist weit entfernt. Meist in der Nacht, unter dem Mantel der Finsternis, geht die Familie geschlossen auf Jagd nach Grenzveränderung. Heimlich wird Nacht für Nacht ein Baum gefällt, zerkleinert und abtransportiert. Dazu ist es erforderlich, die Wurzeln mit auszugraben. Alle Spuren werden beseitigt. An dieser Stelle pflanzt er unverzüglich noch am Morgen darauf neue Keimlinge an. Er entnimmt sie aus der Mitte des Feldes und steckt sie in das neu gewonnene Land. So sieht es aus, als gibt es keinen zusätzlichen Landgewinn oder besser Diebstahl dem Kaiser gegenüber. Das Tun dieses Frevels dauert schon mehrere Wochen an und ist in der Nacht vom Freitag auf den Samstag eine schon in Gewohnheit ausgeartete Aktion der Familie. Nach dem Motto, der Krug geht so lange zum Brunnen bis er bricht, wird die Missetat sein jähes Ende finden. Als sie eines Nachts

wieder auf Landraub waren, pürscht sich auch der Waldhüter durch das Gehölz und vernimmt entfernte Stimmen aus Richtung Walderains. Langsam pirscht er sich an den Ort der verdächtigen Geräusche. Der Mond scheint über das Feld und bescheint die, die sich an einem Baum zu schaffen machen. Der Wald verbirgt sein Antlitz, gibt aber seine Schritte auf dem Waldboden frei. Die Holzdiebe schauen erschreckt auf und verharren. Als sie nichts mehr hören, sägen sie weiter am Fuße der Eiche, da sie annehmen, es wäre ein Wild gewesen. Geschickt schleicht sich der Waidmann näher heran ohne noch weitere verdächtige Geräusche zu verursachen. Der Baum ist fast bezwungen. Da nimmt er seinen Bogen und ruft: „Halt, wer da?“. Zu Tode erschrocken, springen alle hoch und schauen mit großen ängstlichen Augen in den dunklen Wald. Sie können aber niemanden erkennen. Auf Geheiß des Thewes sollen sie fluchtartig die Stelle des Verbrechens in unterschiedliche Richtungen verlassen. Da zischt durch die Nacht der Pfeil des Jägers, der nur den Baum trifft. Dieser Einschlag ist der Anstoß für die Eiche sich zu neigen. Das Verharren der Familie dauert aus Furcht sehr lang. Sie bemerken nicht, den sich langsam neigenden Baum, als sie hastig davon laufen wollen, ein Jeder in eine andere Richtung. Die Kinder mit der Mutter springen links und rechts in das Dickicht und Thewes flieht in Richtung Kade. Sein Spurt reicht aber nicht aus. Das obere Astwerk der Eiche zertrümmert seine Rücken auf der Flucht. Ihn trifft die Eiche, ohne

dass er noch einen Laut von sich geben kann. Erst zu Hause bemerkt Grimhild das Fehlen ihres Mannes. Sie befürchtet, er wurde gestellt. Als am Morgen darauf Männer den geschundenen Körper des Hausherrn bringen, ist das Elend groß. Der wortführende Jäger spricht noch von weiteren Tatverdächtigen, die er gesehen hat. Er fragt Grimhild ob sie darüber etwas wisse. Die schüttelt mit Schmerz verzogenem Gesicht und Tränen in den Augen den Kopf. Die Kinder sind um sie gescharrt wie die Stützen einer Säule. Nach dem sie noch mehr Unheil von der Familie abwenden kann, indem sie ihre Unschuld beteuert und der Verlust des Oberhauptes der Familie schlimm genug ist, ziehen die Gehilfen des Jägersmannes wieder ab und hinterlassen den Leichnam der Familie. So wird er von der Familie gleich hinter dem Haus begraben. Es fällt Grimhild schwer, ohne Hausherrn die Abgaben und die Ernährung der Kinder abzusichern. Mit einem zunächst jungen Tagelöhner gelingt ihr die Bewirtschaftung des Hofes. Er wird später ihr ehegleicher Gefährte.

37. Der Vater des Thewes wurde im Jahre 950 nach Christi Geburt als Ehler geboren. Es ist die Zeit, in dem das Land und seine Bevölkerung von einer Warmphase profitiert. Die Familie wächst viele Monate ohne Ernährer auf, der Vater von Ehler als Leibeigener muss mit dem Kaiser Otto I. in den ersten Italienfeldzug ziehen. Nach diesem tritt er noch nicht die Heimreise an, sondern er bleibt

zur Vermählung des Kaisers vermählt mit der Königin Adelheid von Burgund. Das ist dem Ehler eigentlich egal, wenn das Brautpaar sich der Künste des Ehlers bemächtigen würde. Er ist ein Künstler mit dem Stift, der Kreide und verschiedenen Farben. Schon in den Pausen des Kampfgetümmels fixiert er seine Zeichnungen auf allerlei Unterlagen. So entwickelt er sich ohne jegliche Vorkenntnisse zum Chronisten der Schlacht und des Kaisers. Der stellt ihm Farben, Leinwand und eine erbeutete Staffellage zu Verfügung. Es hat etwas Gutes, da er das Schwert und das Schild mit dem Pinsel tauscht. So ist auch nicht mehr die Marketenderin für sein leibliches Wohl zuständig, sondern die Küche des Hofstaates. Wie ein Fotograf der Neuzeit lichtet er das junge Glück mit seinem Stift ab. Auch wenn seine Bilder zunächst in Schwarzweiß als Skizzen entstehen, besteht sein Dienstherr auf farbigen Darstellungen. Das ist für ihn etwas Ungewohntes und bereitet, bis er die richtigen Töne und Schattierungen findet, einige Schwierigkeiten. Im milden Klima, nicht unweit vom Meer, genießt er die Zeit im Umkreis des Hofstaates. Er liefert nach langen Sitzungen des Paares ein farbige Gemäldes des Paares ab. Aber nach des

Kaiserpaares langen Sitzungen ist es misslungen. Die beiden sind nicht besonders begeistert von dem abgelieferten Werk und verlangen eine Nachbesserung der abgegebenen Arbeit. Ehler verbeugt sich tief und versichert rückwärts laufend eine Nachbesserung des Gemäldes. Nur mir Scharfsinn und der Kunst eines gleichgearteten, in der Gegend ansässigen Künstlers, gelingt es ihm, ein kundengerechtes Gemälde abzuliefern. Den erhaltenen Lohn teil er mit seinem heimlichen Kunstkollegen aus Italien. Den Rest verbirgt er in seiner Kleidung am Körper. Der Rückzug des Heeres erfolgt noch vor dem Einbruch des Winters, da sonst die Passage über die Alpen nicht möglich ist. So erreicht Ehler im Spätherbst seinen Hof mit den heranwachsenden Kindern. Der jüngste Thewes läuft seinem Vater noch etwas tollpatschig entgegen. Alsbald berichtet er seiner Frau von dem Erlebten und sie entgegnet ihm ihre Sorgen. Er denkt, mit der kaiserlichen Gnade, besitzt er jetzt nicht nur Ansehen, sondern auch einen gewissen Freibrief in seinem Handeln. Sein Auftreten in der Gemeinschaft erlaubt solche Schlüsse. Im Frühjahr bei der Feldbestellung kommen ungestüme Reiter auf das Feld des Ehler, der gerade einen Pflug mit einer Kuh über den Boden zieht lässt. Mit den Ausruf: „Bist du der Ehler der den Kaiser gemalt hat“? Ehler zögert aus Unwissenheit der Dinge, die nun auf ihn zukommen. „Bist du es nun oder nicht“, schreit der Kürassier ihn nochmals ins Gesicht. Da kommt es ihm kleinlaut über die Lippen: „Ja Herr, ich

bin es“. „Dann habe ich eine Depesche für Euch“, schreit er etwas ruhiger. Ihr sollt nach der Bestellung eures Feldes an den Kaiserlichen Hof zur Burg Treinig kommen. Seine Majestät hat noch Aufgaben für euch. Als Zeichen seiner Güte, schmeißt der Reiter ihm einen Beutel mit Münzen zu. “Das ist für deine Familie in deiner Abwesenheit“. Der Gaul steht still und Ehler streicht ihm mit der linken Hand über den hinteren Backen. „Dann soll es so sein“, antwortet er. In Eile verschwinden die Reiter hinter dem Horizont. Die Münzen zählend, schmiedet er schon Pläne für die Zeit am Hof. Nach getaner Arbeit zieht er mit seinem Ross zur Burg Treinig. Durch unwegsames Gelände im wilden Sachsenland mit allerlei Räuberei erreicht er die Kaiserburg. Alsbald wird er vom Herrscher empfangen. Mit Demut nähert er sich, das Haupt gesenkt, dem Kaiser, da zwischen beiden gesellschaftliche Welten liegen. Seine Zeichnungen sollen das höfische Leben festhalten. Ausgestattet mit allen, was ein Künstler benötigt, macht er sich ans Werk. Er schafft somit eine die Zeit überdauernde Bilderchronik des Hofes Otto I. Leider frönt er auch seiner Leidenschaft, Karikaturen seiner Mitmenschen zu erstellen. Als Schnellzeichner gelingt ihm so mache groteske Zeichnung des einfachen Volkes. Als er es eines Tages aber übertreibt und die alte Königinmutter sehr alt und verhutzelt zeichnet hat, er den Bogen überspannt. Die Zeichnung wird in der Burg herumgereicht. Erst lästert man a setzt anschließend eine empörte Miene auf. Die Folge ist, der Kaiser

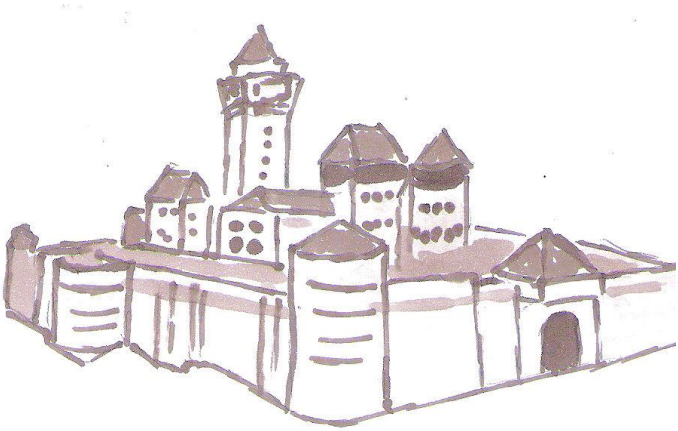
bekommt davon Wind. Er muss seiner Mutter zu Liebe reagieren. Sie verlangt den Tod des Ketzers, schwächt aber schließlich ab. Mit der Zertrümmerung seiner rechten Hand soll er nie mehr einen Stift halten können. So wird er als verstümmelter, geschundener Mann mit Schande vom Hof gejagt. Das Gelächter der Höflinge ist ihm sicher. Nach der beschwerlichen und langen Reise nach Hause verstirbt er auch, an Gram in der Seele gebrochene in Mitten seiner Familie.

38. Der Vater des beschriebenen Malers, ist der 926 geborene Endreß. Er ist krank und lebt seine Tage noch mit auf dem Hof des Sohnes. Als freier Bauer ist er Gefolgsmann des Königs. Eines Tages kommt wild ein Reiter durch den Wald geritten, dorthin, wo Endreß mit seinen Mannen gerade bei der Holzernte sind. Der Bote bremst seinen Gaul ab und überbringt die Depesche des Herrschers an seine Untertan: „Der Kaiser ruft alle seine Gefolgsleute zum Kampf gegen die eindringenden Reiter der Mähren auf. Bis morgen Früh sollen sich alle am Katzenberg in Aufstellung einfinden.“. Der freie Bauer erwidert: „Herr, die Ernte ist einzubringen, das geht jetzt nicht“. „Das machen die Weiber und Kinder.“ Unverzüglich nimmt Endreß sein Nötiges zusammen. Der Bursche wirft ihn sein zwanzig Kilo schweres Kettenhemd über den Kopf. In wochenlanger Arbeit hat er sich dieses aus über fünfzigtausend Metallringen selbst gefertigt. Es soll den Kämpfer vor Verletzungen gegen den Pfeil des Bogens und das Schwert schützen. Auch wenn der mit hoher Geschwindigkeit die Kette

durchschlägt, verhindert es ein tiefes eindringen der Pfeilspitze in den Körper. Einem Schwert hingegen gelingt es oft nicht, durch den Panzer zu dringen. Die darunter entstehenden Blessuren sind meist nur Verletzung der Oberfläche, da sich unter dem Kettenpanzer zusätzlich eine dicke Matte befindet. Der Erwerb eines Schwertes ist für viele Bauern aus finanziellen Gründen nicht möglich. So macht auch Endreß sich seine Waffe selbst. Nach dem Diebstahl der Schmiedekunst mit den Augen beim Schmied fertigt er unter Verwendung der vier Elemente Erde, Feuer, Wasser, und Luft selbst ein Schwert. Das Eisen wird glühend gemacht und immer wieder übereinander gefalzt und anschließend zusammengeschmiedet. So entsteht eine hohe Güte des Eisens. Die Schwerter sollen sehr scharf, nicht allzu lang sein und eine breite Klinge haben. Zum Schutz benötigt der Bauer noch einen Schutzschild. Er soll ihm zur Abwehr von Hieben des Gegners bewahren. So ausgerüstet macht er sich unverzüglich auf den Weg. Der Abschied von seiner Frau und Gesinde fällt ihm schwer, muss aber als Gefolgsmann des Königs sein. Fast die ganze Nacht durchreitend, erreicht er im Morgengrauen den Katzenkopf. Mit ihm strömen tausende Gleichgesinnte zur Aufstellung gegen den Feind. Der Kaiser steht als Heerführer mit vorn an. Adlige und Geistliche schwören die Krieger ein. Als wenn einem Schiedsrichter seine Pfeife erschallen lässt, beginnt der tödliche Kampf Mann gegen Mann. Endreß muss sich vor den Pfeilen

des Gegners schützen, bevor er auf einen kampfeswütigen Feind trifft. Dann aber wütet er fürchterlich mit seinem Schwert unter den Feinden. Er fällt sogar den Kaiser mit seinem besonderen Einsatz auf. Es geling die einfallenden Horden zu schlagen und in die Flucht zu treiben. Mit ohrenbetäubendem Gebrüll werden die noch verbleibenden am Boden liegenden Feinde dahingemetzelt. Auf dem Hügel huldigt Endreß seinem Kaiser. Der reitet voran über das Schlachtfeld und inspiziert die in der Schlacht Gefallenen, darunter auch viele Ritter von hohem Rang. Als Dank seine Mannen gegenüber gestattet der Kaiser Endreß und andern sich der Ausrüstung der gefallenen zu bedienen. Mit Helm Harnisch und Ersatzschwert ausgerüstet steht er nun stolz aber demütig vor seinem Herrn. Unverhofft richtet dieser das Wort an ihn: „Knie nieder Krieger. Auf Grund deiner Verdienste für die Krone schlage ich dich jetzt und hiermit zum Ritter. Du erhältst das Privileg eine Burg zu bauen und gegebenenfalls deinem Kaiser Unterkunft zu gewähren. Endreß ist überwältigt von der großen Güte des Monarchen. Etwas neidisch schauen andere, dem Endreß gleichgetane Krieger, drein. Sein Aufstieg verschaffte ihm nicht nur Freunde, sondern auch Neider. Zu Hause angekommen, ist die Freude eine Große. Als bald beginnt er mit dem Bau seiner Burg. Er wird auf Grund der Beschwerlichkeit der Errichtung nicht mehr viel Freude daran haben. Nach zwölf Jahren ist sie bezugsfertig. Da ist Endreß schon über den Zenit seines Lebens angefangen. Seine Frau

übernimmt, auch wenn er es nicht wahr haben möchte, das Zepter auf der Burg. Sie organisiert das Leben in der Gemeinschaft. Mit der Herstellung von Textilien über einen Rahmen mit Leinenfäden lässt sie durch das Gesinde Stoffe weben. Ihr Mann liegt sehr oft nur noch

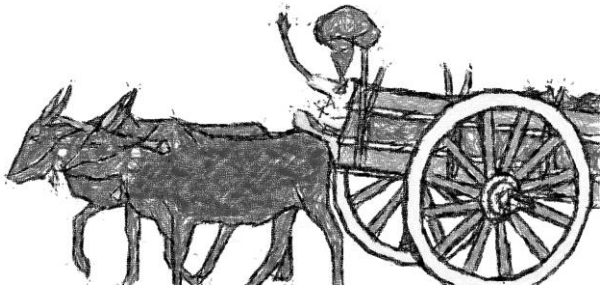


lethargisch auf seinem Fell und frönt dem Met. So hat jeder seine Blütezeit und verkümmert durch Wohlstand in Untätigkeit. Mit einer schleichenden Verwirrtheit im Kopf siecht der Ritter dahin und verstirbt mit dreiundvierzig Jahren. Die Burg wird an den Erstgeborenen vererbt. das siebende Kind der Familie hat bei der Ausgestaltung der Burg sich Kenntnisse angeeignet und geht der künstlerischen Schiene nach. Er zeichnet seine Welt auf Leinewand und ist somit ein wichtiger Chronist unter den Vorfahren.

39. Der Vater von Endreß wird im Jahre 898 geboren. Er führt den Namen Toman, es ist die Schreibweise des heutigen Namens Thomas. Die Familie lebt noch auf dem Gebiet der Ostfranken an der Ostgrenze zu Großmähren. Als siebendes Kind von elf ist er nur zeitweise geduldet und dient den Erbbauern zur Fron. Er muss sich auf Grund dieser Situation mit seinem Weibe etwas einfallen lassen. Mit den von Osten anrückenden Sorben und den Mährern rückt die Grenze des Reiches immer näher. Dieses macht sich die Familie zum Nutzen. Als geschickt taktierender Händler ist er zwischen den beiden Völkern unterwegs. Erst zu Fuß und dann mit einem kleinen Karren bringt er Waren von einer Seite der Grenze auf die andere und kehrt mit neuen fremdländischen zurück. Die aus Osten Vordringenden werden von den Franken als Wilde angesehen. Fränkische Reiter des Kaiser Karl III ziehen den Horden entgegen. Bewaffnet mit Spieß und Schild versuchen sie, die immer näher rückenden Horden aus dem Osten abzuwehren. Ihnen voran reitet immer einer, der eine Standarte mit einem feuerspeienden Fisch mit sich führt. Toman lebt schon gefährlich zwischen den Fronten. Er macht bei seinen Streifzügen immer gut Freund mit allen Seiten. Neben seinem kleinen Hof ist der Grenzgang ein lohnendes Geschäft für seine Familie. Neben Früchten, Körben, Metallen und Waffen wird durch Toman alles transportiert. Eines Tages ist er wieder auf Streifzug gen Osten. In einem ansonsten ruhigen Stück Wald erscheinen aus dem

Nichts vier dunkle Gestalten mit Knüppeln und Spießen. Die von einem klapprigen Gaul gezogene Karre stoppt. Er versteht die mit der Lanze vor seiner Nase gestikulierenden nicht richtig. Es sind sorbische Strauchdiebe, die sich auf fränkisches Gebiet vorgewagt haben, denkt er bei sich. Von den Reitern des Kaisers gibt es auch keine Hilfe. Allein gegen vier hat er keine Chance. Mit der Aufgabe seiner Waren verliert er sehr viel. Man nimmt ihn wahrscheinlich auch noch sein Gespann weg. Nach kurzen abwägen der Alternativen zieht er sich auf seinen gekommenen Weg zu Fuß zurück. Er läuft erst rückwärts die Diebe im Auge, damit ihn kein Speer von hinten trifft. Erst im Abstand dreht er sich um und nimmt bis zur nächsten Biegung reißaus. Dort springt er rechts in Gebüsch und verschnauft ein Wenig. Nach Kurzem besinnt er sich und beschießt im Schutze des Waldes den Dieben nachzusteigen. Die Vier mit dem Gespann sind trotz Antreiben des Gaules noch nicht weit gekommen. Verdeckt durch allerlei Gestrüpp erblickt er seine rollende Ware mit den sich ängstlich umschauenden Räubern unterhalb vor ihm auf dem Weg. Die Richtung führt sie ins Mähren Land, wo sie Schutz finden wollen. Toman darf ihre Spur nicht verlieren, da er auf der anderen Seite der Grenze auch Freunde und Handelspartner hat. Als sie die Grenze erreichen, verringern sie ihr Tempo und rasten bei der Nacht auf einer Lichtung. In der Finsternis gelangt er zu seinen Handelspartnern. Eilig weckt er sie und bittet um Hilfe. Mit Waffen ausgestattet ziehen sie gegen das

Lager der Räuber. Im Morgengrauen werden die Schlafenden fast gleichzeitig mit einem Stoß der Lanze in die Brust getötet, bis auf den Anführer der Vier. Er wird an einen Pfahl gebunden und solang gemartert, bis er sein Sinne und die Herkunft frei gibt. Nach der Tortur binden sie ihn los. Er sackt nieder und krümmt sich am Boden. Einer der Gefährten will ihm den letzten Stoß geben, da hält ihn Toman zurück. „Ein Toter mehr oder weniger ist doch egal. Wir schneiden ihm ein Ohr ab und zerstechen ihm das rechte Armgelenk, da ist er gezeichnet, kann mit steifem Arm nicht mehr kämpfen. Er ist dann bei seinesgleichen ein abschreckendes Beispiel“. Diese Handlungsweise eines Metzgers liegt den Gefährten auch. Sogleich ergreifen sie den am Boden liegenden am Schopf und schneiden ihm mit einem stupfen rostigen Dolch das rechte Ohr ab. Das weiche Fleisch löst sich nur schwer vom Schädel. Es ist kein Laut des am Boden liegenden wahrnehmbar, da einer mit seinem Stiefel seitlich auf dem Hals steht. Erst als die Stichwaffe die rechte Armbeuge durchbohrt gellt ein Schrei durch den Wald. Seine Schergen hören ihn nicht mehr und nur das Wild im Wald schreckt zusammen. Als abschreckendes Beispiel wird er vertrieben. Nach dem Austausch der Waren hat diese Handelsreise auch noch ein gutes Ende gefunden. Toman stirbt mit vierundvierzig Jahren und hinterlässt



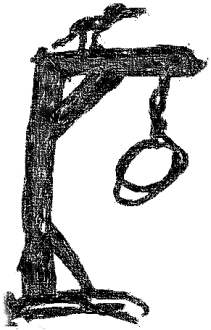
ein nicht unbescheidenes Vermögen. Immer nach dem Motto: „Ist der Handel noch so klein, bringt er mehr als Arbeit ein

40. Der Händler stammte aus der Vorgeneration des Ottin von 873. In der Zeit der Franken hat die Familie schweres Los. Es trifft ihn menschlich hart obgleich er wirtschaftlich aus seinem Leben etwas macht. Mit der Bearbeitung einer Landfläche zieht es ihn aber schon immer mehr zu den heranwachsenden Städten hin. Mit einer Axt ist er geschickt. Aus einem Stamm haut er Balken und Bohlen zum Bau von Gebäuden. Bald hat er so viele Aufträge, dass er seinen Hof nur noch spartanisch bewirtschaften kann. Der Lehnsherr und der Bürgermeister verlangen immer mehr von seinen Fähigkeiten. Für seine Arbeit wird er auch entsprechend vergütet. Damit ist seine Frau und die bis zu vierzehn Kinder anwachsende Familie versorgt. Über die Jahre gelingt es ihm sein Handwerk zu verfeinern. Diese Fähigkeiten hat er sich von seinem Vater sich

abgeschaut. Das günstige Klima fördert das Bauwesen. Mit der Urbarmachung der dichten Wälder zur Erschließung von neuen Ackerland gibt es reichlich Holz. Sein Blickfeld ist fast nur auf die Arbeit und das Verdienen von Geld gerichtet. So ergibt es sich, dass seine Frau mit den Kindern oft allein ist. Da er manchmal mehrere Tage gar Wochen unterwegs weilt, hilft ihr ein Tagelöhner bei der Arbeit. Es ist ein junger gesunder Bursche. Er geht der Strohwitwe gern zur Hand und über die Zeit auch an die Wäsche. Es entwickelt sich so, dass er nicht nur die häuslichen Pflichten am Hof abdeckt sondern auch die ehelichen Pflichten des Hausherrn mit übernimmt. Als er eines Tages wieder nach Hause kommt, berichtet ihm seine Frau, dass sie schwanger sei. Das ist für Ottin wie immer eine Freude. Der Knecht hält sich bei der Anwesenheit des erfolgreichen Zimmermanns im Hintergrund. Er verbleibt des Abends über der Remise. Die Kinder sind von der Mutter aufs Schärfste instruiert worden. Sie sollen, den in der fremde arbeiteten Vater nicht unnötig verärgern. Als die Zeit der Niederkunft naht, ist Ottin wie immer auf einer Baustelle in der Stadt. Seine Frau bringt das Kind auf die Welt und es ist wie ein Wunder ein blonder Knabe mit blauen Augen. Es ist der erste Nachwuchs, der nicht dunkle Haare und braune Augen hat. Der Knecht wird nach dem Ottin geschickt, die frohe Botschaft zu verkünden. Als er am Bett seiner Frau eintrifft, ist sie auf Grund von Fieber schon verstorben. Erst jetzt merkt er, was er an seinem Weibe

hatte. Wie soll es denn weitergehen? Er bemerkt vor Schmerz nicht, dass das kleine Kind dem Knecht mehr ähnelt, als sihm selbst. Nach der Beerdigung der Mutter beraten sie gemeinsam über die weitere Vorgehensweise. Ottin muss den Hof bald wieder verlassen, da sein Bau sonst unter Verzug kommt. Die Wetterlage begünstigt die Erstellung eines Dachstuhles. Der sowieso schon sehr heimische Knecht bearbeitet den Hof weiter und Ottin nimmt zwei Buben mit in die Stadt. Dort sollen sie vom ihm sein Handwerk erlernen. Der Knecht sucht eine Amme für das Neugeborene. Leider bemerkt Ottin in der Stadt vor Arbeit und wenig Kontakt zu seinen auf dem Hof verbliebenen Kindern nicht, dass sie aus mysteriösen Umständen nach einander alle sterben. Der von Ottin beauftragte städtische Bader kann auch nichts Ungewöhnliches feststellen. Als nur noch das Letztgeborene blonde Kind und ein älteres übrig bleiben, verpflichtet er eine Magd als Hilfe auf den Hof. Anfänglich fällt ihr mit den beiden unterschiedlichen Kinder und dem Knecht nichts auf. Bis sie bemerkt, wie der Knecht eine Tinktur aus verschiedenen Kräutern mixt und es den Kindern verabreicht. Dabei macht er einen Unterschied der Kräutermischung. Die Magd nimmt einige Blätter bei Seite. Bei einer Kräuterhexe legt sie das Blattwerk zur Untersuchung vor. Sie stellt ein toxisches Gift in einem der Blätter fest und bestätigt das verabreichte Gift. Der von ihr informierte Ottin schickt den Dorfschulzen zu den Seinen. Erst unter der Folter gesteht der

verwerfliche Knecht seine Schandtaten. Mit seinem Frevel wolle er an den Hof des Ottin gelangen. Das Gericht der Stadt macht mit ihm kurzen Prozess. Es verurteilt den Knecht zum Tode durch den Strang. Gleich nach dem Urteil wird es auf dem Marktplatz vollstreckt. Es soll auch Abschreckung sein. Nun bleiben dem schon alt gewordenen Ottin noch drei eigene und ein Kuckuckskind.



41. Ditz wird im Frühjahr des Jahres 851 ins Landleben hineingeboren. Die nahe gelegene größere Ansiedlung sollte sein Leben maßgeblich beeinflussen. Als junger Bub wächst er mit neun Geschwistern auf. Weitere drei sterben schon bei der Geburt. Sein Vater war der Gründer dieser Hofstelle, die er als drittes Kind und erster Sohn traditionell weiter führen darf. Dabei wird ihm die Verantwortung für seine Geschwister mit auferlegt. Der hohe Anteil an Mädchen in der Familie

belastet den Hof sehr. Sie sind nicht zu allen Arbeiten voll

einsetzbar. Die Freier sind zu der Zeit auch nicht so reichhaltig vorhanden. Jeder Landmann versucht seine Töchter so gut wie möglich unter die Haube zu bringen. So hat Ditz mit seinen Schwestern auch seine Not. Freier gibt es schon, aber es sind keine festen Absichten dabei. So besteht eine echte Rivalität unter den Schwestern. Auch Ditz` Frau hat von dem reichlichen Weibsvolk auf dem Hof die Nase voll. Sie wollen die keifenden aufreizenden Weiber so schnell wie möglich loswerden. Da hat die Frau des Ditz einen genialen Gedanken. Zur Arbeit taugen sie auf dem Hof nicht sehr viel, aber in der Verführung der Männer entwickeln sie sich notgedrungen hervorragend. Mit klaren Worten zu ihnen, erklärt die Frau des Hauses ihr Vorhaben. Gemeinsam wird am Waldrand vor der Nachbarsiedlung eine Hütte errichtet, in der sie ihre Dienste für das männliche Landvolk anbieten. Als das

heraus ist, schauen die jungen Mädchen sich fragend an: „Haben wir da richtig gehört“? „Das ist die beste Lösung für alle und die zwei jüngeren Brüder können in einiger Zeit für euren Schutz sorgen. Da horchen auch noch die Brüder auf. Ditz hingegen versucht, seinen Hof von solchen Handlungen frei zu machen. So lümmeln die streunenden jungen Männer nicht immer um den Hof. Der gute Leumund des Anwesens soll damit auch gewahrt werden. „Unsere Entscheidung steht fest, ihr müsst hier raus“, meint Ditz. Seine Frau nickt ihm, schon wieder schwanger, wohlwollend zu. Gleich am folgenden Tag macht er sich auf den Halbtagesmarsch in die Nachbargemeinde. In seiner Habe führt er neben Münzer allerlei Begehrliches mit. Mit dem Ältesten der Ansiedlung will er verhandeln. Erst ganz kleinlaut und sehr zurückhaltend tastet er sich vor. Mit seinem starken Met in der Hinterhand zecht er so lange, bis sein Gegenüber etwas geschmeidig ist. Als er somit sein Anliegen ihm in leicht vernebelter Form vorträgt. „Ich benötige außerhalb der Mauer oder innerhalb an ihr eine Kate. Darin möchte ich meine Schwestern unterbringen. Sie sollen ihr Geld selbst verdienen. Das sogenannte älteste Gewerbe kann das Leben in eurer Stadt aufwerten“. Leicht angetrunken meint der Vorsteher: „Du willst bei uns deine Schwestern als Nutten anbieten“? Ditz verzieht den Mund und entgegnet: „So krass hätte ich das nicht ausgedrückt, aber es stimmt“. Da verzieht der Vorsteher grimmig das Gesicht und es dauert eine Weile, bis er unverhofft wie

ein Honigkuchenpferd über alle backen strahlt. „Nur heran mit dem Weibsvolk. Eines sage ich dir, wenn sie hässlich aussehen, schmeiß ich sie wieder aus der Stadt hinaus. Als Vorsteher gewähren sie mir natürlich Sonderkonditionen“. „Das ist doch selbstverständlich“ überschlägt sich die Stimme von Ditz vor Freude. „So, nun lass mich erst mal ruhen. In der Zeit schaust du nach geeigneten Möglichkeiten für ein entsprechendes Objekt in unserem Städtchen“. Der trunkene Amtmann fällt, fast ohne sich zu bewegen, von seinem Schemel auf eine Liege und verfällt schnarchend in einen tiefen Schlaf. Auch Ditz ist leicht angeschlagen. Das Freie betretend, presst er die Augen fest zusammen. Das Sonnenlicht blendet ihm übertrieben ins Hirn. Leicht taumelnd erreicht er die Stadtmauer mit ihren noch vielen Möglichkeiten, ein entsprechendes Häuschen zubauen. Der Anfang einer Kate befindet sich auf der westlichen Seite. Sie sieht verlassen aus. Es sieht so aus, als wären die Bewohner verstorben. Ditz steht nach zwei Stunden wieder beim Dienstherrn und drängt auf ein Papier, das die Neuansiedlung mit Gewerbe belegt. Es muss schnell geschehen bevor er sich es noch anders überlegt. Er schickt ihn zum Stadtschreiber. Er verfasst ein urkundenähnliches Blatt mit einem Kaufpreis von vier Talern. Ditz hat nicht so viel im Sack. Er trifft aber eine Vereinbarung mit dem erwachten Vorsteher der Stadt. Nach harten Tagen und Wochen der Arbeit am Gebäude ziehen noch vor Lichtmess die Damen in ihr neues Quartier unter den neugierigen Blicken der

Bevölkerung ein. Das Geschäft läuft erst langsam, aber dann immer intensiver an. So ist Ditz seine Schwestern auf etwas zweifelhafte Weise los. Ihr folgen auch noch zwei Söhne, die sich im Schatten der Schwestern ihren Geschäften nachgehen.

42. Der Landmann Wollff wird anno 824 in einem fränkischen Dorf geboren. Es ist die Zeit in der Karl der Große verstarb und seine Kinder die Nachfolge antreten. Die Mutter des Wollff lebt auf einem gutgehenden fränkischen Hof als Magd. Mit ihrer Haus- und Hofarbeit ist sie beim Herrn sehr beliebt. Ihr nettes Wesen gefällt auch dem anderen Gesinde. Die Beziehung zu einem Burschen im Dorf bahnt sich an. Als eines Tages Reiterhorden des Kaisers im Dorf einfallen und über Nacht rasten wollen. In diesen Situationen wird dem Bauern oft das Wenige, was sie noch an Lebensmitteln besitzen, abverlangt. Die Frau und Kinder verstecken sich so gut es geht. Mit der Macht des Stärkeren holen die Soldaten aus den Speisekammern alles Essbare für ihr leibliches Wohl. Darunter sind auch Met und vergorenes Bier. Ein junger Ochse wird geschlachtet und über dem offenen Feuer gegrillt. Nach fortgeschrittener Zeit löst sich die angespannte Situation ein wenig und die Dorfgemeinschaft schaut dem Treiben vom sicheren Abstand zu. Der Anführer der Horde Christ erhebt sich und schlendert langsam an der mit ängstlicher Miene drein schauenden Dorfbevölkerung vorbei. Als er an der Reihe der schönen Magd ankommt verbirgt sie ihr Gesicht hinter

dem vor ihr stehenden Bauern. Doch mit einem festen Griff zieht der Ritter die schöne Maid aus ihrer Deckung. Er scheint ihr ebenfalls zu gefallen. Bei Met und Gesang kommt man sich näher und beide verbringen die Nacht gemeinsam. Am nächsten Morgen brechen die Berittenen wieder auf. So kommt es nach neun Monaten zur Geburt des kleinen Wollff. Bei der Geburt stirbt die Mutter am Fieber. Nun liegt es an der Familie des Bauern, den kleinen Waisen groß zu ziehen. Er wächst auf dem Hof mit den anderen Kindern des Bauern auf. Schon als junger Mann ist er seinen Gleichaltrigen gegenüber sehr dominant. Er ist nicht erbberechtigt muss aber straff im Stall und auf dem Feld mitarbeiten. Die Geschichte seiner Herkunft belastet ihn schon und einige lassen sich das ihm gegenüber auch anmerken. Als der Hofherr mit vierundvierzig Jahren stirbt, ist seine Zeit in der vertrauten Gegend gezählt. Der Erbbauer, mit dem er aufgewachsen ist, vertreibt ihm vom Hof. Er konnte schon immer besser mit dem Alten, aber seine Generation sieht ihn als Konkurrenten. Er ist groß gewachsen und kann seinen Willen erstreiten. Mit einem Bündel bepackt und einem großen graustruppigen Hund verlässt er die Familie, die ihn nach dem Tod seiner Mutter aufgezogen hat. In ihm stecken die Anlagen eines Haudegen von seinem Vater und das Wissen seiner Zieheltern als Landleute. Er zieht immer weiter nach Westen. Als er zu einem einzeln stehenden Hof gelangt, kommt ihn schon ein feindseliger Bauer entgegen. „Was willst du hier mit

deinem Wolf“, so sieht sein Hund aus. Wollff beschwichtigt ihn: „Ich benötige nur eine Rast und ein Lager für die Nacht. Sein Gegenüber schaut etwas begierig auf den Hund und meint: „Was willst du für den Köter haben“? Mein treuer Weggefährte hat mich lang begleitet und ich hab ihm allerlei beigebracht. Hier müsste er als Wachhund arbeiten. „ Mir ist ein Schwein aus deinem Stall recht gegen den Köter“, meint er

etwas abwertend meinen vierbeinigen Freund gegenüber. „Gut, erhältst die Sau dafür“. Beide schlagen ein und Wollff zieht weiter mit einem kleinen Schwein an der Leine. Er füttert seine Susi mit allerlei Zeug und sie wächst schnell heran. Die Wanderschaft schmeckt dem Wollff mit der Zeit nicht mehr. In der Stadt hat man ein Auge auf das nun gut genährte Schwein und versucht es ihm abzuluchsen. Da sich niemand gewaltsam an den Hünen wagt, bietet ihm ein Schmied einen schon nicht mehr so jungen Gaul an im Tausch gegen die Sau. Als Fortbewegungsmittel kommt

der gerade recht. Er sitzt nun im Sattel und zieht gemächlich übers Land. Es dauert nicht lange, bis er eine Familie mit ihren Knecht ein Feld bestellen sieht. Sie sind mit einfachen Werkzeugen dabei ein Feld für die Saat vorzubereiten. Er bietet seine Dienste mit dem Pferd an. Sein lohn soll Kost und Unterkunft sein. Der Bauer ist skeptisch dem Fremden gegenüber. Seine Frau und den Töchtern gefällt der Vorschlag. Man ist sich aber einig und geht auf den Vorschlag des Wollff ein. In kurzer Zeit ist er ein fester Bestandteil der Familie. Bald nimmt er die Tochter des Bauern zur Frau und verdrängt den leicht verblödeten Erstgeborenen von seinem Anspruch auf den Hof. Der Bauer gibt seiner Tochter mit ihrem Ehegatten den Hof unter der Voraussetzung, dass er sich um den geistig behinderten ältesten Sohn kümmert und ihm sein Brot gibt. Diese Abmachung wird von dem Paar befolgt. So wächst er bei Wollff im Glück einer großen Kinderschar auf. Er lebt in seiner Familie ein anderes Leben, als sein leiblicher Vater, der Streiter hoch zu Ross, gemacht hatte.

43. Christ stammt aus einem höheren Stande und wird 799 im Frankenreich geboren. Nach einem Jahr wird der Herrscher des Reiches zum römischen Kaiser -Karl der Große- gekrönt. Der Vater von Christ, ein treuer Gefolgsmann des ersten Kaisers seit der Antike, ist als Adliger mit seinen Mannen an der Entstehung dieses Staates mitbeteiligt. Von Christ ist nur ein Nachkomme

überliefert, obgleich dieser Fakt das Geschehene des umherziehenden Ritters nicht genau trifft. Als Kommandant einer Reitertruppe versucht er, die Grenzen des Reiches gegen einfallende wilde Horden zu schützen. Durch die Einigung der Ost– mit den Westfranken und die Eingliederung der Provinzen im Süden braucht -Karl der Große- eine gewaltige Streitmacht zur Sicherung. Die Aufgabe von Christ ist es die Dänen, Sorben und im Südosten die Reiter aus dem Balkan abzuwehren. Daneben gibt es noch die ungläubigen Sachsen. Er ist als Streiter mit seinem Gefolge fast sein ganzes Leben im Sattel unterwegs. Dabei kommen ihm sein Stand und die Erfolge seiner Reiter im Reich und an den Grenzen zu gute. Mit einer glücklichen Hand führt er sie gegen den Feind und zieht sich anschließend wieder in sichere Gefilde zurück. Der Kaiser will durch seine Gefolgsleute aus den Heiden Christen machen und sei es durch Gewalt. Die Horden fallen in Sachsen ein und wollen mit Feuer und Schwert den Glauben verbreiten. Die Krieger tragen in die Dörfer jenseits der Grenze Verderben und Tod. In der Gewissheit für den eigenen Glauben töten zu dürfen, ziehen die Horden durch das Land. Es soll nur der Christliche Glaube herrschen. Der Anführer will alle heidnischen Plätze der Irmisul, dieser fremden Kultur auslöschen. Das Treiben des adligen Anführers Christ erzeugt unter den Geknechteten erheblichen Widerstand. Er steht mit seinem Helm und dem Kettenhemd einfachen Bauern mit Streitäxten

gegenüber. Aber allein die Dichte des Waldes birgt große Gefahren für die Franken. Als der Kaiser eines Tages nach Christ schickt, folgt er dem Befehl des Monarchen. In einem drei Tage dauernden Gewaltritt stößt er zu den Kaiserlichen. Die Franken sind mit Axt, Speer und Schild ausgerüstet. Der Zug gegen die Ungläubigen und die Barbaren aus dem Osten bringt Christ erneut ins wilde Sachsen, bis an die Grenze zu den immer weiter nach Westen drängenden Sorben. Es soll der letzte Zug des Christ für seinen Herrscher sein. Die Reiter kommen an einen Fluss mit dem Namen Elbe zum Stehen. Gegenüber sehen sie die Rauchzeichen der feindlichen Dörfer. Späher haben am Westufer schon die geharnischten Reiter erkannt. Christ gebraucht eine List. Er zieht sich zurück und reitet flussaufwärts. Dort wo dieser eine Biegung macht ist er innenseitig sehr seicht. Er schickt erst einen Späher des Nachts durch den Fluss, um die Lage auszukundschaften. Im Morgengrauen erscheint ein Grenzgänger im Fluss, der sich als der Seinige entpuppt. Sein Bericht verheißt ihm nichts Gutes. Als Heißsporn will er aber das Übersetzen wagen. Mit den schwer beladenen Pferden kann es nicht gelingen. Er lässt die Reiter sich bis aufs Hemd entkleiden. Die Ausrüstung der Krieger sollen Flöße aus Holz über das Wasser bringen, so ist Erfolg möglich. In der Flussbiegung sieht Christ eine gute Gelegenheit dafür. Eilig ein paar Stämme zusammengefügt, entsteht ein brauchbares Transportmittel für all die schweren Ausrüstungsgegenstände der Franken. Im Schatten der

Dunkelheit gleiten die Männer mit ihrem Floss ins Wasser und setzen ans gegnerische Ufer über. Sie werden dabei etwas flussabwärts getrieben. Kein Krieger wäre schwer beladen ans andere Ufer gelangt, wenn Christ nicht für Marscherleichterung gesorgt hätte. Die Pferde folgen, an einem dem Fluss überspannenden Seil hängend, im Abstand. Noch bevor alle wieder komplett kampfbereit waren, gellt ein Schrei der Wilden durch das Dickicht. Es scheint, als seien sie vom Feind entdeckt worden. Noch vor sich die schweren Reiter sammeln können, blitzen im Morgengrauen unzählige Pfeile aus dem Dickicht und die noch unten am Fluss sich Sortierenden überrollt eine Feuerwalze. Einige werden davon erfasst und springen brennend in die Fluten. Die Tiefen der

Außenseite der Flussbiegung verschlingen die schweren, mit Kettenhemd beladenen, Krieger. Nun stehen dem Anführer Christ mit seinen noch Verbliebenen eine Überzahl von Sachsen gegenüber. Eine Flucht kommt nicht in Frage. Sie stellen sich dem

Kampf mit dem übermächtigen Feind, als Christ aus dem Hinterhalt ein Pfeil mitten ins Herz trifft. Mit dem Tode des Anführers der Franken geben die noch übrig gebliebenen auf. So findet das Leben des Ritters Christ als Krieger ein jähes Ende. Das Leben seiner wild gezeugten Kinder bleibt ihm bis zum Tode verborgen.

44. Kilian ist Anhänger des Kaisers Karl, wie sein Sohn es später ist. Der Geburtseintrag stammt aus dem Jahre 773. Seine Waffe ist aber nicht das Schwert und der Speer sondern das Wort und die Schrift. Als des Schreibens Kundiger, verfasst er Schriften über die Zeitgeschichte und lehrt auch anderen die Kunst des Schreibens. Im Auftrag des Kaisers soll er ein Kloster für die Sammlung von Schriften und Büchern errichten sowie das Studium dieser ermöglichen. Er hat seine Fähigkeiten als Kind schon von Priestern erlernt. Nun soll im Reiche die Schrift vereinheitlicht werden, so, dass alle im Reich einheitliches Wissen, Wert und Gesetze wahrnehmen können. Kilian wird von allen als Gelehrter geschätzt. Mit der Kaiserlichen Bulle wird mit dem Bau eines Klosters begonnen. Es soll weit hin sichtbar auf einem Hügel stehen. Als Wehr vor Feinden soll das Kloster eine Mauer schützen. Es soll ein Bollwerk des Glaubens gegen die Ungläubigen sein. In der Bauzeit, die fast zehn Jahre dauert, befasst sich Kilian fast ausschließlich mit den geschriebenen Texten. Damit sein Wissen weitere Früchte trägt, bildet er auf

seiner Burg junge Adlige und Klosterschüler aus. Sie erfahren von ihm den Umgang mit der Schrift und wie sie selbst das gesprochene Wort in Schrift umsetzen können. Von seinen Söhnen interessiert sich keiner über das Wirken des Vaters. Sie erlernen alle das Waffenhandwerk und ziehen mit dem populären Kaiser in den Krieg an den Außengrenzen des Reiches. Das schmerzt den Vater Kilian sehr. Er hätte sich die Fortführung seines Werkes durch seine Söhne gewünscht. Wie so oft, geht das Sinnen der Vorgeneration nicht auf, dass die Söhne in die Fußstapfen der Väter treten. So wachsen ihm fremde Heranwachsende mehr ans Herz, als die eigene Brut. Von den sechs Kindern sterben vier schon im Kindesalter. Die feuchten und sehr oft zugigen Gemäuer brechen die Widerstandskraft so manch jungen Organismen. Da hilft auch nicht das immer wärmer werdende Klima. Kilians Zusammensein mit all seinen Schülern erweckt in ihm eine Neigung hin zum männlichen Geschlecht. Mit seiner Nähe beim Unterrichten zu den Knaben erwächst in ihm ein ganz neuer Trieb. Mit seiner frigiden alten Frau in der Burg hat er keinen Spaß mehr. Sehr Vorsichtig mit viel Gefühl tastet er sich an den einen oder anderen Buben heran. Kilian befindet sich mit seiner Liebe zu seinen Schülern nicht im Zwiespalt mit der Lehre der Kirche, solang es keinen sexuellen Kontakt gibt. Dem ist er sich bewusst. Aber kann er die Grenzen bei den frischen jungen zarten Körpern waren? Als sein Favorit kristallisiert sich ein

junger Novize heraus, der auch mit seinen Gesten Kilians Verlangen erahnen lässt. Der Lehrer sträubt sich noch, den ersten Schritt ihm gegenüber zu unternehmen. Ein Konzil der Kirche verlangt Strafe bei Unzucht mit Tieren, Inzest und sexuellen Handlungen unter Gleichgeschlechtlichen. Das lehrt Kilian seinen Schülern. So will er die Reaktionen prüfen. Sie fallen sehr unterschiedlich aus. Die schüchternen Blicke des Novizen ebnen seinem Verlangen den Weg. Eines Abends bestellt er den Knaben auf seine Stube. Es scheint unverfänglich, da es sich auch um einen

fachlichen Disput hätte handeln können. Er nähert sich dem Jüngling, betastet ihm am ganzen Körper und zieht ihm anschließen aus. Nackt auf einem Fell liegend berührt er ihn weiter unsittlich bis seine Erregung ins Unermessliche steigt. Aus Wollust legt er ihn auf den Bauch und dringt von hinten in ihn ein. Der Knabe wird nun fest von Kilian fixiert bis er seinen Höhepunkt erreicht hat. Dann löst er sich von Ihm. Der Knabe

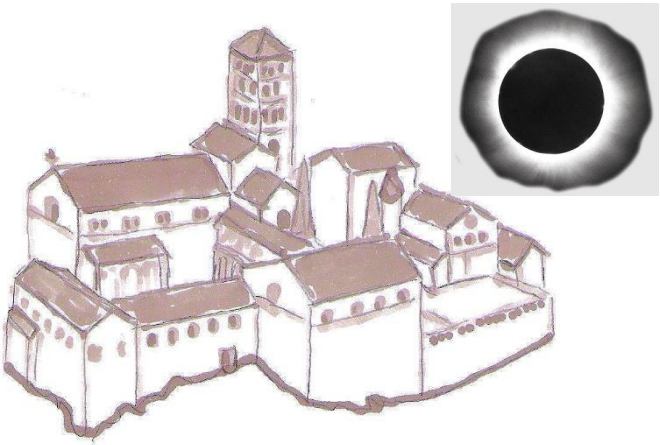
getraut sich vor Schmerz nicht aufzustehen. Als er sich doch entschließt, bewegt er sich langsam mit breiten Schritt aus der Studierstube des Lehrmeisters hinaus. Mit fragendem Blick schaut er noch kurz zum Meister zurück. Kilian schwelgt seiner leidlichen Neigung noch einige Jahre bis er im Alter von fünfundfünfzig an einer Geschlechtskrankheit verstirbt. Seine Frau überlebt ihn nur noch ein Jahr.

45. Seyfrieds Geburt steht unter einem sehr ungewöhnlichen Stern. Er kommt planmäßig am 25. März anno 749 zur Welt Sein Vater befasst sich mit dem Lauf der Sterne und möchte dieses Wissen an seinen Sohn weiter geben. Als junger Mann sagt Seyfried den Menschen ein großes Unheil voraus. Ein Jeder soll bis Mitte März eine zusätzliche Fron abgeben. Das schon ausgepressten Landvolk ist zwar verängstig traut seinem Fürsten aber nicht so recht. Da schickt er Boten aus im Lande mit folgender Nachrichten. „Jeder Fürst soll drei Pfund Gold und jeder Ritter zwei Pfund für den Bau eines Klosters stiften. Es sei der Wille Gottes, dieses Zeichen zu setzen. Wenn bis Mitte März nicht genügend Abgaben eingegangen sind, stürzt am 23. des Monats März der Himmel ein.“ So vernimmt auch der Kaiser die Worte des Sternendeuters mit Verwunderung. Ihm schmeckt nicht, dass ein Fürst seine Initiative ergreift und ein Kloster mit Gottes Graden bauen will. Nicht alle kommen der Aufforderung des Seyfrieds nach. Er beschwört seine Vasallen und die Nachbarfürsten mit

ihrem Gefolge aufs Innigste. Seine prophetischen Worte verhallen aber bei vielen im Lehren. Er selbst geht mit gutem Beispiel voran und fällt Bäume und fährt Steine aus dem Steinbruch heran. Das unheilbringende Datum rückt immer näher. Er hat schon vorsorglich einen Hügel ausgespäht. Es ist eine Anhöhe vor dem steil aufsteigenden Bergrücken. Der aus der Höhe herabsprudelte Bach, vom weiter oben gelegenen See, kann die Wasserversorgung über ein Viadukt oder einer Holzröhrenleitung sichern. Das sind die Gedanken des Seyfrieds. Bis zum Vortag arbeitet das Gesinde sehr emsig. Aus seiner Sternedeutung wisse er genau, wann und wie der Himmel reagiert. Er lässt aber die Seinen im Ungewissen. Als am Dienstag den 23. März, sich die Bauern aufs Feld begeben wollen, passiert das Ungeheuerliche. Eine Große runde Kugel schiebt sich langsam vor die Sonne und verfinstert den Tag zu Nacht. Überall ist großes Gewimmer und Flehen zu hören. Viele verstecken sich tief in ihren Kaden und rücken dicht zusammen. Nur Seyfried steht im Hof und schaut gen Himmel. Die angezündeten Kerzen sollen in der Burg die Räume etwas erhellen. Der Himmel macht aber keine Anstalten, die Sonne wieder scheinen zu lassen. Das nutzt der Sternendeuter aus. „Wenn ihr gelobt“, so sind seine Worte:, dass ihr alles für die Erschaffung des Klosters veranlasst und den Herrn unterstützt, wird Gott gnädig mit euch sein und das Licht erneut auf die Erde bringen“. Er brauch unbedingt das Wort: „Ja“, von den Verängstigten. Es dauert nicht mehr lang, bis der

Mond den Schein der Sonne freigibt. Nun schwört er nochmals alle ein. Die Gebote der Kirche zu befolgen. Als von allen eine demütige Zustimmen mit: „Ja wir geloben“ durch die Lüfte hallt, erscheinen die ersten Strahlen Licht hinter den langsam weichenden Mond hervor. Mit übergroßer Freude springen alle im Freien miteinander umher. Sie preisen Gott und geloben Besserung. Dieses Schauspiel hat nicht nur das Landvolk berührt, sondern auch die Stände darüber. So hat Seyfried sehr gute Voraussetzungen für die Erschaffung eines Klosters, an der von ihm vorgesehenen Stelle. Noch unter dem Eindruck des Erlebten, gehen alle mit vereinten Kräften als Werk. Die Münzeinnahmen reichen für die Maurer und Zimmerleute. Die abgeholzten Stämme werden von den Zimmerleuten zu Böden und Dachkonstruktionen verarbeitet. Die Kinder des Seyfrieds schauen den Arbeitern aufmerksam zu, im Gegensatz zu den Halbwüchsigen der unteren Stämme. Sie müssen schon kleine Transportaufgaben mit ihren Eltern erledigen. Dabei wird neben der Klosterkirche auf ein Dormitorium für Unterbringung der Mönche und Gebäude für Schreibstube, Pilgerherberge, Abts Wohnung, Schule und Werkstätten geachtet. Es ist auch von Vorteil eine Mühle und Wirtschaftsräume mit angrenzenden Werkstätten vorzusehen. Nach sechs Jahren Bauzeit ist es fast geschafft. Die ersten Mönche ziehen ein, obwohl noch nicht alles abgeschlossen ist. Aus dem ganzen Land werden Bücher und Schriftstücke für die neue Bibliothek zusammengetragen. Darunter

sind auch Papiere, die seit langen verschollen waren und von Niemanden gelesen wurden. Die beiden Söhne des Seyfried ziehen als Kundige des Wortes in das Kloster mit ein. Aber nur einer wird Mönch. So ist der Fortbestand des Geschlechtes gesichert.



46. Der Vater des schlauen Astronomen ist, der im Jahr 721 geborene, Philip. Es ist die Zeit eines immer größer und mächtiger werdenden Frankenreiches. Er erhält eine gute Ausbildung in einem Kloster in den Vogesen. So gehört er zu den zehn Prozent die Lesen und Schreiben können. Alle anderen sind Analphabeten und von den Mönchen in den Klöstern abhängig. Der Bedarf beim einfachen Volk sich zu informieren besteht zu dieser Zeit noch nicht. Die Prämissen liegen auf dem Gebiet des täglichen Überlebens. Philip besucht das, in der Nähe gelegene, Kloster nur sporadisch. Er tritt nicht in

die Glaubensgemeinschaft ein. Nach dem Tod des Merowinger Königs kommt in Francia der Karl Martel an die Macht. In der Jugend des Philip wird das Land durch eine schreckliche Heuschreckenplage auf eine große Probe gestellt. Immer wieder fallen tausende, den Himmel verdunkelnde Schwärme von Heuschrecken über das Land her. Das Landvolk steht dem hilflos gegenüber. Die Schädlinge fressen die Landschaft kahl.

Die Klöster hingegen haben Gegenmaßnahmen ergriffen. Mit Planen und Decken schützen sie ihre Saat und die Pflanzen vor dem tückischen Zugriff der Heuschrecken. Durch das Verbrennen von trockenen Reißigs entstehen ebenfalls Barrieren gegen das Ungeziefer. Philip hat einen Gedanken. Er will mit einem großen Netz, das er zwischen zwei Bäumen befestigt hat, den einen oder anderen Schwarm fangen. Es soll als Abschreckung dienen und kann im Anschluss eine eiweißhaltige Nahrung sein. Die Familie nimmt das

Fischernetz und befestigt noch zusätzliche Decken

daran, bis es eine große Fläche überspannt. Nun wird allerlei Grünzeug am Netz angebracht. Mit dieser List soll die Jagd beginnen. Es dauert eine Weile, bis wieder ein dunkler Schwarm gespenstig über den Hof hinwegfliegt. Er dreht vor dem Haus eine Runde, als wollte er erst die Lage sondieren und stößt dann urplötzlich auf die Falle. Mit dem Fressen beschäftigt, merken sie nicht wie nach dem Kappen des Seiles der Schwarm zu Boden gedrückt wird. Es ist ein Gewusel der besonderen Art. Mit einem Dreschflegel, versucht Philip die Meute zu töten. Anschließen fädelt er das Ungeziefer auf eine Leine auf, die er im weiten Bogen um das Haus hängt. So sollen weitere Eindringlinge abgehalten werden. Der Plan des Philip scheint aufzugehen.

Seiner Frau zeugt er fünf Kinder, eins stirbt bei der Geburt, ein weiteres fällt den Pocken zum Opfer und das Dritte Mädchen erleidet ein besonders schweres Leid. Ein gelehriger Sohn und eine sehr agile Tochter erleben die Reife der Fortpflanzung. Der Tod ihrer Schwester ist für diese Zeit nichts Ungewöhnliches.

Sie ist mit dem Vater und dem anderen Gesinde im Wald, um Beeren und Pilze zu suchen. Der Vater markiert auch noch Bäume für seinen Einschlag. Zur Errichtung von weiteren Ställen ist diese Maßnahme erforderlich. Es ist alles so friedlich im Wald. Da hört Philip aus der Ferne Getrappel von Hufen. Er denkt sich nichts dabei. Als Lehnsherr in diesem Gebiet besitzt er

ein gewisses Selbstvertrauen Fremden gegenüber. Aus Neugierte geht die Tochter immer weiter zum nahe gelegenen Waldweg. Philip ist mit seinen Holt beschäftigt und das Gesinde interessiert nur das ihnen Aufgetragene. Die kleine Maid will doch sehen, was da auf dem Wege ankommt. Die Laute der Hufe werden immer mächtiger; als sie nach der Biegung eine große Horte Reiter sieht. Mit großen Augen schaut sie auf die entgegenkommenden Reiter. Nun schaut auch alle mit ihr auf die Kaiserlichen. Da geschieht etwas Unerwartetes. Philip ruft durch den Wald: „Sei vorsichtig Tochter“. Da dreht sie sich zum Vater um und geht unbewusst noch zwei Schritte auf den Weg. Die ungestüm heraneilenden Reiter erfassen den kleinen Körper und die nachfolgenden trampeln sie am Boden mit den Hufen der Pferde nieder. Ähnlich wie bei einer Fahrerflucht gibt es kein Halt der durchziehenden Horde. Geschwind rennen alle aus dem Wald der Kleinen entgegen. Es ist jede Mühe vergebens. Philip trägt den kleinen, zarten, zerschundenen Körper in den Armen in sein Anwesen. Das Leid der Mutter und des anderen Gesindes ist groß. Das Bündel wird sofort der Erde übergeben. Die anderen beiden Kinder wachsen im Sinne der Eltern heran. Mit sechsundvierzig verstirbt Philip an einer Erkältung.

47 Lux wird im Jahre 695 im Reich der Francia geboren. Es ist ungefähr dort, wo die Weser sein Ursprung hat. Sein Vater ist aus dem Norden vom Germanischen Ozean auf Geheiß des Kaisers in den Südwesten gezogen. Dort

sollen das Volk der Bavaria eingenommen werden und ans Reich mit angegliedert werden. Mit seiner Familie zieht er deshalb von der Weser an die Donau. Sie fließt direkt durch das Land der Bavaria. Auch seine Familie ist ein Spielball der Geschichte. Er hat nur wenige Möglichkeiten den Lauf selbst zu bestimmen. Auf der Iberischen Halbinsel fallen die Araber ein und er ist an der Ostgrenze des Reiches. Von seinem Kaiser erhält er zwischen Oberlauf der Donau und dem großen See am Fuße der Alpen ein großes Lehnstück. Schnell hat er mit seinen Leibeigenen einen Unterschlupf errichtet. Es ist ein Provisorium. Da seine Frau in den ersten Jahren immer im schwangeren Zustand ist, kann sie auch keine große Hilfe sein. Mit Steinen aus einem nahe gelegene Bruch entsteht das Herrschaftshaus. Die gebrannten Lehmziegel erledigen das Übrige. So entsteht in kurzer Zeit für die Umstände in diesen Jahren ein Haus für den Herrn mit seiner Familie. Die Überschreibung seines im Norden vorhandenen Gutes an einen anderen Adligen, gibt ihm auch die Möglichkeit neue noch urwüchsige Gebiete zu erschließen. Nach zehn Jahren und einigen Feldzügen gegen die Völker im Osten scheint es vollbracht. In den ersten sechs Jahren seiner Beziehung zu seiner Frau ist sie ständig im schwangeren Zustand. Trotz seines Ansitzes im sicheren Abstand von den feindlichen Horden geschieht Unvorstellbares mit seinem Anwesen. Schon aus der Ferne vernimmt er Reitergetrappel. Die Geräusche werden immer lauter untermalt mit lautem Kriegsgeschrei. Da ahnt Lux nichts

Gutes. Vorsorglich verlässt er mit Mann und Maus das Anwesen und versteckt sich im nahe gelegenen Wald. Als die wilden Fremden das verlassene Haus sehen, schauen sie verdutzt drein. Sie brandschatzen und rauben was sie können. Nur ein halbwüchsiger Sohn, der den Frevel nicht mit ansehen kann, stürzt aus dem Wald den Feinden entgegen. Schreiend in Art der Kamikaze rennt er ihnen entgegen. Zwei hieben mit dem Kurzschwert und sein Leben ist beendet. Lux sieht die Tat seines Sohns mit Fassung. Er hat sein ungestümes Verhalten mit dem Tode bezahlt. Er vermittelt seinen Kindern Wissen, damit nicht solche unüberlegten Handlungen zum Tode führen. Daraufhin galoppieren Lux mit seinem Gefolge dem Wald entgegen. Er dringt noch tiefer ins Dickicht ein. Mit seinen Leuten verbirgt er sich im Unterholz. Die bewaffneten Reiter können mit ihren Pferden nicht durchkommen. Beim Manöver mit Ross und Reiter stürzt einer zu Boden. Ein dicker Ast hat Lux einen Schlag versetzt. Benommen liegt der Krieger am Boden. Blitzschnell, nach anfänglichem Zögern, springt Lux aus dem Unterholz und sticht ihm lautlos in die Brust. Die weit geöffneten Augen des am Boden Liegenden, verheißen sein Ende. Der Rest, der schon wild davon gerittenen ist, nimmt von der Aktion des Lux keine Kenntnis. Durch den überwältigten Feind ist Lux annähernd über die Herkunft des Feindes im Bilde. Er schickt einen Boten zum König, der ihm das vorgefallenen berichtet. Er verspricht Besserung und

die Sicherung der Ostgrenze durch zusätzliche Truppen. Nach einiger Zeit ist das nur ein Lippenbekenntnis des Herrschers. Nach dem der angerichtete Schaden weitestgehend beseitigt wurde, schmiedet Lux eine Plan. Mit sechs Landsknechten will er gen Osten ziehen. Dort wird es ihm doch gelingen, an Hand der erbeuteten Rüstung mit ihrer Kennzeichnung, die Übeltäter aufzuspüren. Es kann ein Himmelfahrtskommando sein. Es ist wider der Natur, aber sein Verlangen nach Rache gelüstet ihm sehr. Noch unter dem Schutz des Blattwerkes pirschen sie sich an die unterschiedlichsten Grenzsiedlungen heran. In der größten von ihnen vernehmen sie bekannte Stimmen. Diese Großspurigkeit ist ihnen vom Überfall vor einigen Wochen noch gut bekannt. Mit der Uniform des Gegners läuft Lux durch die Siedlung. Seine Gefährten verbergen sich noch. Bis sie das lautlose Signal zum Angriff bekommen. Die in einer Hütte Bier Zechenden, sind nicht mehr Herr ihrer Sinne und liegen fast regungslos mit dem Kopf auf den Tisch. In einer Überraschungsaktion schlagen die Gefährten dem meisten die Köpfe ab oder durchbohren sie mit ihren Schwertern, trotz

ihres angetrunkenen Zustandes. Lautlos ziehen sie sich im Schutz der Dunkelheit zurück. Die Vergeltung wird erst am darauf folgenden Morgen entdeckt. Lux hat von nun an nichts mehr von den östlichen Kriegern zu befürchten.

48 Wendfried wurde 669 in Norden des Reiches der Francia als Sohn eines Adligen geboren. Die zu dieser Zeit lebenden Nachbarn an der Küste sind die Frisia und die Saxony. Die letzteren werden im Laufe der Geschichte noch in vielen anderen Gebieten Mitteleuropas auftauchen. Die Familie lebt zwischen einem großen Binnensee und dem Germanischen Ozean. Das Anwesen wurde auf einer Anhöhe errichtet. Von Zeit zu Zeit holt die Gegend eine Flut heim und weite Teile des Landes stehen unter Wasser. Wendfried kennt es nicht anders und die Flut gehört zu dem Leben der Familie, wie Sommer und Winter. Sie leben unter einem sogenannten Hausmeier, der für das Gebiet in Neustrien an der Küste zuständig ist. Mit einfach zusammen gefügten Stämmen baut man Flöße mit einem Segel und geht auf Fischfang. Generationen zuvor siedelten noch weiter am Strand bis das Meer die Siedlungen immer öfters überspülte, zogen später die Vorfahren in höher gelegene Gebiete landeinwärts, an die Stelle an der Wendfried heute mit seinen Geschwistern aufwächst. Das Leben ist durch Fischfang geprägt und sehr hart. Mit seinen Geschwistern soll er das Fischen vom Vater lernen. Es ist aber auch erforderlich, dem Umgang mit der Waffe zu

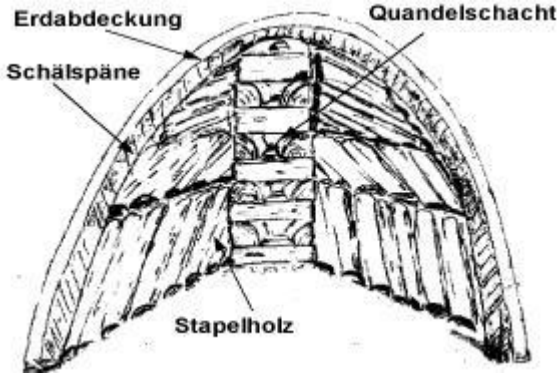
beherrschen. Sollte der Landesherr zu den Waffen rufen, muss jeder Wehrfähige dafür bereit sein. Der Alltag bestimmt das Leben die Männer. Sie fahren jeden Tag mit ihren Flößen hinaus. Eines Tages, es war im Herbst, tauchen dunkle Wolken am Nordwesthimmel auf. Die Gruppe ist mit drei Flößen unterwegs, als der Wind auffrischt und die Wellen Gischt schlagen lassen. Die Entscheidung, gemeinsam unverrichteter Dinge den Rückzug anzutreten, kam zu spät. Von den Wellen und dem Wind angetrieben, versuchen sie auf dem Floß das Land zu erreichen. Von hinten überschlagen die sprudelnden Wellen die zusammengebundenen Stämme. Jeder von ihnen hält sich mit ganzer Kraft am Ruder oder am Mast des Segels fest. Bald sind die beiden Gleichgesinnten Fischer auf ihren Flößen nicht mehr zu sehen. Der Regen peitscht Wendfried und seinen Brüdern ins Gesicht. Mit angstverzehrten Miene geht ihr Blick in Richtung Ufer. Da bringt von hinten eine große Welle eins der Flöße fast senkrecht in der Luft stehend vor sich hergetrieben. Die Männer klammern sich krampfhaft an den Balken fest. Als es kurz vor dem Überschlag ist, stürzt einer nach dem anderen in die tobenden Fluten. Die Ausläufer dieser Welle erreichen nun auch unser Floß. Der Vater Wernlin versucht mit aller Kraft und etwas List sein Gefährt mit den Söhnen und einem Diener, sicher ans Land zu bringen. Als sie sich auf einem Wellenberg kurzzeitig befinden, können sie schon das Ufer erspähen. Als urplötzlich eine Windböe das Segel erfasst und das Floß aufstellt. Mit

Schreien klammern sie sich krampfhaft an das Holz. Dabei bricht der Mast und trifft einen Bruder am Kopf und einen zweiten am Oberkörper. Sie stürzen in die reißenden Fluten und werden von ihnen verschlungen. Wernlin schaut mit seinem Sohn Wendfried den versinkenden vergebens hinterher. Sie versuchen treibend, flach auf den Stämmen liegend, das rettende Ufer zu erreichen. Mit flacher werdenden Wasser wird die See ruhiger und sie gleiten über Wellentäler und -berge allmählich ans Ufer. Sie sind die einzigen, die diesen Höllenritt überstanden haben. Bei der Ankunft ist das Leid in den Familien um den Wernlin groß. Von den sechs Kindern der Familie überlebt neben Wendfried nur noch ein Nachzügler. Zwei Mädchen rafft in der nasskalten Zeit der Sensenmann dahin. Nun ist ea aber an der Zeit den ältesten nicht nur im Fischfang zu unterrichten, sondern auch das Waffenhandwerk zu lernen. Der Vater ist ihm dabei ein guter Lehrmeister. Mit einem Holzschwert und einer stumpfen Lanze beginnt die Ausbildung. Im Reiten ist er schon ein kleiner Meister. Sein Vater muss ihm nur noch die Weichheit seiner Mutter austreiben. Ihm belastet der Verlust seiner Brüder auf dem

Germanischen Ozean noch sehr lange. Er macht sich Vorwürfe hinsichtlich seines Einsatzes im Kampf gegen die Gewalten des Meeres. Er will von nun an nicht mehr mit Flößen auf dem Meer fahren, sondern mit richtigen Booten. Es soll die Form einer lang gestreckten Ellipse haben und vor dem Kentern sicher sein. Es soll durch Segel oder Paddel angetrieben werden. So machen sie sich ans Werk, bis ein Reiter eine Depesche vom König bringt. Sie sollen in den Süden umsiedeln und die Grenzen verteidigen. In einem Tross ziehen sie mit ihrem Hab und Gut ins Landesinnere und noch weiter. Auf dem Zug stirbt der Vater und Wendfried wird Oberhaupt der Sippe.

49. Der Vorfahre des Wendfried wird im Jahre 649 als Wernlin geboren. Er ist der vierte Sohn von sieben Kindern der Familie. Sie siedeln in einer sehr reizvollen Gegend in der Mitte von Neustrien (Normandie). Mit seinen Lehnstück bewirtschaftet sein Vater eine große Fläche. Ihm unterstehen die auf dem Gebiet ansässigen Bauern und Leibeigene. Durch großes Interesse an vielen Dingen entwickeln sich die Kinder prächtig. An der Grenze zu Burgundy entsteht ein annehmliches Anwesen der Familie. Wernlin wird frühzeitig mit dem Umgang eine Axt und dem Bearbeiten von Holz gelehrt. Nebenbei erlernt er auch noch das Schmieden von Metall. Mit einem Blasebalg wird ein Feuer er entfacht, das Eisen zum Glühen bringt. Damit will er sich später

selbst Waffen und Gerätschaft herstellen. Eine Schwester wird Opfer seiner Experimentierfreudigkeit. Als er eines Tages ein Feuer anzündet, passiert das nicht Vorhersehbare. Sie will ihren Bruder zur Hand gehen und legt schon vor seiner Anwesenheit eine Lunte, an den mit Steinen gesetzten, Ofen, nicht wie Wernlin das immer macht , sondern sie hält die kleine Flamme an den Fuß, des im Meiler liegende Spanzeuges. Als fortan nichts geschieht, steigt sie auf den gemauerten Kessel



und schaut von Oben hinein. Als sich dabei nichts tut, nimmt sie einen Stock und stochert im dichten Gemisch von kleinen Holzspänen herum. Sie kann die Reaktion der Flammen nicht mehr wahrnehmen, so schnell gibt es eine Verpuffung, die die Flammen in die Höhe schlagen lassen. Das Gemisch mit Sauerstoff bewirkt eine Explosion, die sogar die gemauerte Hülle des Ofens bersten lässt. Unverzüglich steht das Mädchen wie eine lichterloh brennende Fackel auf dem Ofen. Die Wucht der Explusion stürzt sie anschließend zu Boden. Die heraneilenden können für sie nichts mehr tun. Der

Schmerz der Mutter ist unbeschreiblich, ihr kleines Mädchen so brennen zu sehen. Nach dem Begraben der Überreste verlangt die Mutter das vollständige Unterbinden solcher lebensgefährlichen Feueraktionen. Die Unwissenheit der Mutter stoppt aber nicht den Forscherdrang des jungen Wernlin. Er versucht, wider aller guten Ratschläge seine Familie, aus eisenhaltigem Erzgestein flüssiges Eisen zu gewinnen. Er verkokt Hartholz wie Eiche und Buche. Dabei bevorzugt er das Rotbuchenholz. In einem eigens dafür gefertigten Meiler will er für seinen Schmelzprozess Holzkohle herstellen. Die schon aufgefundene Steinkohle hat für ihn nicht die gewünschten Eigenschaften. Mit der Erstellung eines Meilers soll ihm das Vorhaben gelingen. Über eine Kuhle in der Erde errichtet er einen Haufen mit Holzscheiten, fast mannshoch. Dann deckt er diesen mit Reisig ab und überzieht alles mit Erde. Oben bleibt ein kleines Loch, durch das er mit glühendem Holz das Inne liegende Holz anzündet. Den Verkokungsvorgang regelt er mit der unterschiedlichen Zufuhr von Luft. So wird dem Holz die Feuchtigkeit entzogen. Durch die gasdurchlässige Außenwand entweichen alle schädlichen Gase. Nach der Zeit der Verkokung wird der Haufen geöffnet und anschließend abgelöscht. Die nun entstandene Holzkohle kann nicht nur für den Hof genutzt werden, sondern auch für Wernlin Vorhaben. Er entwickelt einen Wirtschaftszweig in seiner Region, der schon viele tausend Jahre besteht. Die Verbreitung der

Sitten, Gepflogenheiten und Techniken zieht in einer nunmehr perfektionierten Form auch Wernlin ein. Sein Vater verstirbt sehr frühzeitig. So muss der älteste Sohn der Familie den Hof übernehmen. Da Wernlin der Drittgeborene ist, zieht er, da er nicht als Knecht seines Bruders sein Leben auf dem elterlichen Hof darben möchte, sein Bündel schnürend und mit dem nicht gerade kleinem Erbteil seines Vaters in die Welt hinaus. Mit seinen Kenntnissen und Erfahrungen geht er auf Brautschau und sucht ein Stück Land für sich und seine zu künftige Familie.

50. Der anno 623 geborene Sohn, Bestlin wächst unter vier Brüder und drei Schwester heran. Schon als Kind frönt er mit seinen Brüdern dem Kampfe Mann gegen Mann nach. Er als zweiter der Geschwister ist körperlich seinem älteren Bruder noch ein wenig Voraus. In den dichten Wäldern um ihr Anwesen herum führen sie erst mit Scheinwaffen kleine Gefechte durch. Da sie die Nachfahren des hier ansässigen Lehnsherrn sind, genießen sie auch die Zuwendungen der gesamten Landbevölkerung. Als eines Tages aber ein Unglück passiert, wendet sich das Blatt. Im Kampf der Buben gegen die Kinder des Gesindes, kommt ein Junge, gerade zwölf Jahre, zu tote. Beim Gefecht mit dem Holzsäbel ist er hinterrücks den Fels hinuntergestürzt. Das Geschehene erschreckt alle sehr, obgleich die Jungs höheren Standes nicht so viel Mitleid mit dem Gesinde haben. Hoch zu Ross mit kleinen Pferden reiten sie ins Dorf und berichten das Erlebte, als unkontrolliert aus

voller Wut der Vater des getöteten Kindes auf den vermeintlichen Täter zustürzt und ihm vom Pferd reißen will. Im Gemenge zwischen Mensch und Tier steigt der Vierbeiner erschreckt in die Höhe und galoppiert davon. So von Hass erfüllt, zerrt er einen anderen Bruder des Bestlin vom Pferd und verfolgt den vermeintlichen Mörder des Sohnes. Mit wildem Gehetze schießen sie mit den Pferden durch den Wald. Der Verfolgte

schaut sich mit ängstlichem Blick immer öfter um. Der Verfolger verringert seinen Abstand zusehends. In einer Biegung des Waldweges wagt er einen Blick zurück, als ihm ein dicker herunterhängender Ast am Kopf trifft. Das Geräusch dieses Aufpralls hallt mit dem, auf den Boden schlagenden Knaben, durch den Wald. Der verfolgende Vater bremst sein Pferd mit Gewalt ab und springt zu dem am Boden liegenden Jungen. Von ihm gibt es keinerlei Lebenszeichen. Die Kopfverletzung scheint seine Schädeldecke zertrümmert zu haben. Aus der Nase und den Ohren läuft das Blut. Das eine geöffnete Auge starrt ihn regungslos an. Er fasst den Leichnam und legt ihm über den Rücken seines Pferdes. Mit dem Pferd an der Leine bringt er den leblosen

Körper seinen Eltern. Das Leid der Herrschaft und des Gesindes ist auch hier unermesslich. Die großen Tränen der Weiber schlagen zu Boden und stäuben den trocknen Boden auf. Die Erklärung des unfreien Landmannes lässt auf sich warten, bis der Rest der Brüder eintrifft. Sie erzählen ihrem Vater von der Verfolgung ihres Bruders durch den hier anwesenden Frondiener. Die vorher abgelaufenen Ereignisse lassen sie weg. Da entlädt sich aller Schmerz der schlechten Nachricht. Das ist den am Hof anwesenden aber egal. Für sie ist der Verfolger ihres Sprosses auch der Mörder dessen. Mit übermächtiger Gewalt ergreifen sie den vermeintlichen Übeltäter und wollen ihn vom Leben zum Tode bringen. Mit angstverzerrten Gesicht beteuert er seine Unschuld. Es nützt ihm nichts, die Übermacht hier am Hofe hängt ihm an der Hof Eiche auf. Er zappelt nicht lang, bis er seine Lebensgeister ausgehaut hat. Mit Genugtuung steht der Vater von Bestlin mit festen Blick zur Eiche. Der Herrschaft ist die Überreaktion schon ein wenig unangenehm, unterstreicht aber unseren Anspruch dem Gesinde gegenüber. Mit einem Erhängten ist es der Herrschaft noch nicht genug. Sie lassen den Leichnam noch mit dem Strick um den Hals zu seiner Familie bringen. Das erledigt die Dienerschaft. Der Lehnherr mir seinen halbwüchsigen Jungen und zwei Landsknechten reiten mit brennenden Fackeln zur Kade des Erhängten und brennen alles nieder. Auch machen sie alles nieder, was sie aufgreifen können. Viele fliehen in den nahe

gelegenen Wald und über den dahinter verlaufenden Fluss. Die Strafaktion ist von Seiten der Herrschaft überzogen, aber Bestandteil der damaligen Zeit. Bestlin lernt im Laufe seiner Erziehung noch mehr über sein späteres Leben. Sich im Leben durchzusetzen, ist die Voraussetzung im Überlebenskampf nicht nur zu Zeiten von Bestlin sondern über die Jahrhunderte hinweg, bis zur Gegenwart.

51. Der um 601 geborene Karle lebt mit seinen Eltern im Gebiet der Neustrien der heutigen Normandie. Im Süden erstreckt sich das Reich Ost Francien und im Norden befindet sich das Germanische Meer. In Sichtweite kann man von einer Höhe aus das gegenüber liegende Ufer von Cantia dem südlichen England erkennen. Karle, der sehr wissbegierig ist, lernt viel non seinem Vater. Nur eines liegt ihm nicht. Die Seefahrt hat er nicht im Blut. Ihm wird auf See immer sehr Übel. In Kürze plant sein Vater, ein erfahrener Handelsmann, mit den Bewohnern von Cantia Handel zu treiben. Dazu ist eine Überfahrt erforderlich. Mit den Menschen hinter dem Ozean werden Felle, Kupfer und Getreide gegen Baumwolle getauscht. Dazu wird ein Wagen mit entsprechenden Gütern gefüllt und in Richtung Meer gebracht. Die im Norden bereitliegenden drei Boote, sollen die Fracht und die Mannen über das Wasser bringen. Voll beladen bei ruhigem Seegang, stechen sie eines Morgens in See und setzen über. Das mulmige Gefühl von Karle bestätigt sich wegen der ruhigen See nicht. Trotz friedlicher Absichten sind die Männer

bewaffnet, da immer mit unvorhergesehenen Ereignissen zu rechnen ist. Als sie auf fremdem Gebiet landen, schlagen sie ein provisorisches Lager auf. So verstauen sie erst einmal die Waren an Land. Einer wird als Späher ins Landesinnere geschickt, nachdem sie die Waren die Küste hinauf gebracht haben, wird aus den mitbrachten Einzelteilen eines Karren, ein fahrbarer Transportwagen gebaut. Zu späteren Zeiten übernehmen andere diese Aufgaben. Bei solchen ersten Kontakten mit Fremden sind viele Vorsichtsmaßnahmen erforderlich. Mit der Fertigstellung des Wagens kommt auch der ausgeschickte Späher zurück. Er berichtet von einer nicht weit entfernten Kleinstadt mit einer Mauer darum. Das soll das Ziel ihres Handels sein. Zur Sicherheit belassen sie Einen bei den Booten zurück, nicht, dass bei einem Rückzug die Überfahrt nicht mehr gewehrt ist. Er soll die zusammengebundenen Boote im Anstand von der Küste im seichten Wasser ankern. Bei einem Angriff eines vermeintlichen Gegners kann auf das Meer ausgewichen werden. Die britannischen Handelsleute müssen viel bedenken. Mit siebzehn Jahren erlebt Karle sein erstes großes Abendheuer in der Fremde. Der Vater erspäht am Horizont drei auf sie zukommende Reiter. Die Männer sind leicht nervös. Mit der Hand am Schwert stehen sie hinter ihrer Ware. Der kluge Vater Urban beschwichtigt seine Gefährten. Beim Eintreffen der Drei tritt Urban als Ältester hervor. Mit freundlicher Miene grüßt er und vermittelt seine

friedvollen Absichten. Mit dem Reiten um den Tross herum prüfen sie skeptisch die Situation ab. Als sie keine Gefahr durch die Fremden erkennen, geben sie den Weg frei. Mit dem erhobenen Arm zeigend, weisen sie den Weg in die Stadt. Den Caravaner fällt ein Stein vom Herzen. Alles das beobachtet Karle mit seinen jungen Jahren sehr aufmerksam. Als sie nach geraumer Zeit ihr Ziel erreichen, werden sie schon erwartet. Viele Neugierige stehen am Stadttor und bestaunen die Fremden mit ihren unterschiedlichen Waren. Auf dem Marktplatz bieten sie ihre Dinge feil. Das Interesse der Inselbewohner ist groß. Aber auch wie bei ihnen zu Hause hat hier ein Oberhaupt zunächst die Wahl des Ersten. Mit seinen Soldaten will er sich einen Überblick über die Fremden verschaffen. Er steht Urban auf dem Marktplatz direkt gegenüber. Beide schauen sich an und Urban schmeißt demonstrativ sein Schwert zu Boden und streckt die Hände aus. Als sein Gegenüber nicht reagiert, nimmt er ein Fell und hält es ihm entgegen. Davon ist er angetan und streicht mit seiner Hand über den ihm entgegen gehaltene Pelz. Es sieht so aus, als sind nun alle Unklarheiten beseitigt. Kraft seiner Person bittet der Westsachse, den aus der Normandie

kommenden, zu sich mit seiner Ware und dem Gefolge. Das Volk zieht sich somit zurück und die Geschäfte finden auf der Burg statt. Nach reichlicher Bewirtung und englischem Bier werden die Waren ausgetauscht. Am Hof des Sachsen fällt Karle eine schöne Maid auf. Beim Verlassen verabredet man einen Gegenbesuch und weitere Handelsbeziehungen untereinander. Zur Besiegelung des Paktes wird die Vermählung von Karle mit der Tochter des Westsachsen vereinbart. Damit soll eine friedliche Koalition über das Germanische Meer hinweg entstehen. Unter dem Schutz beider Seiten entsteht ein Handel, der die Beziehungen befruchtet.

52. Der anno 576 geborene Urban ist Bestandteil einer großen Sippe. Als sich das Land der Normandie vom Reich der Francia abspaltet, schlägt sich die Familie Urbans in den Norden durch und siedelt auf fruchtbaren Boden. Im Gefolge bringt er Krieger, Freie, Unfreie und

Gerätschaften mit. Mit der Urbarmachung von Feldern muss Urban mit den Bauern die Grundlage für die Ernährung schaffen. Andere hingegen errichten Ställe und Unterkünfte. Das feucht milde Klima bedingt die Vegetation. Alles muss abgesichert werden. Man ist auch in dieser Gegend nicht vor herumstreunenden rechtlosen Gruppen sicher. So ist es geschehen eines

Tages im neunten Monat des Jahres 598 nach Christus Geburt, als ein Reiter und wildes Fußvolk mit primitiven Waffen die Siedlung des Honlin mit seinen Kindern angreifen. Der Halbwüchsige Urban muss nun seine Geschwister und die Mutter von den Gefahren des wilden Fußvolkes bewahren. Er schickt die Kleinen mit der Mutter in den im Untergrund angelegten Vorratsraum. Dann verschließt er die hölzerne Klappe im Boden und streut Erde darüber. Einen Spalt lässt er noch zur Belüftung. Als die Wilden einfallen, ist keiner zu sehen. Die eilig vom Feld herangeeilten Männer mit ihren Hieb- und Stichwaffen nehmen den Kampf auf und treiben die Fremden aus den Hütten und Kaden. Es gelingt den Gegner durch eine List, einige Lebensmittel zu entwenden und eine Hütte in Brand zu stecken. Es ist aber nicht die, in dessen Keller sich die Geschwister von Urban verbergen. Als der Spuk vorbei ist, sind ein Kind und eine Weib zu beklagen. Beide wurden hinterrücks mit Knüppeln erschlagen. Die Sippe um Hollin muss sich nun einen Plan ausdenken, der weiter Übergriffe ausschließt. Er schickt einen jungen Leibeigenen mit einem Messer bewaffnet den Räubern hinterher. Er verfolgt die Spur durch den Wald entlang eines Flusses bis in eine felsige Gegend. Dort scheinen sie zu lagern. Es besteht nur ein Zugang zur Höhle in der Höhe. Der Schein des Feuers leuchtet im dusteren Licht aus ihr. Sie sind nur greifbar, wenn sie sich außerhalb befinden. Nach einer Nacht vor den Toren des Feindes beobachtet er am Morgen den Ablauf ihrer Bräuche. Mit langen

zerzausten Haaren und nur mit einem Fell bekleidet, gehen sie keiner geregelten Arbeit nach. Nach Bedarf wird entweder geraubt oder notfalls gejagt. Nach mehr steht den Wilden nicht. Urban als Anhänger der Lehre der Christen kann mit dem Schwert eine Christianisierung versuchen. Er plant eine Taufe aller Höhlenbewohner bei gleichzeitiger Angliederung an seine Sippe. Damit will er seine Sippe stärken. Mit dem Grundsatz: „Teile und Herrsche“, geht er vor. Mit seinen Kriegern fängt er die Wilden auf ihren erneut geplanten Streifzug ab. Dabei überwältigt er eine kleine Gruppe von Nachzüglern so, dass ihre Vorhut nichts davon merkt. Als der Anführer die Fehlenden sucht, sind sie schon von den Männern des Holling fortgebracht. Nun soll es ein leichtes sein, den Rest mit seinem Reiter handhabbar zu werden. Einer versucht den Reiter und sein Fußvolk auf sich aufmerksam zu machen. Andere stehen schon versteckt bereit. Der voran hetzende Berittene wird durch einen zurückschnappenden dicken Ast aus dem Sattel geworfen. Nun fallen alle auf die schlecht bewaffneten Räuber ein und überwältigen sie. Als einziger wehrt sich ihr Anführer am Boden und stirbt durch einen Stoß in die Brust. Nun stehen die besiegten etwas gestört da und sind in ihrer Handlung unschlüssig. Nun haben sie niemand, der ihnen sagt, was sie tun sollen. Da erhebt Urban seine jugendliche Stimme und meint: „Christliche Taufe oder Tod“. Die wilden schauen sich an und verstehen nicht bis man ihn erklärt, dass es unter dem Kreuz nur einen Gott gibt. Die Gefangenen

werden ins Dorf getrieben und dort unverzüglich getauft. Nur einer schwört seinen heidnischen Gott Wotan nicht ab. Er wird noch vor dem Taufbecken geköpft. Nun sind alle Zweifel bei den anderen schnell beseitigt. Es ist erforderlich die Frauen und Kinder der Wilden aus der Höhle unter die gleiche Prozedur zu stellen. Dazu wird ein Konvertierter mit zur Höhle genommen, der dem Weibsvolk die Situation erklärt. Nach dem Tode ihres Anführers und der Aufgabe ihrer Männer haben sie keine Wahl. Bereitwillig verlasen sie ihre Höhle und folgen Urban ins Dorf zu ihren Mannen. Beim Eintreffen nach der Begrüßung ihrer am Leben gebliebenen männlichen Sippenmitglieder, werden sie ohne große Verzögerung getauft. Die so gewachsene Gemeinde schafft in der Folgezeit einen Schrein mit der Kreuzigung des Heilandes. Die erste kirchliche Stätte wird nach und nach immer weiter ausgebaut, dessen Vollendung der Vater von Urban der alte Holling nicht mehr erlebt.

53. In der Mitte des sechsten Jahrhunderts wird Holling 551 geboren. Mit seine Familie lebt er im Süden des großen Reiches der Francia oder Franken. Das Leben und die Kultur sind durch die vor über hundert Jahren abgezogenen Römer geprägt. Das milde Klima am Mittelmeer verleiht seinem Leben eine angenehme Note. Er ist das dritte Kind von insgesamt zehn. La dolce Vita herrscht bei Holling und seinen Geschwistern. Aber auch hier macht der Sensenmann vor den schwächsten keinen Halt. Trotz Leitungen zur Wasserversorgung fallen Kinder tödlichen Infektionen an heim. So sterben die Jüngsten Geschwister des Holling noch bevor sie das fünfte Lebensjahr erreicht haben. So ist auch hier die Entwicklung der Familie leicht getrübt. Der Tod reißt lücken in die Familien. Der Glaube scheint den Willen Gottes über alles zu stellen. Nach dem man, wie selbverständlich, die Verstorbenen begraben hat, gehen alle wieder an das Alltägliche. Auch damals ist das, die Ernährung der Familie und die Anleitung der Knechte und Mägde. So wird eine Hirarche aufgebaut, die sich durch alle Generationen zieht. Die Familie des Holling hat mit anderen Widrigkeiten zu kämpfen. Sein Vater Pesold erkrankt an einerAuflösung des Gehirns und läuft als etwas blödsinnig durch die Gegend. Es ist ein schleichender Prozes, der erst langsam beginnt. Er meint zu seinen Frau, dass er

Probleme habe, sich an Dinge zu erinnern. Auch fallen ihm keine Tischgebete mehr ein u.s.w.. Erst fällt sein Zustand den anderen nicht auf bis er sich verschlechtert. Mit der Zeit kann er nicht mehr ohne Aufsicht sein, da er sonst davon läuft und nicht mehr nach Hause findet. Da er auch seinen hehelichen Pflichten nicht mehr nachkommt, weil er vielleicht daran nicht mehr denkt, sucht sich sein agieles Weib einen anderen. Trotz ihrer zehn Geburten ist sie immer noch eine flotte Frau. Den Hof und die Diener beaufsichtigen die beiden älteren Brüder. Sie geben Holling schon frühzeitig zu verrstehen, dass sie die Hoferben sind. Eigendlich kann nur einer es werden nach dem Tode des Vaters. Der sich ständig verschlechternte Zustand des Alten bezieht sich nur auf seinen Geist nicht auf körperliche Gebrechen. Er nimmt Mahlzeiten zu sich, als wäre es die letzte. Des Nachts muss er in seiner Kammer eingeschlossen werden, damit er kein Unsinn fabriziert. Sein Weib hat sich schon lang ausquartiert und schläft bei einem Jüngeren im Bett. Dieser Zustand hält fast zwei Jahre an. Als der geistig verwirrte in den Wald geht und von dort nicht mehr Heim kehrt. Später wird man die Überreste seiner Leiche finden. Er wurde von wilden Tieren gefressen. Es wird vermutet, dass er von Wölfen überfallen worden ist. Als nun die Mutter ihren langjährigen Geliebten zum Mann nehmen will und somit einen neuen Herrn etaplieren will, kommt es zum Eklat. Holling hält sich aus allem raus, da er das elterliche Anwesen in Richtung Norden verlassen will. Aber die beiden älteren Brüder begehren hinsichtlich ihres Erbes auf. Es entsteht ein Steit, um das vom Vater zu Lebzeiten erarbeitete. Der neue Mann, selbst nur ein Knecht, begehrt als neuer Gemahl der Mutter, den Hof. Die Brüder, noch geeint gegen den nicht vielälteren Stiefvater schmieden ein Komplott. Bei einer Fahrt mit dem

Boot auf dem Fluß zum Meer wollen sie ihn beim Fischen ersäufen. Zunächst verhalten sie sich völlig unauffällig. Sie achten Mutter und Stiefvater, wie es ihnen der Glauben so vorschreibt. Sie gehen zur Jagd und auf Fischfang. Es scheint alles in bester Ordnung, als sie ihn eines Tages zum Fischen auf dem Fluß annimieren. Der Potente, aber nicht so helle, Stiefvater willigt ein und geht mit den, ihm umschmeichelten Söhnen seiner Frau, mit. In der Mitte des Flusses werfen sie das Netz über ihn. Durch das Schaukeln des Bootes stürzt er über Kopf in die Flut. Sie geben dem im Netz strampelten noch etwas Leine, damit die Gicht ihm das Leben auslöscht. Es vergeht eine Weile, bis er genügend geschluckt und mit dem Netz unter geht. Nun ziehen sie ihn ins Boot und wickeln ihn aus. Nach außen hin sichtlich betrübt, bringen sie den Ertrunkenen zu ihrer Stiefmutter. Sie vergeht fast vor Grahm. Die Söhne erklären ihr plausibel den Hergang seines Todes. Dabei unterlassen sie wohlweislich ihr Zutun. Als es jetzt an die Aufteilung des Hofes geht, wendet sich das Blatt. Jeder der beiden erhebt Anspruch auf den Hof. Die Mutter versucht zu schlichten, was ihr nicht gelingt. Die Auseinandersetzung eskaliert bis einer zum Messer greift und den anderen an der schulter verletzt. Nach Aufforderung der Mutter greifen die Knechte ein und bringen die Streithähne auseinander. Mit einem salomonischen Urteil, das Anwesen in zwei Hälften zu teilen soll jeder seinen Teil erhalten. Die anderen Geschwister müssen jedoch ausgezahlt werden. So erhält Holling ein Pferd und zwei Kälber, mit denen er nach Norden zieht.

54. Der geistig verwirrte Vater Pasold wurde 524 im Süden des Frankenreiches geboren.Mit Zwölf Jahren erlebt er im Jahre 536 nach Christi Geburt eine Katastrophe, die fast die ganze Welt betrifft. Im Frühjahr des Jahres bricht auf der anderen Seite der Erde ein Vulkan aus. Der Ilupago in Elsalvator explodiert. Die in die Stratosphäre hochgeschleuderte Asche zieht so über den ganzen Erdball. Die Sonne dringt auch in Mitteleuropa nur noch vier Stunden durch die mit Asche versehenen Wolken. Die Dauer dieser Klimaanomalie dauert fast zwei Jahre. Die Folgen sind niedrige Temperaturen und dadirch schlechte Ernte. Viele infizieren sich mit einen Pils aus dem feuchten und faulenden Getreide.

Das sogenannte Mutterkorn führt zu Gefäßverängungen, die Körperglieder absterben lassen. Die so gezeichneten sind zum Betteln verdammt. Der Adel und die mittlere Bürgerschaft in den heranwachsenden Städten wird durch die Kirche zur Unterstützung von Notleidenden aufgefordert, dem man aus Nächstenliebe auch nachkommt. Da alle ihre Situation von Gott gewollt hinnehmen, denkt keiner über seine Situation nach und versucht sie zu ändern. Pasold überlebt die Zeit der Dunkelheit und springt dem Teufel noch von der Schüppe. Drei seiner kleinen Geschwister sterben innerhalb von zwei Jahren. Die Nässe und Kälte setzen den Menschen zu. Nach

der Zeit der Finsternis beginnt die Ausbildung des Pasold zum Knappen.Das beinhaltet die Kunst des Jagens und die Fortbewegung zu Pferde. Nach sieben Jahren erhält Pasold die Schwertleite, den Ritterschlag für einen ausgebildeten Herrn. Der Hof im Süden liegt in dem Gebiet der Burgundi, die zwischen den Franken im Norden und dem aus Westen vordringenden Völkern der Iberischen Halbinsel. In diesem sehr bergigem Gebiet wächst Pasold auf. Seine Familie stellt den Schutz für seine leibeigenen Bauern. Im Gegenzug sind sie verplichtet, ihre Lehnfamilie zu ernähren. Er spricht ebenfalls Recht und sie müssen ihm folgen, wenn es gegen Feinde des Landes geht. Nach dem Zerfall des Römischen Reiches ziehen wilde Horden durch das Land. Sie rauben und blündern wohin sie auch gelangen. Es ist ein ständiger Wechsel von Herrschaft und Besitz. So hat Pasold seinen Vater gegenüber einen klugen Vorschlag. Mit der Schaffung eines Stollens in den Berg unterhalb der Burg soll das Familiensilber über die stürmischen Zeiten hinweg geschützt werden. Der Sohn will den alten Vater zeigen, wie er durch die Aushöhlung des Berges einen neuen Raum zur Sicherung des Hofstaates beitragen kann. Mit Bauen beginnt er im Vorhof, einen Stollen zu graben. Die Gesteinsmassen werden außerhalb der Burg aufgeschüttet. Es vergehen Monate bis mit einfachen Werkzeugen ein Vortrieb erreicht wird. Mit dem Glück des Tüchtigen gelingt ein Durchstoß zu einem Hohlraum. Gespannt wird eine Öffnung freigelegt, die in einen großen Felsendom führt. Nach einem Gang von fast zwanzig Meter eröffnet sich dem Pesold ein nicht erwateter Glücksfall. Am Boden fließt ein Rinnsal durch den Raum. Ein leichter Luftzug lässt einen zweiten Ausgang erahnen. Mit Holzscheiden entzünden die Männer ein offenes Feuer in Mitten des großen Hohlraumes. An Hand der Qualmbildung

wollen sie lokalisieren, wo eventuell der über dem Anwesen gelegene Fels den Qualm wieder frei gibt. Es dauert sehr lang, bis weiße Schwaden aus einem Felsvorsprung in schwindelter Höhe dringt. An diese Stelle ist bis jetzt noch Niemand vorgedrungen. Auch von Oben ist ein Zugang über den hängenden Grat sehr schlecht möglich. Die Sache hat nur eine Haken. Bei Belagerung muss der Stollen im Stall von außen verschlossen werden, damit Feinde keinen Zugang haben.

Nach dem Tod des Stammvaters lebt nur noch Pesold mit einem Bruder und einer Schwester auf dem Anwesen. Die Verwaltung übernimmt der ältere Bruder mit seinem Weibe. Pesold ist mit seiner Frau gedultet, wie auch die jüngere Schwester. Man proftiert von den guten Gedanken des klügeren Pasold. Als eines Tages wieder feindliche Horden durch das Land von Burgund ziehen, machen sie es wie ihnen Pasold geheisen hat. Die Frauen und Kinder mit dem Vieh werden alle durch den Stollen ins Innere des Berges gebracht. Versorgt mit allem, was zum Leben notwendig ist, wird der Eingang des Stollens zugeschüttet und mit allerlei Unverdächtigen versehen. Der Felsendom dient schon zu Friedenszeiten als Speicher für Lebensmittel. Den wilden bewaffneten Reitern aus allen Himmelsrichtungen hat die kleine Scharr des Pesold nichts entgegenzusetzen. Sie verlassen den Pallas und den Bergfried. Anschließend öffnen sie leicht die Fallbrücke und schleichen sich an der felszugewanten Seite über die Mauer nach Draußen. Als die Feinde ins Innere eindringen, finden sie eine unbewohnte Anlage vor. Die Glut, des im Hof befindlichen Schmiedefeuers, ist noch heiß. Es ist aber auch das Einzige, was an Leben erinnert. Sehr verärgert über die nicht erfolgte

Gegenwehr ziehen sie weiter durch das Land. Nach einigen Tagen kommen die Männer wieder zur Burg zurück, da sehen sie schon von Weitem, wie leichter weißer Qualm aus dem Fels quillt. Es ist ein Zeichen für das Leben der Familie im Berg. Schnell wird der veschüttete Stollen frei geräumt. Es ist eine große Erleichterung, sich wieder gesund in den Armen zu liegen. Das Alles erlebt der alte Vater Sewfried nicht mehr.

55. Sewfried wird anno 1498 geboren. Er ist der Errichter der Burg, auf der auch später, durch die kluge Politik seiner Kinder, Generationen noch leben werden. Zwei Jahre später setzt der Frankenkönig ein Zeichen mit seiner christlichen Taufe. Als Mann von Stande wird auch Sewfried getauft.

Damit sind in der Familie die Weichen gestellt. Mit dem Kreuz im Rücken wird der Glaube durchgesetzt. Sein Verdienst in der Familiengeschichte ist nicht etwa die Christianisierung, sondern der Bau von Kanälen und Wasserleitungen. Diese Kenntnisse hat er von den römischen Besatzern gelernt. Durch aneinander gelegte Baumstämme, die kernmäßig ausgehöhlt wurden, fließt das Wasser mit Gefälle zu den Verbraucher. Unterschiedliche Zwischenbecken fungieren als

Verteiler und Schieber zum Absperren. Die Mühe des Brunnengrabens war sehr oft nicht möglich. Sewfried ist nicht nur Lehnsherr, er beherrscht auch die Künste des Handwerks. Mit seiner Frau hat er vier Kinder von denen zwei versterben. Er stürzt sich so in seine Arbeit, dass er nicht merkt wie sich seine Frau von ihn entfernt. Er legt Holzleitungen vom Berg herunter über ein Viadukt in seine Burg. Dort fließt immer frisches Wasser zum Verbrauch der Herrschaft und des Gesindes. Dem Vorbild will auch die Siedlung der freien Bauern nachfolgen. Gemeinsam werden geeignete Bäume geschlagen und zur Durchleitung von Wasser vorbereitet. Die gezapften Verbindungen schmieren sie mit harzähnlichen Kleister ein. So kann die Leitung über zwanzig Jahren halten und funktionstüchtig bleiben. Damit ist der junge Sewfried im Burgunden Land ein Spezialist unter den Wasserbauern. Vielfach wird sein Rat gefragt und er ist mit dem Pferd viel unterwegs. Zuhause entwickelt sich putzige Lust. Die Kinder werden vom Gesinde erzogen, weil sich seine Frau anderen Dingen widmet. Die Beaufsichtigung und Anleitung der heimischen Textilarbeiten füllt sie schon lang nicht mehr aus. Sie sucht neue Herausforderungen. Aus der Geschichte der Besatzung durch die Römer sind ihr noch einige Spiele und Zeitvertreibe bekannt. Durch den Verfall der Sitten und der Kultur erhalten östliche Einflüsse immer mehr Einzug in das tägliche Leben. Sewfrieds Frau ist körperlich einem Mann ebenbürtig. So ist es nicht verwunderlich, wenn sie mit dem Schwert

ausreitet und die Gegend unsicher macht. Eines Tages lernt sie einen Burschen kennen, der ihren Vorstellungen entspricht. Es ist ein kahl geschorener kräftiger Mann, der auf dem zweiten Blick der Geliebte der Frau des Sewfrieds wird, alle weit abseits von des Mannes Einblick. Obgleich sie wissen, dass auf den Frevel der Tod durch die Pfählung steht, wollen sie nicht voneinander lassen. Bei einem Besuch des Sewfrieds in seiner Burg bemerkt er nicht die Kälte seiner Frau ihm gegenüber. Die Kinder berichten im nur von der ständigen Abwesenheit der Mutter. Daraufhin stellt er sie zur Rede und erwartet eine Rechtfertigung ihrer Seite. Sie aber stellt ihn als Schlappschwanz hin und wirft ihm vor, sich nur mit seinen Wasserleitungen zu beschäftigen. Die Ausbildung der beiden Söhne liegt in der Hand von Gesinde und Gefolgsleuten. Nach einem Jahr spitzt sich die Situation zu. Die Büttel der Stadt tragen das Verhalten seiner Frau an ihm heran. Gleichzeitig sperren sie das untreue Weib in den Kerker. Der Geliebte folgt ihr alsbald nach. Nun kann Gericht gehalten werden. Der Ehebruch ist der Bruch des vierten Gebotes Gottes und muss geahndet werden. Der Tag der Verhandlung vor dem Gericht ist wie immer eine öffentliche Veranstaltung zur Belustigung und auch Abschreckung für das einfache Volk. Zunächst werden die Gefangenen aus dem Kerker auf den Richtplatz gebracht. Dort trägt ein Büttel (Polizei) die Anklage vor. Ein empörtes Raunen zieht über den Platz. Die Beschuldigten erhalten die Möglichkeit, sich zu den

Vorwürfen zu äußern. Der Geliebte fleht um sein Leben und gelobt Besserung. Die stolze Frau des Sewfried hingegen hat den Anschuldigungen nichts hinzuzufügen. Sie ruft stattdessen noch mehr Frauen zum ungehorsam auf. Damit steht das Urteil für den Richter fest. Beide sollen zur Abschreckung ihres Handelns auf dem Marktplatz gepfählt werden. Mit Vollstreckung des Urteils werden beide durch die untere Körperöffnung langsam auf einen spitzen Pfahl geschoben bis er an der Brust wieder austritt. Der Durchstoß verletzt die inneren Organe so, dass es in Folge zum Tod kommt. Sewfried ist bei seinen Kindern einsam verstorben.

56. Ekarius wird 471 als Sohn eines römischen Stadthalters mit der Stammestochter eines Burgunder Fürsten gezeugt. Das seit fast acht hundert Jahren existierende Römische Reich um das Mare Internum (Mittelmeer) herum ,beginnt mit der Zeit zu zufallen. Er sieht sich noch als letzte Bastion des seit zwanzig Jahren zerfallenden Reiches. Das Vermischen der Kulturen und Menschen aus den unterschiedlichsten Gegenden lässt eine neue Qualität erahnen. Stattdessen verbreiten Krieg, Hunger und Naturkatastrophen Angst und Schrecken im frühen Mittelalter. Der junge Ekarius wird aristokratisch erzogen. Als Sohn des Stadthalters lehrt man ihm, neben den schönen Dingen, auch die Kunst des Krieges, wie seit Jahnhunderten im Reiche so üblich

ist. Sein Vater ist, von Rom auserkoren hier an der Nordküste des Mittelmeeres die Stellung zu halten. Weit vom nordöstlichen Limes zu den Germanen entfernt. Der Vater vermittelt dem Ekarius seine Werte und die Mutter will ihm die Tugenden der Franken beibringen. So profitiert er von der Erziehung zweier unterschiedlicher Ordnungen und Abstammungen. Seine Freunde sind zu meist die Kinder von römischen Aristokraten. Mit Stolz steht Ekarius auf der Straße, die sein Vater erbauenließ. Er hatte diese im Auftrag seines Kaisers getan. Bei seinen Freunden erwirbt er sich somit hohes Ansehen. Leider sind das die Errungenschaften seines Vaters, er hat aber selbst keine Hand anlegen müssen. Dem Ekarius liegen mehr das Raufen mit den Anderen und der Kampf Mann gegen Mann. Die Zeit der Gladiatorenkämpfe ist schon vorbei aber beim Ringkampf und bei Faust Gefechten fühlt sich Ekarius wohl. Er ist seinen gleichaltrigen in jeder Hinsicht voraus. So beginnt schon frühzeitig die Ausbildung mit dem Schwert. In der traditionellen Rüstung eines Römers wird er fern der Heimat zum Legionär ausgebildet. Dabei widerfährt ihm auch die Zucht und Ordnung, die ihm unter seinen Eltern gefehlt hat. Der Herkunft her, nur ein halber Römer mit fränkischen Blut, versucht er diesen Makel durch überdurchschnittliche Leistungen zu ausgleichen. Es wäre alles so schön, wenn nicht der gleichalte Sohn des

Stadthalters einer afrikanischen Provinz seinen Plan zu Nichte machen würde.

In allen Belangen der Ausbildung versucht sein Widersacher, seine Kompetenz zu untergraben. So entstehen zwei verfeindete Gruppen junger Legionäre im Ausbildungscamp. Vor dem Abschluss wollen alle Beide die Entscheidung erzwingen. Der Beste soll nach Aussagen der Ausbilder eine Legion gegen den Feind führen. Der unerhörte Druck sechstausend Legionäre zu befehligen, lastet auf beiden. Dabei spielen die anderen Jungkämpfer eine unbedeutende Rolle. Es dreht sich im letzten Jahr nur alles um ein Thema. Wer ist der Bessere? In den theoretischen Prüfungen liegen beide gleich auf. Im Kampf untereinander muss Ekarius einiges einstecken, da ihm es an Praxis fehlt und eine besonne fränkische Ader in ihm fließt. Der Tag des Abschlusses und der Entscheidung, wer die Legion anführen soll, naht. Hoch motiviert treten beide zum Entscheidungskampf gegeneinander an. Bis hier her stehen beide in der Gunst der Senatoren gleich auf. Es muss nun das Kräftemessen bringen. Der Kampf mit stumpfem Speer und Schwert dauert an. Die Schilde prallen aufeinander und erzeugen eine unheimliche Stimmung, als beim Rückwärtsgehen Ekarius stolpert und zu Boden stürzt.

Diese Situation nutzt sein Gegner aus und setzt seinen Sperr an die Kehle des Ekarius. Den Blick zu den Senator gewandt, signalisiert er die Entscheidung des Kampfes. Enttäuscht erhebt sich Ekarius schwerfällig. Er hätte sich und seinem Vater gern die Legion geschenkt. Für ihn bleiben trotz der Niederlage noch lohnenswerte Aufgaben in seinen angestammten Nordgebieten. Nach dem jeder, nach Abschluss der Ausbildung, seiner vorgegebenen Aufgabe nachgeht, erreichten die Gebiete im Norden die Nachricht vom Zerschlagen einer Legion in Marokko durch die Berber. Das Wüstenvolk hat die römischen Krieger in der Wüste aufgerieben. Das schwere gepanzerte Fußvolk hat keine Chance gegenüber den leichten berittenen Berbern. Ekarius erlebt aus der Ferne den Untergang seines Widersachers mit Genugtuung. Mit seiner Stationierung unweit von seinem Heimatort entfernt gründet er eine Familie und zeugt reichlich Nachkommen.

57. Jylke wird im Jahr 449 in der römischen Provinz Aquitanien, den heutigen Südwestfrankreich, geboren. Er ist wie alle „Bestandteil“ des römischen Imperiums. Als Sohn des Wilbold, der mit seiner Legion vom Norden Galliens kam, wächst Jylke im warmen Süden am Mittelmeer auf. Es ist die Zeit, in der die Reiterhorden der Hunnen nach Westen drängen. Mit Kriegern, die von galoppierenden Pferden aus ihre Pfeile sehr

treffsicher abschießen, überziehen sie das Land. Unter den Völkern der Germanen rechts des Rheines gibt es die größten Verluste. Die noch sehr wild in den waldreichen Gebieten lebenden Markomannen, Hermunduren, Cherusker und Langobarden haben den Reitern nicht viel zuzusetzen. Jylke erfährt von den Untaten der Wilden aus dem Osten von den Erzählungen seines Vaters. Er wächst in Mitten der kämpfenden Truppe auf. Seine Mutter arbeitet in der Versorgungsmaschinerie der Legion. Die Stationierung an einer Stelle lässt die Kämpfer fett und träge werden. Als einzige Beschäftigung verbringen sie den Tag als Bausoldaten. Mit der Errichtung fester Behausungen sind sie vielen anderen voraus. Durch das Vordringen der Hunnen im Norden erhalten sie den Marschbefehl. Um nun die sechs tausend Mann starke Truppe in Gefechtsbereitschaft zu bringen, muss sie weite Strecken marschieren und bei allen Witterungslagen im Feldlager campieren. Nun ist es ein Vorteil, dass sich die Legionäre in den Wochen des festen Lagers einen Bauchspeck angefressen haben. Jylke, als Führer einer kleinen Gruppe, versucht seine Männer bei Laune zu halten. Die schwerfällige Fußtruppe durchzieht, entlang des Flusses, die Landschaft. Immer einige Späher voraus mit leichtem Gepäck zieht sich der träge Wurm der gepanzerten Männer durch das Tal. Gesichert wird der Tross auf den östlichen Höhenzug durch die, in der Sonne glänzenden Helme weit hin sichtbaren Legionären. Römer sind sich ihrer Überlegenheit eben

sicher. Als sich nach tagelangen Marsch der Fluss noch Norden windet, verlässt die Legion die Tiefebene und campiert auf einer Lichtung. Bis jetzt hat Jylke noch keine Wilden gesehen. Die Erstellung eines Lagers signalisiert eine längere Rast. In der Zukunft entstehen an solchen Stellen sehr oft Siedlungen, die sich über die Jahrhunderte zu Städten entwickeln. Eines Tages kommen Späher ins Lager zurück und berichten von Reitertruppen auf kleinen wendigen Pferden. Die Krieger schießen vom Pferd aus ihre Pfeile ab. Scheinbar angetrieben durch sinnlose Zerstörungswut, streifen sie durchs Land. Sie erscheinen wie ein Sturm am Horizont und verschwinden auch so schnell wieder. So bleiben nur Zerstörung und Tod zurück.

Jylke hat noch keinen Kampf gegen die Hunnen geführt aber hat schon viel davon gehört. Das geschwächte römische Reich in zwei Teile aufgeteilt, zahlt schon Tribut an das Volk der Hunnen. Mit seiner Ausbreitung auf dem Balkan ist das Reitervolk nicht zu frieden. Immer öfters gehen sie auf Streifzug in fremde Gebiete. Dem soll Jylke mit Einhalt gewähren. Seine Frau ist nun schon das zweite Mal schwanger. So spielt sich das Familienleben in der Legion ab. Diese vom Staat

vorgegebene Idylle soii ein jähes Ende finden. Eines Tages, völlig überraschend, dringen berittene Horden von ungefähr fünfhundert Mann ins Lager ein. Sie schießen auf alles, was sich bewegt oder gerade ruhend am Boden liegt. Das Signal der Späher kommt zu spät. Die Formierung der scheren Krieger dauert zu lang auch Jylke kann sich der fliegenden Pfeile fast nicht erwehren. Mit der Einsatzbereitschaft der Legion sind die Hunnen schon wieder verschwunden. Mit der Ausrichtung der Kämpfer nach Osten greifen die Feinde von Westen das Lager an. Lautlos fallen zunächst die Wachen als berittene ihre Pfeile über dem Lager aufschließen. Es besteht ein heilloses Durcheinander Die Weiber und Kinder der Legionäre verbergen sich vor den Hunnen. Die nunmehr von zwei Seiten einfallenden sind mit ihrer Kavallerie dem schweren Fußvolk der Römer überlegen. Jylke formiert seine Leute zum Angriff, da zieht sich der Feind schon wieder zurück und erscheint an einer anderen Stelle erneut. Bei diesem Durcheinander trifft ein Pfeil der Hunnen die Frau des Jylke. Er durchbohrt erst das vor der Brust haltende Kleinkind und dringt dann in den Oberkörper der Frau ein. Der ältere Sohn steht daneben und schaut mit großen Augen der Mutter ins leblose Gesicht. Mit offenem Mund sinkt sie zu Boden. Jylke bemerkt den Verlust erst später. Die Barbaren haben der Legion einen schweren Verlust zugefügt. Auf Grund seines militärischen Einsatzes wird Jylke befördert obgleich,

ihn das nicht über den Verlust seines Kleinkindes und seiner Frau hinwegtröstet.

58. Der Wibold wird 412 als Sohn eines Mitgliedes der römischen Legion im Norden des Reiches geboren. Auch hier ziehen die Familien mit den Legionen durch das Land. Manche Jahre stehen sie als Bollwerk des Reiches an einer Stelle. Wibold wächst in der näheren Umgebung eines Grenzlagers zum Rhein auf.

Die entstehenden Städte längsseits des Flusses prosperieren durch die Kraft der Römer und deren Wissen. Das Reich hat fünfzig Provinzen zu verwalten, was schon über mehrere hundert Jahre gelingt. Wibold hat das Glück in diese Zeit hineinzuwachsen, die ihm und seinen Geschwistern fast ohne Kriege und Überfälle heranwachsen lassen. Der Gürtel des Reiches um das Mittelmeer herum, ist nur im Gebiet des heutigen Griechenlandes unterbrochen. Als nun eines Tages Wibold im heiratsfähigen Alter ist, hat sein Vater schon eine entsprechende Braut für ihn ausgesucht. Sie stammt ebenfalls von einem gut situierten

Römergeschlecht ab. So richtig behagt das Wibold aber nicht. Als es erst nur mit wenigen Familien über den Rhein kommenden anfängt, wird der Zuzug aus dem Gebieten rechterseits des Flusses immer größer. Die Not zwingt, die in den Germanischen Wäldern lebenden Stämme der Alemannen und Saxonen, auf der Suche nach Nahrung den Limes zu überqueren und sich der modernen römischen Gesellschaft unterzuordnen. So kommt auch Wibold mit einer Bildhübschen jungen Frau der Saxonen zusammen. Die Familie der eventuellen Braut hält sich zurück. Sie würde aber einer Verbindung nicht im Wege stehen, wenn da nicht die ihm schon versprochene Römerin wäre. In ihrem Hochmut nimmt sie von der Flüchtlingsfrau keine Notiz. Wibold hingegen veranlasst die Aufnahme von Saxen im Haus seines Vaters. Einige Römer laufen wegen der zunehmenden Germanisierung der römischen Kultur Sturm. Sie bilden den Verein: „Patrioten gegen die Germanisierung des Reiches“. Lautstark werden vor den Unterkünften der Zugezogenen krakeelet. Die Legionäre haben alle Hände voll zu tun. Wibold, mit seiner Liebe zu einer Sächsin, versteht die Bedenken seiner Mitmenschen nicht. Die Provinzen des Reiches benötigen immer neue Menschen, um die ehrgeizigen Pläne seiner Herrscher durchzusetzen. Die satten Römer haben Angst, von ihrem Reichtum etwas an die Neuankömmlinge abzugeben. Wilbold will mit der Eheschließung mit einer Fremden ein Zeichen für die Einstellung liberalerer Bürger Roms setzen. Unter

Verachtung, Hohn und Spott findet die Vermählung statt. Eine Woche zuvor nimmt seine Zukünftige den christlichen Glauben an. Mit der Taufe ist der Eintritt gewährleistet. Als Exempel vergibt der Gouverneur an das junge Paar Land und eine Unfreie. Etwas abgelegen, erhalten die Schwiegereltern seiner Braut eine Siedlungsfläche als Altenteil. In der Zeit, als Wibold mit dem Heer am Niederrhein gegen die Burgunder zieht ist seine Frau mit den Kindern und dem Gesinde allein zu Haus. 436 besiegen die römischen Legionen die Burgunder. Zufrieden und in seiner Selbstsicherheit gestärkt, treten die Krieger die Heimreise an. Noch weiß Wibold nichts von dem, was zu Hausen geschieht. Seine zuerst Versprochene hat den offenen Kampf mit seiner Frau gesucht. Untypisch für eine Römerin zieht sie mit Schwert und Schild wie ein Mann gegen die ehemalige Sächsin. Im Beisein der Kinder kommt es zu einem erbitterten Kampf beider Frauen. Es ist lange keine Entscheidung abzusehen. Ob nun aus Entkräftung oder Unachtsamkeit rutscht der Frau des Wibold das Schwert aus der Hand. Da gibt ihr die Römerin ein Stich in das Herz. Sie taucht unverzüglich in das Reich der Toten ein. Als sie ihr schändliches Werk mit der Tötung der Kinder fortsetzen will, erspäht sie aus der Ferne das näher rückende Heer. Das Gesinde wirft sich schützend vor die Kinder des Wibold und verhindert somit noch Schlimmeres. Der freudig herbei eilende Hausherr muss nun Schreckliches Erfahren. Sein Weib tot am Boden, die Kinder verstört und die wütende Attentäterin auf

der Flucht. Wilbold beginnt mit der unverzüglichen Verfolgung des Mörders seiner Frau. Er will sie richten oder vor einem Gericht zur Verantwortung stellen. Nach einem Ritt von fast einer Stunde ist die Übeltäterin gestellt. Er muss sehr an sich halten, sie nicht gleich zu köpfen. Seine Kameraden halten ihn davon ab. Später wird sie vor einem ordentlichen Gericht zum Tode verurteilt. Die Kinder werden erst durch die Bediensteten und später durch eine neue Gefährtin aufgezogen, mit der er auch noch drei Nachfahren hat.

59. Sein Vater Hermann ist ebenfalls „Bestandteil“ der römischen Verwaltung im Nord-Osten des Reiches, wohin er erst abkommandiert wurde. Er ist im Süden der iberischen Halbinsel geboren. Seine Familie lebt in einem Gebiet, was man später mal Andalusien nennen wird. Am Fuße eines Höhenzuges auf einen kleinen Hügel erblickt Hermann im Jahre 387 nach Christus das Licht der Welt. Mit seinem Vater wächst Hermann in einem gepflegten römischen Elternhaus auf. Der Schwachpunkt in dieser leicht dekadenten Gesellschaft ist seine Mutter, eine Römerin mit andalusischen Wurzeln mit tief schwarzen Haar. Sie hat neben Hermann noch drei weitere Kinder. Er als jüngster, ist das Nesthäkchen. Seine Mutter schleppt ihn überall mit hin und legt ihn unter einer Pinie ab. Dann verschwindet sie eine Zeit lang und erscheint fröhlich und munter wieder bei Hermann. Manchmal trägt man ihr auch

Waren, die sie gekauft hat hinterher. Wenn zu Hause die älteren Geschwister den kleinen Hermann fragen, kann der ihnen nicht erzählen wo die Mutter gewesen ist. Der Vater geht seinen Verwaltungsaufgaben nach und bemerkt die Aktivitäten seiner Frau nicht. Nur der heranwachsende Hermann wird bei den Ausflügen mit der Mutter immer neugieriger. Sie sieht es schon als normal an, mit den nun schon Halbwüchsigen, in die Stadt zu gehen und ihm dort an einer festen Stelle abzusetzen. Mit etwas Spielzeug versehen, parkt sie ihn auf einer Grünfläche. Als er eines Tages Hunger und Durst in der brütenden Hitze verspürt, macht er sich auf die Suche nach seiner Mutter. Die Siedlung ist in den letzten Jahren enorm angewachsen. Die Römer haben Straßen und Kanalsysteme angelegt, die das Abwasser fortführt. Über Viadukte gelangt Frischwasser in die Häuser. Hermann läuft die Straßen ab und sucht seine Mutter. Er bemerkt im Zentrum der Stadt eine Häufung von kleinen Hotels und Phallussymbolen auf den steinernen Wegen. Da kommt ihm seine Mutter mit schnellen Schritten um die Ecke gebogen. Erschrocken, aber fröhlich, meint sie zu ihm: „Was machst du denn hier“? „Ich habe Hunger und Durst, Mutter, und suche dich“, meint Hermann. Sie streicht den kleinen Hermann über das Haar. Auf ihrem Weg durch die Häuserzeilen wird Mutter von vielen freundlich gegrüßt. Hermann bemerkt aber nicht, wie verächtlich so manche Römerin ihnen hinterher schaut. Die Zeit schreitet fort und vor Hermann stehen andere

Aufgaben. Die schulische Erziehung und der militärische Tritt stehen nun im Mittelpunkt. Als seine älteren Geschwister leise etwas tuscheln. Hermann will wissen, um was es sich bei ihren Gesprächen handelt. Zunächst hüllen sie sich in Schweigen, dann weihen sie Hermann vorsichtig mit ein. Mutter betreibe in Zentrum ein Bordell und geht selbst dem Gewerbe nach. Bis jetzt hat sich noch keiner Gedanken gemacht, wieso Mutter ab der neunten Stunde Tageslicht unterwegs ist und woher das Geld der Familie stammt. Der viel beschäftigte Vater, hat seiner dominanten Frau gegenüber wenig Parole zu bieten. Als sich nun eines Tages der Vater mit seinen Freunden in den Gassen der Stadt etwas vergnügen will, betreten sie eine Taverne mit dahinter liegenden kleinen Zimmern mit Gespielinnen aller Art. Von einem Gang aus gehen beidseitig Zimmer ab. Die Wände sind mit erotischen Bildern versehen, die die Vorzüge der jeweiligen Liebesdienerin darstellen. Nach leichtem Gezech begeben sie sich in die hinteren

Räumlichkeiten. Die Bezahlung erfolgt an der Theke und richtet sich nach der jeweiligen Herkunft der Dienerinnen.

Nach Beendigung eines jeden Aktes treffen sich alle wieder vor der Taverne. Der letzte prahlt mit seinem Erlebnis. Seine Gespielin wäre die Frau des Wolters gewesen. Für sie habe er auch weitaus mehr löhnen müssen, als die anderen Lüstlinge bei den Sklavinnen. Wolters kann es bald nicht glauben, so von seinen Freunden brüskiert zu werden. Mit eiligem Schritt stürmt er durch die Taverne in den dahinter liegenden Gang. Dann schreit er vor Wut den Namen seiner Frau. Langsam öffnet sich eine Tür und sein Weib schaut verschmitzt durch einen Schlitz nach dem Rufenden. Für den Vater von Hermann bleibt die Zeit stehen. Er ergreift sein Weib, die Hure, an den Haaren und will sie ins Freie zerren. Auch wenn auf dieses Verbrechen die Todesstrafe steht, entgegnet sie ihm verschmitzt.

„Mann, handle doch mit Bedacht“! „Was gibt es da zu überlegen“, erwidert er. Sie zu ihm: „Wenn du mich des Ehebruchs anklagst, kommt auch mit zur Sprache, dass du deine Ehepflichten nicht mehr erfüllst, du würdest den Kindern ihre Mutter nehmen und bist der Gehörnte unter deinen Freunden. Willst du das alles aus gekrängtem Stolz auf dich nehmen“? Kurz abwägend, lässt er von seiner Frau los und streicht ihr das Haar glatt. Als wäre nichts gewesen gehen alle zufrieden nach Hause, als hätte es diesen Tag nicht gegeben. Herman tritt nach seiner Ausbildung zum Legionär in das Heer ein und verlässt die Gegend um Andalusien. Bevor er stirbt, zeugt er seiner zukünftigen fünf Kinder.

60. Der bereits erwähnte Wolter wird 359 in einer Provinz in Nordafrika geboren. Zu dieser Zeit ist die Gegend die Kornkammer des Reiches. Sein Vater betreibt mit seinen Sklaven einen intensiven Feldbau mit gleichzeitiger Viehwirtschaft. An Essen und Trinken mangelt es der Familie nicht. Nach Süden hin, muss sich das reich nur gegen die hin und wieder einfallenden Reiter der Berber schützen. Das Wüstenvolk will vom schönen Leben des Römerreiches einen Anteil bekommen. Ähnlich wie im Norden die Hunnen mit ihrer Kavallerie eingefallen sind, versuchen es von Süden die Berber, nur in einem kleineren Rahmen. Wolter werden alle Kenntnisse des Vaters hinsichtlich des Pflanzenanbaus vermittelt. Er soll später die

Anbaufläche übernehmen und erweitern. Schon die Eltern von Wolter müssen mit einem immer schlechteren Klima leben. Das beeinträchtigt auch die Ergebnisse der Ernten. Indes zu Kindeszeiten des Wolter in Nordafrika weitgehende Ruhe herrscht, kämpft des Reich an den verschiedensten Fronten in Persien und Britannien. So will der junge Wolter auch mit in den Krieg gegen die Feinde ziehen. Dazu reist er mit einer Getreidelieferung nach Rom, um sich dort umfassend ausbilden zu lassen. In den Kämpfen untereinander hebt er sich nicht besonders hervor. Seine Stärken liegen mehr auf dem Gebiet des Organisierens, den Anbau von Früchten und der Verwaltung der Güter des Reiches. Mit seiner körperlich sehr weichen Art ist er seinen Gegenspielern im Kampf immer unterlegen. Geht es aber um das Besorgen von Wein und das Brauen von Bier ist er unschlagbar. So macht er seine Freunde gefügig und entwickelt bald einen florierenden Handel mit alkoholischen Getränken. Er hingegen entsagt dem Genuss des Alkohols immer öfters. Seine Lehrer und Ausbilder erkennen die Fähigkeiten des Jungen Wolter und nehmen ihn aus dem Drill des Heeres heraus. So kann er sein Talent in der Verwaltung und im Handel einbringen. Auch sie profitieren von den Kenntnissen ihres ehemaligen Schülers. Seine alten Kameraden ziehen als frisch gebackene Legionäre nach Osten gegen die einfallenden Hunnen. Das süße Leben des Wolter scheint fast ungetrübt. Ein reicher Kaufmann hat ein Auge auf ihn. Mit ihm macht er

Geschäfte aller Art. Die noch in seinem Haus lebenden Töchter will er unter die Haube bringen. Die agilste der Drei fällt ihm sofort ins Auge. Er, mehr schwächlich aber wortgewandt, wird durch den Hausherren in die Familie eingeführt. Bei seinem Auftritt ist das Getuschel der beiden kleineren Töchter zu hören. Die älteste der Schwestern steht, den Blick nach unten gerichtet, an der Seite und gibt sich ganz unschuldig. Nach der gegenseitigen Vorstellung begeben sich alle zu Tisch. Aus dem Gespräch mit seinem Gastgeber, der sein Vater hätte sein können, ergibt sich das schon erwartete. Der Kaufmann fragt ihn nach seinen Plänen aus und offeriert gleichzeitig eine seiner Töchter. Nur sind die Vorstellungen des Vaters etwas anders als die der Kinder. Indes der eine das junge Mädchen verheiraten will, hegt Wolter Ambitionen auf die so

ruhige älteste der Geschwister. Das soll wie so oft ein Trugschluss sein.

Nach einem zweiten Zusammentreffen im Haus des Kaufmanns ergreift die spätere Frau des Wolter die Initiative. Mit klugen Worten garnt sie ihren Zukünftigen ein. Die Vorstellungen ihres Vaters werden vom Tisch gefegt. Mit einem festen Ziel vor den Augen, redet sie auf Wolter ein und prophezeit ihm mit ihr eine glänzende Zukunft mit vielen Kindern. Er ihr kommt gegenüber nicht an und lässt es mit sich geschehen. Nach diesen so glänzend ausgemalten Zeiten bleibt Wolters nicht mehr viel Spielraum sich zu entscheiden. Im Hause des zukünftigen Schwiegervaters hält er schließlich um die Hand der ältesten Tochter an. Die Eltern sind zunächst sehr verwundert und schauen sich fragend an. Dann stimmen sie dem zukünftigen Schwiegersohn zu. Das alles scheint etwas überstürzt,

aber die Zukünftige ist schon in froher Hoffnung. Mit den herangeholten Eltern des Wolter findet in Rom eine Blitzhochzeit statt. Schon nach der Eheschließung entpuppt sich das Weib als dominant in der Beziehung. Mit einer guten Ausbildung und reichlichen Beziehungen treten sie in einer der vielen Provinzen eine Verwaltungsstelle an. Dabei sind ihm seine Kenntnisse im Handel von Vorteil. Aus der schwierigen Ehebeziehung entstehen vier Kinder. Er stirbt im Alter von zweiundfünfzig Jahren an Übergewicht.

61. Der im Jahre 327 geborene Lenz wächst bei seinen Eltern in einem anderen Teil des Reiches auf. Mit drei Jahren zieht er mit seinen Vater zur Einweihung der neuen Hauptstadt nach Konstantinopel. Seine Mutter bleibt schwanger in der Nil- Ebene zurück. Der kleine Lenz soll die Feierlichkeiten der Hauptstadt hautnah miterleben. Von den Kornkammern des Reiches aus ziehen sie über Land Judäa quer durch Anatolien an den Bosporus. Anfang Mai kommen sie nach der beschwerlichen Reise an. Sie sind nicht allein auf den Weg in die neue Metropole. Aus dem ganzen Reich strömt man zusammen. Leider sind nicht nur ehrbare Fahrens-Leute unterwegs, sondern auch viele Vagabunden und Diebe sehen in den Reisenden eine lohnende Beute. Die befestigten Straßen durch das Reich sind auch Schneisen des Verbrechens. Trotz der straffen Kontrollen der Römer treten immer wieder

kleine Unruhen auf und Kriminelle gehen ihrem Tagwerk nach. Die Hinreise verläuft ohne große Probleme. Die Raststätten am Wegesrand sind ausreichen gesichert. So haben die Reisenden auch hinreichenden Schutz vor Räubern. Nach dreißig Tagen erreichen sie das Ziel. Die Gäste werden entsprechend nach den Provinzen in die Stadt eingewiesen. Als Mitglied einer der reichen Provinzen ist er bei den anderen gut angesehen. Für den kleinen Lenz ist das natürlich ein Erlebnis. Er erlebt mit seinen Vater eine solch große Stadt und kann eventuell sogar einen Blick auf den Kaiser erhaschen. Am Tag der großen Parade stellen sie sich schon zeitig am Straßenrand auf. So wollen sie sich eine gute Sicht auf den Festzug sichern. Es ist ein gigantisches Fest in der Stadt. Die Strecke ist ebenfalls mit vielen Legionären versehen, die den reibungslosen Ablauf garantieren sollen. Nach fast zwei Stunden sind Fanfaren zu vernehmen, die den Beginn des Zuges ankündigen sollen. Aus der Ferne ist schon die bejubelnde Karawane erkennbar. Langsam steigert sich die Stimmung. Die Zuschauer jubeln und preisen den Kaiser. Lenz ist schon ziemlich aufgeregt, obgleich sie schon so lange warten mussten. Der Festzug soll fünfzig Festwagen umfassen. Jede Provinz soll den Wagen typisch für die jeweilige Region präsentieren. Entlang der Feststrecke säumen Fahnen und Symbole des Reiches die Straße. Als Vorhut bilden beidseitig schwere prachtvoll geschmückte Reiter die Grenze zwischen den Teilnehmern und den Zuschauern. Lenz

sieht sich schon im späteren Leben auf einen solchen Pferd. Aus Wagen zwölf ist der des Kaisers angekündigt. Von weiten kann er schon die rollende Burg des Monarchen erkennen. Der mit einem Lorbeerkranz geschmückte winkt mit freundlicher Miene aber etwas gelangweilt dem Volke zu. Die Stimmung der Zuschauer steigt langsam immer höher. Lenz lässt sich von der Euphorie mit anstecken. Dann geschieht etwas Unerwartetes. Der Wagen des Kaisers hält direkt vor Lenz, er winkt ihn heran und reicht ihm von oben herab einen Dolch. Es scheint wie eine glanzvolle Bühne eines gottgleichen Herrschers. Lenz steht wie versteinert mit dem Geschenk in der Hand da, als ihm der Vater auf seine Pflicht des Dankes an den Kaiser verweist. Er kniet nieder, den Kopf gesenkt und die Hände mit der zweischneidigen Stichwaffe in die Höhe reichend. Dann setzt sich der Zug wieder in Bewegung. Lenz den Dolch fest an sich pressend, schaut dem Kaisen noch lang hinterher. Nach dem das Spektakel vorbei ist, wollen alle das Geschenk des Herrschers betasten. Lenz mit seinem Vater kann sich fast des Ansturms nicht erwehren.

Mit großen Eindrücken und einem unschätzbar wertvollen Geschenk des ersten Mannes des Reiches treten sie, nach dem sich alles beruhigt hat, die Heimreise an. Die Huldigung des kleinen Lenzes durch den Kaiser ist in aller Munde. Dieses Ereignis wird Lenz sein ganzes Leben begleiten. Es dauert nicht lang bis das Geschehene sich im Land verbreitet hat. So mit einem quasi Heiligenschein versehen, gelingt Lenz eine Kariere als Beamter. Er heiratet reich ein und hat mit seiner Frau zusammen fünf Kinder. Leider wird ein halbwüchsiges Zwillingspaar in den Fluten des Nils bei einem Bootsausflug ertrinken. Eine Stromschnelle verschluckt ihre Körper. Es bleibt ihm noch eine Tochter und ein Nachzügler mit dem Namen Wolter. Er ist ein eher kleiner aber sehr gewiefter Junge. Der Dolch des Kaisers wird bis zu seinem Tode im Jahre 370 nach Christus seinen Körper zieren. Auf Geheiß der Verwaltung müssen sie aus der Nilgegend weiter nach Westen ziehen. Dort, wo das Reich seine Pferde rekrutiert, soll Lenz die Verwaltung übernehmen. In der Zeit, in der die Westgoten zum christlichen Glauben übertreten, reist Lenz mit seiner Familie in die neue Heimat.

62. Sein Vater Sander wird im Jahre 292 als einziger Sohn des Ewalt in Syrien geboren. Weiter hat er noch zwei Schwestern. Seine Mutter Cornelia, die Tochter eines syrischen Kaufmanns, ist Sander eine gute Mutter. Von

seinen älteren Schwestern wird er sehr oft geneckt und verspottet. Das prägt ihn für sein Leben. Seine Beziehungen zu Frauen sind sehr distanziert. Die einzige Bindung zum weiblichen Geschlecht baut seine Mutter zu ihm auf. Sein Vater hält nur seine unnützen Schwestern in Schach. Im Laufe der Zeit müssen die beiden Zicken unter die Haube kommen. An der Enge des Reiches zwischen Persien und dem Mittelmeer wohnen sie am Weg von Judäa. Es ist eine sehr frequentierte Route, die auch mit Truppen in Richtung Osten abgesichert wird. Sander baut schon frühzeitig einen Handel mit Sklaven aus den Gebieten der Parther und Nordafrika auf. Seine Gewinnmarchen übertreffen bald die des Vaters. Er begnügt sich mit dem Vertrieb von Lebensnotwendigen für das Heer und die Bevölkerung. Die Rache des Sanders, seiner noch nicht verheirateten Schwester gegenüber, ist sehr perfide. Auf einer Reise in den Norden nimmt er sie unter Vorgabe von fadenscheinigen Gründen mit. Er transportiert in einem Käfigwagen mehrere Slaven als Verkaufsware. Seine Schwester Lutezia begleitet den Tross gelangweilt, ahnt aber nicht was Sander mit ihr vorhat. Nach drei Wochen kommen sie am Marmarameer an. Einen Tag vor dem Einzug in die Hafenstadt überwältigt er seine Schwester

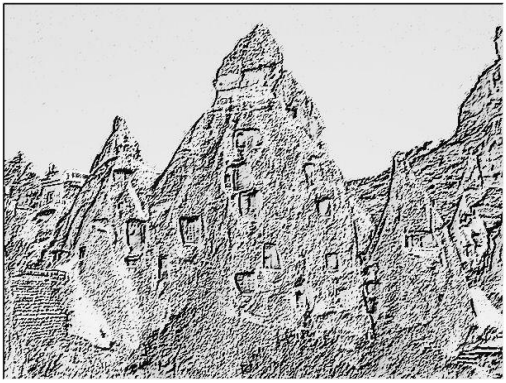
Lutezia, knebelt sie und sperrt sie mit in den Käfig der Sklaven.

Mit einem Narkotikum wird sie bis zur Zurschaustellung auf dem Markt ruhig gestellt. Die ansonsten sehr laute Frau und die Mitmenschen belastende scheint unter Drogen sehr umgänglich. Auf dem Markt bietet er seine Ware feil. Mit blumigen Worten preist er die Sklaven an. Zunächst gehen die kräftigen männlichen Unfreien weg. Auch besteht ein Bedarf an dunkelhäutigen jungen Sklavinnen. In der Hafenstadt werden auch von fahrenden Seeleuten Aufkäufe getätigt. Für Sander wäre eine Verschiffung seiner Schwester die beste Lösung. Der erste Tag bringt nicht den erhofften Erfolg. So lagern sie über Nacht etwas außerhalb der Stadt. Durch den Verkauf eines Platzes ist im Käfigwagen etwas mehr Platz zum Schlafen. Beaufsichtigt, durch die überall präsenten Legionäre, geht sich Sander in einer Taverne einen Wein genehmigen. Unter freien Römern knüpft er als Fremder reichliche Kontakte. Das kostet ihm aber reichlich Münzen. Allerhand vom Wein gefüllt, kommt er des Nachts zur Ruhe. Nach dem Motto: Nicht der frühe Vogel fängt den Wurm, sondern ein ausgeschlafener, beginnt sein Tagewerk etwas später. Mit schwerem Kopf holt er seine Ware am Stadtrand ab. Die schon muntere Lutezia schreit und tobt bei nachlassendem Narkotikum aus dem Käfig heraus. Die anderen Mitgefangenen freuen sich leicht mit Schadenfreude. Da greift Sander zur Peitsche und züchtigt das Sklavenpack. Sich in das Vermeintliche zu

fügen, werden sie ruhig und halten Lutezia fest am Boden liegend. Sander führt ihr wieder ein beruhigendes Mittel ein. Das ist auch im Sinne der anderen Mitgefangenen. Der Händler wird von einigen, auf Grund seiner Werbung vom Vorabend, in der Taverne erwartet. Gespannt schauen sie auf den herannahenden Wagen des Sklavenhändlers Sander. Mit Lachsalven verweisen sie auf die im Tran befindende alte „Krähe“. Dabei zeigen sie verächtlich auf Lutezia. Der Handel kann beginnen. Nun muss sich Sander etwas einfallen lassen, um nicht auf der keifenden Schwester sitzen zu bleiben. Ein Seemann aus der Provinz Britannien erweckt die Aufmerksamkeit des Verkäufers. Er spricht ihn direkt an, obgleich er noch kein Begehren für die Ware des Sanders zeigt. Erst als er Sklaven als Gesamtpaket oder unter Zugabe der in Trance befindlichen Lutezia anbietet, steigt das Interesse des Kunden. Es vergeht fast noch ein ganzer Tag bis man sich handelseinig ist. Der Fahrens Mann aus dem Norden erwirbt den Rest mit der Zugabe von Lutezia. Noch am Abend sticht das Schiff in See. Das Nachlassen der ruhig Gestellten erlebt Sander nicht mehr und verzieht sich schleunigst in Richtung Heimat. Er hat nie mehr etwas von ihr gehört. Seinen Eltern erzählt er, sie habe einen Mann gefunden, der sie gleich auch ohne Mitgift mit nach Germanien genommen hat. „So habe er die Schwester den Gatten gefreit“. Die ahnungslosen Eltern sind hinsichtlich der Aktivitäten

ihres Sohnes angetan. Sein Sohn Lenz wird in seine Stapfen treten und erfolgreich Handel treiben.

63. Generation zuvor ist der 261 geborene. Er erhält den Namen Ewalt. Er ist das Ergebnis der Liebe einer kappadokischen Mutter und dem Befehlshaber einer römischen Legion. Seine Kindheit fällt in die Zeit, in der die Goten in Kleinasien einfallen. Sein Vater muss mit seinen Männern in den Krieg ziehen. Er hat den Vater bis zum fünften Lebensjahr um sich. Dann kümmert sich die Mutter um seine Erziehung. Ewalt möchte mal so werden, wie sein Vater. Das Leben in Kappadokien findet in ausgehölten Felspyramiden statt. Sie sind durch den jungtertiären Vulkanismus entstanden. Die dicke Tuffablagerung hat eine Feenkaminlandschaft



entstehen lassen. Ein für den Sommer angenehmes Klima herrscht in den Unterkünften. In der Vielzahl der unterirdischen Städte leben bis zu dreißigtausend Menschen in mehreren Stockwerken. So manch ein Stollen reicht bis zu sechzig Meter in den Berg. Die

Gebilde der Steine lassen hier vor vielen Jahren mal ein Meer vermuten. Sein Ziel dem Vater nachzueifern missfällt, der Mutter und dem Großvater von mütterlicher Seite. Er setzt sich aber durch und lässt sich als Anwärter zum Legionär werben. Mit dem Entzug des Einflusses der Mutter absolviert er eine mehrjährige Ausbildung im Kriegshandwerk am Bosporus. Trotz der erblichen Vorbelastung des Vaters gelingt ihm so manche Attacke im Kampf untereinander nicht. Der Ehrgeiz ist vorhanden, aber das sanfte Gemüht der Mutter schlägt immer noch durch. So erreicht er seinen Abschluss an der Akademie gerade so. Es grämt ihm sehr, nicht der Beste zu sein. Nun will er es den anderen im Kampf gegen den Feind beweisen. Es dauert aber noch eine geraume Zeit, bis er zu seinem Einsatz kommt. In der noch friedlichen Periode marschiert das Heer in Richtung Süden. Es kommt durch Syrien nach Judäa bis in die Negev Wüste. Dort rasten sie am Fuße eines großen Tafelberges. Die Juden bezeichnen ihn als Berg Masada. Von dort haben sie einen Überblick über ein großes Gebiet. Nach einem Monat Rast ziehen sie weiter in Richtung Nil. Sie sollen die von Fremden besetzten Gebiete auf der linken Seite des Flusses befreien. Ewalt ist schon ganz aufgeregt. Mit flachen Booten setzen sie des Nachts unbemerkt über den Fluss. In dem Gebiet zwischen den Pyramiden und dem Nil kommt es zur Schlacht. Ewalt ist ein Teil der riesigen Kriegsmaschine der Römer. Er steht in erster Reihe mit seinem Schild dem Feind gegenüber. Als sich die

gepanzerte Schildkröte in Gang setzt, fliegen ihr Pfeile wie aus Gießkannen entgegen. Einige lichten die Reihen der Römer, die sofort wieder geschlossen werden. Verwundete werden nach hinten durchgereicht. Als es zum offenen Kampf Mann gegen Mann kommt, will Ewalt sich bewähren. In dem Durcheinander des Kampfgetümmels setzt er sich mit Todesverachtung durch. Sein Mut wird mit Erfolg gekrönt. Als sich die Schlacht zu Gunsten der Römer neigt, verspürt er von hinten einen Schmerz im Bein. Ein am Boden liegender Feind hat ihm mit letzter Kraft einen Hieb mit dem Schwert versetzt, bevor er verstirbt. Ewalt sackt zusammen und verbirgt sich unter seinem Schild. Sein Bein ist offen und blutet stark. Er versucht die Wunde zu schließen, als ein Gegner daran geht ihn von Oben sein Schwert in die Brust zu stoßen. Er sieht das Ende schon nahen, als ein Mitstreiter den Rivalen von Hinten sein Schwert über den Kopf zieht. Der kann den tödlichen Stoß gegen Ewalt nicht mehr ausführen. Da der Gegner nun die Flucht ergreift, ist die Gefahr vorüber. Schnell kümmert man sich um die Verletzten. Unter den Verwundeten ist Ewalt nicht lebensgefährlich verletzten, wird aber für sein Leben gezeichnet sein. Als Gehbehinderter ist er nun im Kampf nicht mehr zu gebrauchen. Nun hat sich die Vorhersage des Großvaters bewahrheitet. Nach einer ausgiebigen Genesung in Palästina am Meer kehrt Ewalt als noch lediger Kriegsveteran und Invalide nach Hause zurück. Mit Ehrenzeichen dekoriert ist er trotz Behinderung

eine gute Partie für seine Zukünftige. Er heiratet und hat vier Kinder. Er stirbt im hohen Alter für diese Zeit, mit 43 Jahren an einer nicht auskurierten Entzündung. Sein Leben hat er mit dem Handel bestritten. Mit seiner Familie siedelt er in Syrien, wo auch die Kinder zu Welt kommen.

64. Dessen Vater Ullen ist im Jahr 232 als Sohn eines Kriegshelden geboren. Seine Geburt fällt in die Zeit des Feldzuges gegen die Perser und Kämpfe der Römer gegen die Germanen am Rhein. Ullen wächst in einer römischen Militärdynastie auf. Es steht schon zeitig fest, welche Laufbahn er einschlagen wird. Schon als kleiner Bub spielt er mit seinen Freunden das Erobern von Gebieten. Es wäre wohl besser gewesen, wenn er auch die Verwaltung der besetzten Gebiete spielerisch erlernt hätte. Mit zwölf Jahren widerfährt ihm ein ungeahntes Schicksal. Auf Grund der Nachbarschaftsstreitigkeiten im Osten des Landes, wird in Verhandlungen beider Parteien der Austausch von je zehn Jünglingen vereinbart. Sie sollen der Garant des Friedens in der Region sein. So trifft es auch Ullen, der weg von seiner Familie und den Freunden in Feindesland aufwachsen soll. Es ist für die Kleinen ein bedeutsamer Einschnitt, in einer anderen Kultur aufzuwachsen, soll aber den Frieden zwischen den Völkern sichern. Sie werden in Persien ihren Stand

entsprechend erzogen und genießen das Wohlwollen der Erwachsenen wie die einheimischen Kinder.

Ullen lernt viel von der Kultur, des für ihn noch fremden Volkes. Mit etwas Wehmut schaut er manchmal in Richtung seiner alten Heimat. Die Kriegsführung zu Pferde mit Pfeil und Bogen war ihm bis jetzt noch nicht geläufig. Die kleinen wendigen Pferde sind für den flexiblen Kampf bestens geeignet. Die Strategie und Taktik wird er später in seinem Leben noch zu nutzen wissen, obgleich er noch nicht an das Kommende denkt. Unbeschwert verläuft seine Kindheit, obwohl sein Herz immer noch an Rom hängt. In kleinen Scharmützeln kämpft er an der Seite seines Ziehstaates gegen ausständige Gruppen im Osten. So lernt er das Reich fast bis an die chinesische Grenze kennen. Im Alter von fünf und zwanzig Jahren lernt er eine Frau kennen, die er ehelicht. Die vier Brüder seiner Braut sind mit der Verbindung sehr unglücklich. Es sind allesamt Heißsporne, die nach ihrer egozentrischen Mutter geraten sind. Die anbahnende Beziehung wird immer wieder durch sie torpediert. Ullen trifft sich anfänglich

nur heimlich mit seiner Zukünftigen Bitaa, die Unvergleichbare. Der Vater der Braut gewöhnt sich langsam an den Gedanken, einen römischen Schwiegersohn zu haben. Nur die hitzigen Brüder stören die Verbindung wo sie nur können. Die Intrigen Ullen gegenüber reißen nicht ab. Sie denunzieren ihn bei seinen Vorgesetzen im Heer. Man lässt ihm zwar spüren, dass er kein Perser ist, hält sich aber an die Vereinbarungen über die Behandlung der ausgetauschten Geiseln. Es kommt eines Tages zum Eklat. Nach reichlich Genuss von Alkohol trifft Ullen mit zwei seiner zukünftigen Schwager des Nachts zusammen. Es gibt ein Wort das andere bis es zu Handgreiflichkeiten kommt. Ullen kann sich der Beiden fast nicht erwehren. Als einer das Messer zieht, bangt Ullen um sein Leben. Er fasst den Angreifer an die Hand und versucht das Messer von sich zu wenden. Da ihm der zweite Bruder von hinten attackiert, stößt er zunächst mit dem Kopf rückwärts und trifft den hinter ihm stehenden voll an der Nase. Der lässt für einen Moment ab und Ullen dreht den Dolch von sich weg. Als er mit schmerzverzogenem Gesichter von hinter mit Gewalt gepackt und zwischen den beiden Brüdern geklemmt wird, ist es geschähen. Der Griff an seinen rechten Ellenbogen mit gleichzeitigem Schub nach vorn, rammt den Dolch zwischen beiden in den Oberkörper des Angreifers. Ullen löst sich und der Getroffene sinkt zu Boden, den in seiner Brust steckenden Dolch noch fest umschlungen. Bestürzt und regungslos steht der

eine Bruder vor dem am Boden liegenden. „Du hast ihn getötet“, meint er zu Ullen. „Meinen Bruder- dafür wird dich meine Schwester hassen! Sie wird dich töten. Du sollst einen qualvollen Tod sterben“, schreit er ihm ins Gesicht. Ullen schießen viele Gedanken durch den Kopf. Er spielt alle Szenarien durch. Am Ende ist er immer der Verlierer. Da zieht er kurz entschlossen den Dolch aus dem Leichnam und rammt ihn unerwartet dem zweiten Bruder in den Bauch. Nun nimmt er dessen Dolch und schiebt ihn den am Boden liegenden in die schon vorhandene Wunde. Im Schatten der Dunkelheit verschwindet er mit leichten Blessuren in sein Quartier. Nach einer gewissen Phase des Trauerns findet die Hochzeit des ehemaligen Römers mit einer Perserin statt. Die beiden anderen Brüder werden durch den Vater in ihre Schranken gewiesen. Nach dem zweiten Kind kehren sie nach einem Verwandtenbesuch im Westen nicht mehr in ihre Heimat im Osten zurück. Ullen ist ein nützlicher Berichterstatter über die Verhältnisse der gegnerischen Seite. Seiner Frau fällt der Schritt zwar schwer, aber sie fügt sich in ihr neues Schicksal. Der Hausherr stirbt mit vierzig Jahren an einer Pilzvergiftung, Er hinterlässt drei Töchter und einen Sohn.

65. Im Jahre 199 nach Christi Geburt wird Conrat als zweiter Sohn eines Kriegers geboren. Die Familie ist an der Grenze Makedoniens zu Griechenland stationiert. Dort der Vater mit Verwaltungsaufgaben betreut ist. Conrat wächst in eine Zeit hinein, in der es immer mal Auseinandersetzungen mit den Persern gibt. Er wird über zwei Jahre mit dem Kriegshandwerk vertraut gemacht. In seiner Kindheit wird sein großer Bruder Opfer eines

Schlangenbisses. ein Übermut wird ihm zu Verhängnis. Er hatte ein spezielles Hobby. Schon als halbwüchsiger fängt er giftige Schlangen und melkt ihnen das Gift ab. Damit stellt er schon als Kind wirksame Heilmittel her. Mehr aber experimentiert er an Sinn betäubende Essenzen. Er legt sich ein ganzes Lager von heilenden und giftigen Stoffen an. Am besten lassen sich Rauschmittel herstellen und unter seinen Freunden vertreiben. Conrat ist nur der kleine Bruder aber er lernt mit den Augen sehr schnell. Der Bruder stellt auch

einem Wund-Heiler einige Mittel zur Verfügung. Die Herstellung geht nur so lang, bis der Biss einer Schlange dem ein Ende setzt. Nach einiger Zeit und dem Verbrauch der vorhandenen Rauschmittel, zwingt die Nachfrage Conrat zum Handel. Mit vierzehn Jahren tritt ein neues römisches Bürgerrecht für alle Reichsbewohner in Kraft. Das kommt dem Handel mit Giften nicht nur für heilende Zwecke entgegen. Bald besitzt Conrat ein höheres Finanzpolster als sein Vater in der Verwaltung des Heeres. Da die allgemeine Wehrpflicht für alle im Reich gilt, muss auch Conrat seinen Dienst ableisten. Durch die Protektion des Vaters und seiner Schläue, verbringt er nach der Grundausbildung viel Zeit mit dem Fangen von Schlangen und der Verarbeitung der Gifte zu Essenzen, die seine Vorgesetzten ihm gerne abkaufen. Heute würde man sagen, er betreibt eine Drogenküche. So beschäftigt er andere, die ihm die Naturalien der Schlangen frei Haus liefern. Damit liegt das Risiko, gebissen zu werden, nicht mehr bei ihm. Als wohlhabender Legionär profitieren seine Vorgesetzen auch von seinen Geschäften. Unter dem Vorwand Medizin herzustellen, scheidet er aus dem aktiven Dienst mit der Waffe aus und konzentriert sich nur noch auf die Herstellung von Drogen und Ähnlichem. Er nimmt sich eine Frau und heiratet nach seinen beiden Schwestern. Sie sind einmal bei einem Krieger und die andere bei einem jungen Lebensmittelhändler untergekommen. Seine Zukünftige macht ihm schöne

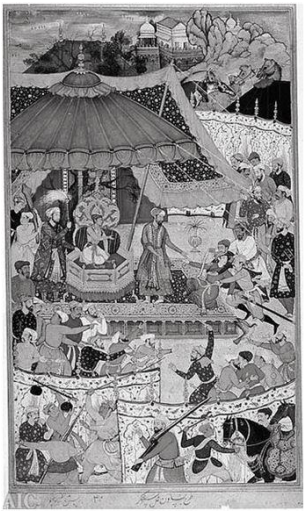
Augen wegen seines einträglichen Geschäftes. Sie schnupf auch hin und wieder seine Mittelchen. Ihm schmeichelt ihr Interesse. Er findet es nur schade, dass sie schon abhängig von seinen Drogen ist. In seiner jugendlichen Sturm und Drang Zeit wird sie noch vor der Ehe schwanger. Die beiden Elternteile drängen auf eine schnelle Vermählung der Beiden. Schnell wird noch eine Dampfhochzeit organisiert. Mit der festen Bindung entpuppt sich sein Weib als eine ziemlich verzogene und verwöhnte Tochter ihrer Eltern. Conrat bemerkt nicht, wie sie heimlich an seine Drogen geht und einnimmt. Er freut sich auf seinen Nachwuchs, auch wenn er sich noch nicht vorstellen kann, wie seine Frau sein Kind erziehen soll. Als eines Tages die Wehen beginnen, leitet die Geburtshelferin alles Nötige ein. Conrat wartet im Vorzimmer gespannt lauschend der Geräusche, die von der Geburt zu hören sind. Als er einen Schrei des Neugeborenen vernimmt traut er seinen Ohren nicht. Durch den Vorhang schallen zwei Stimmen, als wären es Zwillinge. Das Gejammer der Weiber dringt an sein Ohr. Er reißt wissbegierig den Sichtschutz zur Seite und erblickt sein Kind. Aber was hält die Amme da im Arm? Er traut seinen Augen nicht. Ihm wird ein kleiner unscheinbarer Körper ohne Beine und mit zwei Köpfen entgegen gehalten. Er ist außer sich. Wie kann so etwas passieren? Ist es eine Fügung Gottes wegen seinem wirtschaftlichen Erfolg? Oder ist seine Frau auch zu so etwas nicht fähig. Sie liegt im Bett, völlig regungslos. Da nimmt er ein Messer und

schneidet die beiden Kehlen des einen Körpers durch, sodass das Blut der Amme ins Gesicht spritzt. Voll in Rage wirft er den Torso in ein Gefäß und befiehlt daraus eine Suppe zu kochen und dann der Rabenmutter zum Fraß vorzuwerfen. Alle im Raum befindlichen sind zu tiefst geschockt. Er verlässt noch mit Blut beschmiert das Haus und geht in die Taverne. So bemerkt er nicht, dass sich zu Hause seine Frau in der Giftkammer zu schaffen macht und mit einer Überdosis ihrem Kind folgt. Das alles geschieht in der Abgeschiedenheit des Anwesens der Familie. Nach dem Ablauf der Trauerzeit freit Conrat ein neues Weib, mit der er drei gesunde Kinder aufzieht. Militärisch führt er vergiftete Pfeil und Speerspitzen ein, die ihm ein Denkmal in der Kriegsführung setzen.

66. Sein Vater Gabriel wurde im Jahr 165 nach Beginn der Zeitrechnung geboren. Seine Eltern haben ihn nach den biblischen Erzengel Gabriel benannt. Die Kindheit verbringt er an den Hängen des Vesuvs auf Sizilien, dort ist sein Vater stationiert. Er bewacht den Güterverkehr des Hafens. Auf Sizilien ist nicht mit viel Kampfhandlung zu rechnen. Es ist eher eine strategische Lage in fast alle Provinzen. Von hier kommt man entlang der Küste mit dem Schiff gut voran. So beginnt auch eine Reise einer römischen Delegation nach China im Hafen auf Sizilien. Gabriel, als junger Kadet, ist Mitglied auf dieser Reise. Wie weit er dabei sein wird, ist noch nicht klar.

Senatoren und Legionäre besteigen mit allerlei Waren das Schiff. Gabriel, als junger Matrose, lernt so viele hochrangige Personen kennen, obwohl das Ende der Reise noch nicht abzusehen ist. An den griechischen Inseln vorbei gelangen sie in die Ägäis, von wo es weiter in das Marmara Meer geht. Die Schiffstour ist für die Teilnehmer noch eine angenehme Reise. Durch den folgenden Bosporus kommen die Schiffe ins Schwarze Meer, von wo sie sich an die östlichste Spitze bewegen. Der Landweg wäre durchaus beschwerlicher gewesen, als die ruhige Seefahrt. Ganz im Osten, in der Provinz Armenien, gehen sie an Land. Alle Waren und Gerätschaften werden auf Karren verstaut und das Schiff wird sicher auf Reede gelegt und von den Armeniern bewacht. Gabriel ist „Bestandteil“ der Delegation auch nur als Ergänzung aber immerhin. Mit dem Segen der verfeindeten Perser oder Parther ziehen sie südlich des Kaspischen Meeres durch das Land der Perser. Sie durchqueren Wüsten und Gebirgszüge bis nach China. Mit dem Erreichen der Grenze ist aber erst die halbe Strecke geschafft. Der Weg bis in die Hauptstädte der drei Reiche Wie, Wu und Shu führt am Fuße des gewaltigen Himalaja Gebirges vorbei. Chinesische Reiterboten kündigen sie in der Hauptstadt des Shu Reiches schon an. Von der Landbevölkerung werden sie mit großen Augen bestaunt. Sie haben alle noch nicht solch fremdartige Menschen gesehen. An ihren Rastplätzen lernen sie auch fremdartige Nahrung kennen. Von weitem werden sie von den einheimischen

Reitern beobachtet. Einmal gibt es aber einen Zwischenfall. Beim Durchzug durch ein Dorf kommt es aus Verständigungsschwierigkeiten zu einem Eklat. Die Krieger beider Seiten greifen blitzschnell zu den Waffen und stehen sich feindselig gegenüber. Nur das beherzte Intervenieren des ältesten Senators der Delegation verhindert schlimmeres. Nach dem Austausch von kleinen Geschenken zieht der Tross weiter. Mit der Ankunft der Römer in der Hauptstadt Chengdu kommt ihnen schon eine Vorhut entgegen. Sie begleitet die Gäste zunächst in ein außerhalb gelegenes Gästehaus des Kaisers. Dolmetscher versuchen zu erkunden, was die Römer von Ihrem Kaiser wollen. Nach dem alle Unklarheiten beseitigt sind, gewährt ihm der Heerscher eine Audienz.

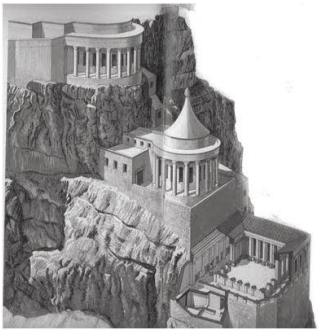


Mit Geschenken bestückt, versuchen sie den Fremden für sich zu gewinnen. Ihr Plan scheint auch aufzugehen. Mit ruhigen und freundlichen Worten geht man zunächst zum Essen über. Die Situation scheint sich zu entspannen. Eine zentrale Regierung existiert seit dreißig Jahren quasi nicht mehr und das Reich ist in drei Teile zerfallen. Der Gastgeber ist auf seine anderen Teilregenten nicht gut zu sprechen. Auch für die Römer ist eine

Verhandlung nur mit einem Teil des riesigen Reiches nicht effizient. Aus diplomatischen Gründen ist nach der Zerschlagung des Westreiches hier der beste Verhandlungsplatz. Gabriel steht, als der Schrift kundig, hinter den Verhandlungsführenden und notiert das Nötigste. Mit kleinen Skizzen versucht er, dem Herrscher das Leben in Rom näher zu bringen. Er findet an den Zeichnungen des unbedeutenden Gabriel gefallen. Als Zeichen der Dankbarkeit, aber nicht ohne Hintergedanken, schenkt der Kaiser der Delegation drei Frauen und fünf Männer zur persönlichen Verwendung. Sie fühlen sich geschmeichelt. Er erwartet natürlich eine Gegenleistung. Er besteht auf Gabriel als Hofzeichner und Chronist, den er in sein Herz geschlossen hat. Man wird sich schnell handelseinig und kehrt mit vielen neuen Düften, Gewürzen und Früchten zurück. Nach dem Tod des Kaisers wird ihm nach sechs Jahren gestattet, in seien Heimat zurückzukehren. Die neuen Machthaber haben keine Verwendung für ihn. Mit fast dreißig Jahren begibt er sich mit zwei einheimischen Dienern auf die lange und beschwerliche Reise. Es ist belegt, dass er als sehr gelehrter Mann mit Kenntnissen fremder Kulturen noch ein uneheliches und zwei eheliche Kinder zeugt. Er erlebt seine Kinder aber nur bis zum achten Lebensjahr. Er stirbt mit achtunddreißig Jahren an einer Infektion.

67. Sein Vater Clewin wird im Jahr 128 nach der Zeitenrechnung geboren. Die Familie lebt am östlichen Ufer des Toten Meeres an der Grenze zu Arabien. Sie ist schwach frequentiert, da sich über weite Strecken dahinter Wüste befindet. So wächst Clewin mit seinen Geschwistern recht ruhig auf. Bis, wie die Geschichte uns lehrt, alles Mal ein Ende hat, da es auf der Ostseite des Sees einen Aufstand der dortigen Bevölkerung gibt. So widerfährt der Familie die Entführung ihres zwölfjährigen Clewin durch die Juden. Die römischen Besatzer sind bei der einheimischen Bevölkerung sehr verhasst. Eines Abends, als Clewin sich ins tote Meer mit seinem hohen Salzgehalt setzt, wird er von jüdischen Siedlern entführt, weil ihm das seine Mutter ans Herz gelegt hat. Sein Vater, als Wachhabender Römer, ist für die Juden die Projizierung der Macht Roms. Clewin ist nicht der Einzige der entführt und verschleppt wird. Mit diesen Ereignissen wird der Machtapparat des Reiches in Kraft gesetzt. Mit den heranrückenden Römern, die alle Siedlungen von Norden her durchkämmen, flieht die einheimische Bevölkerung in den Süden des Landes. Dort befindet sich ein Felsmassiv mit dem Namen Masada. Viele fliehen vor den heranrückenden Truppen auf die Bergfestung. Auch werden die römischen

Geiseln dorthin gebracht. Clewin trifft dieses Schicksal auch.



Masada ist ein Felsplateau mit steil abfallenden Hängen mit hohem Verteidigungspotential. Die anrückenden schweren Besatzer lagern am Fuße des Massivs. Clewin wird mit anderen in einer Zisternen ähnlichen Vertiefung festgehalten. Es befindet sich weit über tausend Menschen auf dem vier hundert Meter hohen Fels. Sie sind gegenüber den verhassten Römern zu allen entschlossen. So vergehen die Tage und Wochen. Mit Katapulten versuchen die Belagerer Brandsätze nach oben zu schießen. Der auf den Berg führende Schlangenpfad wird zerstört und ist auch von oben gut zu verteidigen. Die Belagerer lassen allerlei Baumaterial herbeischaffen. Mit einer Rampe versuch sie die Ausständigen zu bezwingen. Es misslingt aber. Die Ernährung der Kindergeiseln wird mit der Zeit vernachlässigt. Die Eingeschlossenen planen die Kinder als Rache vom Berg in die Tiefe zu stürzen. So wollen sie von den Römern Mitleid erzwingen. Sie werden jeden zweiten Tag ins Freie gelassen und dürfen sich dort frei bewegen. Ein Entkommen ist in der Höhe ausgeschlossen. Der kleine Clewin schaut sich aber interessiert um. Als er seinen Kopf über den steil abfallenden Hang hält, meint einer: „Schau nur runter,

da schmeißen wir euch in die Tiefe“. Erschrocken schaut Clewin ihn an. Zurück in seinem Verließ erzählt er das Vernommene seinen Mitgefangenen. Sie wollen sich beim nächsten Freigang nach Möglichkeiten einer Flucht umschauen. Einer von den Kleineren liegt in der Ecke mit starkem Fieber. Ihm wird die eventuelle Flucht nicht gelingen. Ohne Lebensmittel und ein zu Ende gehender Wasservorrat ist das Leben von allen in Gefahr. Clewin hat durch seinen Vater schon als kleiner Bub gelernt, mit offenen Augen durch die Welt zu laufen. Beim nächsten Freigang hat sich die Stimmung erheblich verschlechtert. Auf den schönen Ausblick von hier oben achtet nun niemand mehr. Die Menschen liegen soweit wie möglich im Schatten. Nur noch wenige bewachen den Abgrund, an dem die Legionen lagern. Clewin mit seinen Freunden inspizieren die seitlichen Hänge genau. Ihm fällt auf, dass dort wo sie hoch gekommen sind, am Schlangenpfad, es eine Möglichkeit der Flucht geben könnte. Als man sie wieder einsperrt, ist der erkrankte Junge verstorben. Eine Bestattung auf dieser Höhe ist nicht möglich. Sie werfen den Leichnam über die Klippen in die Tiefe. Das ist das Signal für Clewin etwas zu unternehmen. Die Jüngeren unter ihnen verstehen noch nicht den Grund ihrer Flucht. Clewin überzeugt sie aber von der Notwendigkeit. Eines Tages, als die Wolken etwas Kühle spenden, wollen sie es wagen. An diesem Tag halten sie sich alle gegenüber dem sogenannten Schlangenpfad auf. Anschließend schlendern sie unauffällig in Richtung

des Selbigen. Ohne groß nachzudenken, fassen sie sich gemeinsam an den Händen und springen in die Tiefe. Unter Geschrei stürzen sie im freien Fall zwanzig Meter in die Tiefe und schlagen dann auf einer schiefen Ebene auf. Die Wucht lässt sie auf dem Geröll bergabwärts rutschen. Schreiend versuchen sie mit Händen und Füßen die Fahrt zu stoppen. Vor dem nächsten Grat gelingt der Halt nur zwei Jungen, die anderen werden weiter in die Tiefe gerissen. Clewin und sein Freund robben auf allen Vieren nach rechts in Richtung des Pfades und laufen dann geschwind ins Tal. Dort werden sie schon von den eigenen Leuten empfangen. Ausgezehrt vor Hunger und Durst kehrt Clewin zu seiner Familie zurück. Diese Erfahrung wird sein ganzes Leben prägen. In der Ehe hat er drei Kinder und er verstirbt im Jahr 172 nach der Zeitenwende.

68. Im Jahre 103 nach Christi Geburt wird Zararas als achtundsechzigster Vorfahre geboren. Er ist der Vater des Clewin. Sein Elternhaus steht in der syrischen Hochebene. Der Vater wird an das Tote Meer abkommandiert und so muss die Mutter Zararas allein groß ziehen. Die Zeit der unbeschwerten Jugend geht schnell vorüber und er erhält, wie fast alle, seine Ausbildung im Heer. Danach wird er an der Ostgrenze des Reiches versetzt. Er lernt im Grenzgebiet zu Persien eine Frau kennen und gründet eine Familie. Eines Tages kommt eine Gesandtschaft aus Indien an seine Grenze. Sie führen zwei Elefanten mit sich. Der in Seide gekleidete Fürst ist auf dem Wege nach Rom. Nach

einer Einreiserast erhalten Zararas mit noch Dreien, den Befehl, die Gesandten aus Indien nach Rom sicher zu begleiten. Trotz seiner Familie ist das für ihn eine willkommene Abwechslung in seinem tristen Leben an der Grenze. Gesichert durch den Schutz der Legionäre kommen sie gut voran. Sie durchqueren die kappadokische Landschaft und gelangen so an den Bosporus. Es ist sehr abenteuerlich mit den beiden Elefanten auf das andere Festland überzusetzen. Ihre Ankunft in der Hauptstadt wurde durch die im ganzen Reich stationierten Brieftauben nach Rom getragen. Nach dem sie das Nordufer erreicht haben setzen sie ihre Reise fort. Nun halten sie sich immer in Richtung Westen in die Provinz Makedonien. Von dort setzen sie an der engsten Stelle der Adria nach Tareotum in Italien über. Die Passage der ungefähr fünfzig Meilen gestaltet sich anfänglich als unkompliziert. Die vier Boote stechen in See, wobei sich in einem Boot ein liegender Elefant befindet. Die ständig wechselten Strömungen aus und in die Adria hinein treiben die Boote auseinander. Zararas der Führer befindet sich an der Seite des Besuches aus Indien. Sie schauen beide mit bedenklicher Miene bei zunehmender Flut nach den anderen Booten. Das rettende Land schon in Sicht, schallt das Splittern von Holzbalken über die See. Aus der Ferne erkennen sie, wie der große Elefant mit seinem Gewicht durch den Boden des Schiffes gerutscht ist. Die beiden Betreuer verschwinden in den Fluten. Es entsteht Unruhe bezüglich des nun schwimmenden

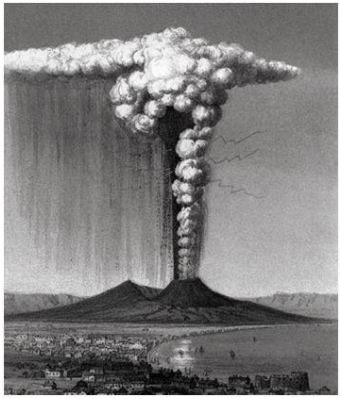
Kolosses. Er könnte die anderen Kähne mir einer Attacke ebenfalls zum Kentern bringen. Nun machen sich alle daran nicht nur mit dem Wind im Rücken voran zu kommen, sondern selbst mit Hand anzulegen und durch Paddeln mehr Fahrt aufzunehmen. Durch Rufe nach dem Elefanten wollen die Fremden das Tier bewegen, selbst ans Land zu schwimmen. Unter großen Anstrengungen erreichen die Boote das rettende Ufer.

Wie ein Wunder steht der Kollos munter auf einer Sandbank, zweihundert Meter vom Ufer entfernt und wackelt mit dem Rüssel. Mit Futter und Rufen, auch des zweiten Dickhäuters, versuchen sie ihn zu animieren seinen Weg fortzusetzen. Nach einer Weile entschließt er sich doch, durch das tiefer werdende Wasser zu schwimmen, um so ans Ufer zu gelangen. Die Freude ist bei alle groß, als der Dickhäuter sich im Sand wälzt. Am darauf folgenden Tag setzen sie auf dem Landwege ihre Reise nach Rom fort. Vor den Toren der Stadt werden sie in Empfang genommen und mit gebührendem Zeremoniell durch die Straßen zum Palast geführt. Die beiden Elefanten sind die Attraktion für die Schaulustigen. Für Zararas ist nun die Aufgabe erledigt und er begibt sich mit seinem

Mannen in die Militärunterkunft. Nach einer Woche wird er für seinen Einsatz ausgezeichnet und in das ruhige Gebiet zwischen Arabien und dem Totem Meer versetzt. Ob es sich um das gepriesene Land handelt, wird die Zeit zeigen. Er holt seine persische Frau und die Tochter in den Süden, wo sie zwei weitere Kinder bekommen. Die Familie lebt sich in der neuen Heimat nicht ein. Der Zararas verstirbt mit achtunddreißig Jahren eines natürlichen Todes. Damit liegt er in der durchschnittlichen Lebenserwartung für diese Zeit.

69. Gallus wurde Anfang des Jahres 79 nach Christi im Pompeji geboren. Zu dieser Zeit ist es eine prosperierende Stadt mit Wein und Olivenpflanzungen an den Hängen des Vesuvs. Der nahe liegende Vesuv macht es möglich. Der Vater des Gallus hat das Handwerk des Müllers gelernt. In einer bikonischen Mühle aus Lavagestein mahlt er Mehl für die über dreißig Bäckereien der Stadt. Es ist geplant, dass sein Sohn diese Tradition fortsetzt. Zur Sommersonnenwende erhält er den Auftrag von der Verwaltung aus Rom seine Zelte in Pompeji abzubrechen und in Rom, seiner Tätigkeit nachzugehen. Zunächst missfällt ihm dieser Auftrag. Dann entschließt er sich doch sein Haus zu verkaufen und in der Hauptstadt neu anzufangen. Mitte August ist alles abgewickelt und er verlässt mit seiner Familie die Stadt

mit dem über tausendvierhundert Meter hohen Vesuv im Rücken.



Als sie in Rom ankommen, verdunkelt sich der Himmel in Richtung ihrer alten Heimat. Gallus ruft: „Der Berg spuckt Feuer“, da nickt sein Vater zustimmend den Kopf. Es soll der Tag sein, an dem seine Heimatstadt neben anderen von der Lava verschluckt wird. Gallus findet in der großen Stadt, die ihm wahrscheinlich das Leben gerettet hat, schnell neue Freunde. Er wird nicht Müller, wie sein Vater, sondern besucht nach seiner Grundausbildung zum Legionär eine weiterführende Ausbildung zum Kommandeur. Unter den Söhnen der reichen Patrizier hat er, aus dem Handwerk kommenden, einen schweren Stand. Es gelingt ihn aber, unter großen Mühen, der Abschluss. Jetzt kann er zwar noch keine Legion, aber ein Teil davon befehligen. Sein erster Einsatz wird mit dreiundzwanzig Jahren der Krieg gegen die Daker nördlich der Donau sein. Mit der Überlegenheit der römischen Soldateska werden die Daker in den Karpaten besiegt und Gallus ist bei der Gründung einer neuen Provinz mit dabei. Um das errichtet Lager herum sieden sich Menschen an, die von den Besatzern im gegenseitigen Interesse profitieren.

Daraus entsteht Jahrhunderte später eine Stadt. Durch die Stationierung in der Provinz Dacia nimmt sich Gallus ein einheimisches Weib zur Frau. Das sieht der Herrscher des Gebietes gern. Mit der Verschmelzung von Völkern sollen die Gebiete besser befriedet werden. Das ist der Wunschgedanke. In der Praxis des Gallus sieht es aber anders aus. Mit der Heirat einer Karpatin schlägt ihm viel Zwietracht seiner Schwiegereltern entgegen. Sie haben mit der Eheschließung den Kontakt zu ihr abgebrochen. Nach dem das Paar ihr zweites Kind bekommen hat, will Gallus mit seiner Frau den feindselig gesonnenen Eltern ihren Enkel vorstellen. Mit gemischten Gefühlen des Gallus machen sie sich auf den Weg in die Karpaten. Im Höhendorf angekommen, schauen schon alle aus ihren Hütten auf das Paar. Als sie vor der Hütte der Brauteltern stehen, rührt sich nichts. Erst als sie rufen, schallt es von innen Unverständliches. Als sich die Tür öffnet, sehen sie die gebrechliche Mutter regungslos stehen. Gallus Frau streckt die Hände in Richtung ihrer Mutter. Gallus hält die beiden Kinder im Arm. Die Spannung scheint sich zu entspanne, als die Mutter ihrer Tochter entgegen läuft. Sie hegt das gleiche Ansinnen, als ein Speer aus der Hütte heraus der jungen Mutter durch die Brust stößt. Die noch leicht glückliche verzieht das Gesicht und stürzt durch die Wucht des Durchschlages zu Boden. Es ist nur der Aufschrei der Schwiegermutter zu hören, der an den Hängen wiederhalt. Gallus versteht die Welt nicht mehr. An

dieser Stelle bringt ein Vater seine Tochter wegen ihres Ehemannes um. Die beiden Kleinen begreifen noch nicht das Geschehene. In Gallus kocht die Wut gegen den Vater und Mörder seiner Frau hoch. Er setzt die Kinder ab, verbietet seiner Schwiegermutter sich ihren Enkelkindern zu nähern und stürmt mit seinem Kurzschwert in die Hütte. Ohne ein Wort nur mit Gebrüll schlägt er ihm den Kopf ab. Das Blut spritzt ihm dabei ins Gesicht. Als er nach draußen tritt, verbirgt die Schwiegermutter ihr Gesicht tief in ihren Händen. Gallus schmeißt den am Schopf gefassten Kopf auf den Dorfplatz. Auf einer konfiszierten Karre bringt er seine tote Frau von diesem Ort und begräbt sie auf dem Weg nach Hause. Im Fort angekommen, berichtet er alles seinen Vorgesetzten und bittet um vorzeitige Entlassung aus dem Dienst. Er will mit einem Handwerk dem Heer dienen. Nach langen Beratungen soll er als Zivilangestellter die Legionäre mit Mehl versorgen. Da die Stelle des Müllers gerade vakant ist. Er heiratet später die Amme seiner Kinder und zieht nach Bedarf des Reiches in den Süden.

70. Antonius wird im Jahre 48 nach der Zeitenrechnung als Sohn eines freien Hausdieners geboren. Die Familie des Antonius lebt in der Nähe von Neapel auf dem Lande bei einer Großgrundfamilie. Sein Vater betreibt im Auftrag des Herrn umfangreiche Landwirtschaft. So wird Antonius schon zeitig mit der Herstellung von Lebensmitteln vertraut gemacht. Ihm fasziniert die Herstellung von Mehl aus Getreide, da er sich als Kind

sehr oft in der Mühle aufhält. Schon mit vierzehn Jahren hilft er mit und erlernt so das Handwerk eines Müllers. Seine Geschwister hingegen interessieren sich für ganz andere Dinge. Gemeinsam sitzen sie abends zusammen und lauschen den Erzählungen des Vaters über seinen Vater. Er hat ihn selbst nicht mehr kennengelernt, aber seine Geschichten seien in aller Munde. Er wurde vor fast einem halben Jahrhundert geboren und vor fünfzehn Jahren in Palästina ans Kreuz genagelt. Sie sind alle sehr gespannt, wenn von ihrem Großvater erzählt wird. Seine Gefährten ziehen jetzt noch durch das Land und verkünden seine Botschaft zum Leitwesen der Patrizier. Antonius bedauert, seinen Großvater nicht kennen gelernt zu haben. Durch die Herrschaft seines Vaters und dem Kontakt mit dessen Kindern lernt Antonius Lesen und Schreiben. Nun hat er die Möglichkeit, die vom Vater erzählten Geschichten von dessen Vater niederzuschreiben. Durch eine Nummerierung bring er System in seine Aufzeichnungen. Langsam finden Freunde der Familie auch Interesse an den Aufzeichnungen und so verbreiteten sich die Aussagen, Thesen und Taten im ganzen Land. Vor lauter Schreiben vernachlässigt er den erlernten Beruf des Müllers. Nicht allen gefällt aber, was dort nieder geschrieben steht. Er wird nach Pompeji in eine Kornmühle als frisch gebackener Müller verpflichtet. Vor seiner Abreise saugt er noch die letzten Geschichten des Vaters auf, die er auch später niederschreiben kann. Am Fuße des Vesuvs kommt er in

eine große Stadt mit vielen Annehmlichkeiten. Mit seine Großvatergeschichten stößt er auf wenig Gegenliebe unter der Bevölkerung. Ihr ist das süße Leben weitaus angenehmer als die Thesen und Gebote eines Verstorbenen. Bei seinen öffentlichen Reden auf den unterschiedlichsten Plätzen hören ihm anfänglich viele einfache Leute zu. Der Obrigkeit missfällt die Aufwiegelung der Massen gegen die Herrschaft und die Zustände im Reiche. Er steht wie jeder Andersdenkende unter Beobachtung der Reichsregierung im Lande. In den Jahren als Müller, der über dreißig Bäckereien mit Mehl beliefert, schafft er sich nicht nur Feinde mit seinen Thesen, sondern er gewinnt auch viele Anhänger unter dem einfachen Volk. Sie nennen sich Christen und treffen sich sehr oft im Geheimen in unterschiedlichen Häusern. Dort erzählt Antonius von seinem Großvater. Viele hören ihm gespannt zu und verbreiten das Gehörte mit Mundpropaganda weiter. Die Gebote der neuen Gemeinschaft stehen in vielen Dingen konträr zu den bestehenden Reglungen der Römer. Als eines Tages Antonius vom

Untergang der Stadt Pompeji spricht, reagiert die Verwaltung und die Legionäre nehmen den Unruhestifter fest. In einem Schauprozess soll er zum Tode verurteilt werden. Im Beisein seiner Anhänger findet die Verhandlung auf einem großen öffentlichen Platz statt. Die Gerichtsbarkeit des römischen Stadthalters ist allen wohl bekannt. Obgleich Antonius ein angesehener Handwerker ist, soll ihm die Strafe wie jeden anderen treffen. Auf die Rede der Anklage folgt die Gegenrede der Verteidigung. Es ist ein Verfahren, dass nach zweitausend Jahren noch angewendet wird. Da schon damals das Richten ein Akt des Stärkeren ist, wird er zum Tode durch Steinigung verurteilt. Schon am folgenden Tag soll es vollstreckt werden. Angekettet vor einer Wand richtet er das Wort an die ihn Richtenden. Mit sicherer Stimme meint er: „Wer denkt, er sei frei von Schuld, der werfe den ersten Stein“. Gleichzeitig weist er mit der Hand gen Himmel. Dort erscheint deutlich ein Kreuz mit einem „P“ in der Mitte. Die Anhänger des Antonius sinken auf die Knie und dem Henkern fallen die Steine aus den Händen. Den Finger in die Höhe gestreckt, ruft Antonius: „Das ist das Zeichen des Herrn“. Der herbei geeilte Präfekt hebt seinen rechten Arm und ruft aus: „Lasst uns den Antonius begnadigen und verbann ihn aus der Stadt. Da ist die Freude unter seinen Anhängern groß. Auch wenn er aus Pompeji fortgeht, bleiben seine Gedanken in der Stadt. Keiner will aber seiner Prophezeie trauen. Mit dem Weggang aus der Stadt ist einige Tage später der

Untergang im August des Jahres 79 besiegelt. Der Vesuv begräbt die Stadt unter seiner Asche.

71. Nasrin wird Jahre 25 nach Christi Geburt in einer Stadt in Persien geboren. Er wächst bei seiner Mutter und den Großeltern auf. Sein Vater ein Prediger, der auf seinen Weg von Palästina nach Indien und zurück einige Zeit bei ihnen Rast gemacht hat, wurde mit der Tochter des Hauses getraut. Nach einem Monat zieht der junge Reisende, den auch einige Messias nennen, weiter. Ihm umgibt eine geheimnisvolle Aura. Seinen Worten hören viele zu und sind von seiner Güte beeindruckt. Er erlebt die Niederkunft seiner in Persien geschwängerten Frau nicht, da ihm sein Weg und die Mission, die er verfolgt schon weiter ziehen lässt. Der kleine Nasrin ahnt nicht, wer sein Vater ist. Er erfährt nur von seiner Mutter was er für Taten vollbracht hat. Seine Großeltern sprechen, von den mit langem Haar und sehr einfach gekleideten, mit etwas Häme. Sie wollen aber dem Enkel seinen Vater nicht vermiesen. Im Alter von acht Jahren macht sich seine Mutter mit ihm auf den Weg, seinen Vater aufzusuchen. So soll Nasri seinen Vater kennenlernen und von ihm lernen. Sie treffen in Palästina ein. Es ist Ende März, eine Woche vor dem 3. April. Erschöpft von der Reise machten Nasrin und seiner Mutter Rast, mehrere Meilen vor Jerusalem. Von den Vorbeireisenden hören sie von den Wundern eines Messias. Ob es wohl der Vater des Nasrin ist, von den

alle sprechen? Er ist schon sehr gespannt, ihn kennen zu lernen. Am Folgetag ziehen sie weiter immer auf der Suche nach dieser Person. Sie irren drei Tage in der Gegend herum, ohne ihn zu finden. Jeder hat von ihm gehört und kennt seine Wunder. Sein Name wird aber nur unter vorgehaltener Hand ausgesprochen. Die Häscher der Römer haben immer ein offenes Ohr für Aufwiegler und Quertreiber. So bezeichnen sie den neuen Propheten. Nasrins Mutter verbirgt die Identität ihres Jungen in ihrem Herzen und beschwört ihren Sohn seine Herkunft niemanden preis zu geben. Sie hören von Verhaftungen der Römer und eventuellen Hinrichtungen. Sie denken sich aber nichts dabei. Nasrin soll in seinem Alter auch noch nicht solche Grausamkeiten miterleben. Gegen Mittag des 3. April, es ist ein Freitag, treffen sie von Norden kommend, in Jerusalem ein. Es besteht ein reger Trubel. Ab Mittag verdunkelt sich der Himmel mit schwarzen Wolken als läge großes Unheil über der Stadt. Die Menschen werden in Angst und Schrecken versetzt und alle schauen auf das Himmelszelt. Nun erfahren sie in den Straßen von der Kreuzigung dreier Männer, von denen einer Jesus Christus sein soll. Das trifft Nasrin und seine Mutter sehr. Er soll nun nicht mehr die Bekanntschaft mit seinem Vater machen? Eilig machen sie sich durch die Stadt zum Berg Golgata, wo die Kreuze stehen sollen. Gegen halt drei erreichen sie die Kreuze. Am Fuße der Hinrichtungsstätte würfeln Soldaten um die

wenigen Habseligkeiten der an das Kreuz Genagelten. Nasrin sieht den leidenden Vater und schaut zur Mutter hoch. Sie zeigt mit der Hand in Richtung Jesus. Er erkennt sein ehemaliges Weib aus Persien und nickt mit schmerzverzerrten Gesicht. Dann schiebt sie Nasrin vor sich und zeigt auf ihn seinen Namen nennend. Das letzte was ihm über die Lippen kommt ist der Name seines Sohnes Nasrin, bevor ein geharnischter Römer dem Leben des Heilands mit dem Stoß seiner Lanze in die Seite ein Ende setzt. Die Mutter verbirgt das Gesicht ihres Sohnes in ihrer Hand und wendet sich ab. Er wird dieses Ereignis und den Blick des Vaters nicht vergessen. Es ist nach drei Uhr am Nachmittag als Nasrin der Vater genommen wird. Schnell verlassen sie die Stelle des Schreckens. Sehr betrübt von den Erlebten rasten sie im Zentrum der Stadt. Am Sonntag wollen sie am Grab des Vaters Blumen niederlegen. Als sie an der Felsengruft ankommen, steht diese auf und der Leichnam ist verschwunden. Sie finden nur noch das Leichentuch des Vaters. Die Mutter legt es zusammen und packt es in ihre Tasche. Von da aus ziehen sie weit in den Norden des Landes nur weg von diesem Ort. Nach einer langen Wanderung kommen beide in Süditalien auf dem Lande

bei einem Patrizier unter. Das Leichentuch bleibt lange in Besitz der Familie, bis es ein Nachfahre in Rom der sich erstarkenden christlichen Glaubensgemeinschaft Stiftet. Nasrin arbeitet in der Landwirtschaft und erlernt den Beruf eines Müllers. Er ist neben den Gefährten des Jesus Christus, einer der Verbreiter seiner Lebensphilosophie.

72. „Es begab sich zu der Zeit als ein Gebot vom Kaiser Augustos ausgeht, dass alle Welt geschätzt würde. Diese Volkszählung ist die Allererste und sie geschieht zurzeit als Quirinius Stadthalter in Syrien ist. So geht jeder Mann zum Schätzen in seine Stadt, wo er seinen elterlichen Grundbesitz hat. Da macht sich auch Josef aus Galiläa aus der Stadt Nazareth in das jüdische Land zur Stadt Davids, die da heißt Bethlehem, da er aus dem Hause und Geschlechte Davids ist, damit er sich schätzen lässt mit Maria seinem vertrauten Weibe. Sie ist schwanger und als sie dort sind kommt die Zeit, dass sie gebären soll. Sie bekommt ihren ersten Sohn und wickelt ihn in Windeln und legt ihn in eine Krippe, denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge. Es sind Hirten auf dem Felde, die hüteten des Nachts ihre Herde. Da erschien ihnen der Engel des Herrn und die Klarheit leuchtet um sie. Sie fürchten sich sehr und der Engel spricht zu ihnen: „Fürchtet euch nicht, denn ich verkündige euch große Freude, die allen Volk widerfahren wird. Denn euch ist heute der Heiland

geboren, welcher ist Christus der Herr in der Stadt Davids. Als Zeichen habt ihr das Kind in Windeln gewickelt und in einer Grippe liegend. Als bald sind beim Engel die himmlischen Heerscharen, die loben Gott und sprechen: “Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden bei den Menschen seines Wohlgefallens“.

Als die Engel gen Himmel fahren sprechen die Hirten untereinander: „Lasst uns nun gehen nach Bethlehem und die Geschichte sehen, die da geschehen ist und uns der Herr kundgetan hat. Sie kommen eilend und finden Maria und Josef dazu das Kind in der Krippe liegend. Als sie es gesehen haben breiten sie das Wort aus, das zu ihnen von diesem Kind gesagt war und alle vor die es kommt wundern sich über das was ihnen die Hirten sagen. Marie behält alle diese Worte. Sie bewegt sie in ihrem Herzen und die Hirten kehren wieder um und preisen und loben Gott für alles was sie gesehen und gehört haben.